L. XVII 65.

Kyg. e. 41

Orthobiotik

oder

Die Lehre vom richtigen Leben.

Von

Dr. J. C. A. Heinroth,

Königl. Sächs. Hofrath, Professor der psychischen Therapie an der Universität Leipzig, der medizinischen Facultät und des academischen Senats Beisitzer, Mitgl. m. gel. Gesellsch.

Dr. Heinroth

Leipzig,

bei Karl Tauchnitz.

1839.

= cvac. III. B. 108. h. c. 745. =

Staats-Bibliothek Hamburg

Vorwort.

Der Verfasser hat seit einer Reihe von Jahren auf hiesiger Universität academische Vorträge über die Wissenschaft gehalten, der er den Namen Orthobiotik gegeben hat, welcher bisher, so viel er weiß, nicht gebräuchlich war. Diese Orthobiotik ist weder Diätetik, noch Moral, noch Logik, noch Religionslehre, aber sie enthält alle diese Elemente in sich, und zwar organisch vereiniget unter einem eigenthümlichen Lebensprincip, dem Princip der Freiheit. Man könnte sie deshalb auch Freiheitslehre nennen, wenn nicht dieser Ausdruck Anstöße veranlassen möchte. Es hängt diese Lehre mit des Verf. eigentlichem academischen Geschäft, dem Vortrage der psychischen Therapie, auf das genaueste zusammen. Denn was die Unglücklichen bedürfen, die der Vernunft, und mit ihr der Freiheit beraubt sind: das ist eben Vernunft und Freiheit. Und da es besser ist beide nicht zu verlieren, sondern sich in ihrem sicheren Besitze zu erhalten, weil man nicht wissen kann ob ihr Verlust, hat er einmal Statt gefunden, jemals wieder gänzlich vergütet werden mag, so ist

es dem psychisch-ärztlichen Geschäft, welches auch die Prophylaktik in sich schließt, angemessen, ebenfalls in diesem Gebiete thätig zu sein. Die vorliegende Schrift schließt sich genau an die früheren Ansichten und Bemühungen des Verfassers. Sollte er mit derselben, als dem Erzeugniß bereits vorgerückter Jahre, vom Publicum scheiden, so geschieht es mit der Beruhigung daß er in seinem schriftstellerischen Leben nach bestem Vermögen sein Scherflein zur Förderung der Wahrheit beigetragen hat.

Leipzig, am 1sten Januar 1839.

Der Verfasser.

Inhalts-Anzeige.

Zur Einleitung.

I.

Ueber die Bestimmung des Menschen, und die mögliche Erreichung derselben. S. 1.

II.

Richtiges Verständniß der Bestimmung des Menschen. S. 15.

III.

Begriff und Plan der Orthobiotik. S. 27.

Erster Abschnitt.

Das richtige Leben in der Behandlung unseres leiblichen Daseins und Wirkens.

Erstes Kapitel. Der Mensch als Herr seines leiblichen Lebens. — Grenzen dieser Herrschaft. — Einfluß des leiblichen Lebens auf das persönliche. S. 43.

Zweites Kapitel. Einfluß äusserer natürlicher Agentien und innerer individueller Lebensbeschaffenheiten auf das leibliche Leben. — Richtiges Verhalten gegen diese äusseren und inneren Einflüsse. S. 52.

Drittes Kapitel. Allgemeine und besondere Vorschriften für die Erhaltung des leiblichen Lebens durch Nahrung, Luft, Bewegung und Schlaf. S. 60.

Viertes Kapitel. Das richtige Leben zur Erhaltung der leiblichen Gesundheit durch Beseitigung äusserer und innerer Schädlichkeiten. S. 93.

Zweiter Abschnitt.

Das richtige Denk = Leben.

Erstes Kapitel. Das Denk = Leben an sich und seiner Einrichtung nach. S. 105.
Zweites Kapitel. Verschiedene Erscheinungs = Weisen des Denk = Lebens. S. 118.
Drittes Kapitel. Princip und Basis des richtigen Denk = Lebens. S. 133.
Viertes Kapitel. Das richtige Denkleben in Beziehung auf die Welt. S. 147.
Fünftes Kapitel. Das richtige Denkleben in Beziehung auf den Geist. S. 163.

Dritter Abschnitt.

Das richtige That = Leben.

Erstes Kapitel. Begriff des Thatlebens. S. 181.
Zweites Kapitel. Das falsche Thatleben, als Beweis der Nothwendigkeit des richtigen. S. 192.
Drittes Kapitel. Bedingungen des richtigen Thatlebens. S. 208.
Viertes Kapitel. Das richtige Thatleben an sich. S. 231.
Fünftes Kapitel. Das richtige Thatleben in Beziehung auf Welt und Geist. S. 246.

Vierter Abschnitt.

Das richtige Gemüths = Leben.

Erstes Kapitel. Das Gemüthsleben an sich, und in seinen natürlichen Beziehungen. S. 263.
Zweites Kapitel. Das falsche Gemüthsleben, als Beweis der Nothwendigkeit des richtigen. S. 277.
Drittes Kapitel. Bedingungen des richtigen Gemüthslebens. S. 295.
Viertes Kapitel. Das richtige Gemüthsleben in seinen inneren Beziehungen. S. 317.
Fünftes Kapitel. Das richtige Gemüthsleben in seinen Beziehungen auf Gott und Welt. S. 334.
Sechstes Kapitel. Schluß. S. 368.

Zur Einleitung.

I.

Ueber die Bestimmung des Menschen, und die mögliche Erreichung derselben.

Es ist merkwürdig daß gerade die ältesten Völker die tiefsinnigsten und erhabensten Gedanken über die Entstehung und Bestimmung der Welt aussprechen. Die Körperwelt — sagen sie bekanntlich — ist nicht die wahre, ursprüngliche, vom reinen Urwesen für reine Wesen geschaffene: sie ist eine Läuterungs-Anstalt für gefallene, aus dem Himmel verstoßene Geister, die eben darum ihre Freiheit verloren haben, weil sie dem Lichte, als dem freien geistigen Princip, dem Quell alles Lebens und aller Seligkeit, untreu geworden sind. Sie sind nun durch den Verlust ihrer Freiheit gebunden, d. h. körperliche Wesen geworden. Die Körperlichkeit ist ihre Fessel. In dem Maße wie sie sich ihrer Fessel wieder entledigen, d. h. sich dem Lichte wieder zuwenden, das Licht wieder in sich aufnehmen, werden sie wieder frei. Daher auch der Glaube der Alten an eine Seelenwanderung durch die verschiedenen Kreise und Stufen der Körperlichkeit, indem mit dem Begriffe der Seelenwanderung zugleich der der Läuterung und Reinigung verbunden ist. Man sieht auch aus diesem Glauben, wie tief

durchdrungen das hohe Alterthum vom reinen Gefühle und Begriffe des Heiligen und Guten war, da, nach ihm, nur das Flecken- und Mängellose fähig ist in dessen Gemeinschaft zu gelangen. Daher denn auch die Begriffe: Gesetz, Uebertretung, und Sühne, durch das ganze Alterthum ertönen. Kein ausgezeichnetes altes Volk, das nicht seinen Verkündiger des Gesetzes gehabt hätte; und kein Völkergesetz, dessen Inhalt nicht Reinheit in Gedanken, Worten und Werken gewesen wäre. Auch liegt der Unterschied des Reinen und Unreinen bei den Alten tiefer als man auf den ersten Blick meinen sollte. Rein ist, was vom reinen, unrein, was vom unreinen Geiste stammt. Zwar ist auch der unreine Geist vom reinen geschaffen, aber nur nicht unrein. Er ward es als er im eigenen Lichte strahlen wollte. Da ward sein Licht Finsterniß, und seine Finsterniß Gebundenheit, und seine Gebundenheit Starrheit, Körper, Materie, [ὕλη] Princip des Bösen, Tod. Ein Anklang dieser Ansicht findet sich selbst noch bei den Hauptphilosophen der alten Griechen, namentlich bei dem Plato, der ja selbst noch den Körper den Kerker der Seele nennt, aber auch zu erkennen giebt daß das Göttliche selbst bis in diesen Kerker zu dringen vermöge, wie denn auch die ganze Welt, wiewohl eben nur in Schranken eingeschlossen, noch immer nicht aufhöre ein Ausdruck der Ideen des Schöpfergeistes zu sein, durch deren Entwickelung und Ausgeburt das Niedere sich wieder zum Höhern, das Gefesselte sich zum Freien erheben soll. Doch nur die Erde, sagen jene Alten, war in den Schlamm der Materie gesunken, und mußte sich allmählig in das Reich der Gestalt und Bewegung wieder emporarbeiten. Der Himmel strahlte noch im ursprünglichen Glanze. Wir Neuern wundern uns über die Anbetung der Gestirne. Aber erinnern wir uns daß man den Geist im Licht anbetete, und daß man die Sterne für Lichtwesen, folglich für Geister hielt. Nichts Irdisches — wie es schien, — haftete an ihnen; sie schwammen in unentweihter Seligkeit dahin, und theilten ihr Licht und ihren Segen der Erde mit, jedes auf seine Weise. Warum sollte man sie nicht dankend verehren? Hatten sie doch Alle heilige Aemter, waren sie doch Alle dem reinen Wesen entflossen, von welchem alles Gute kommt. Kurz, die Welt-Ansicht der ältesten Völker war durchaus religiös, selbst wenn wir in ihr nur Pantheismus finden. Erblickten doch jene Alten die Gottheit

überall, selbst in die widerstrebende Materie eingesenkt und sie zu Pflanzen und Thieren gestaltend. (Schlammschöpfung des Nils. Wischnu's Incarnationen, um die Materie zu läutern.) Und so können wir wohl sagen: die ältesten durchaus religiösen Völker Asiens, die Indier, die alten Parsen, Caldäer, Aegyptier u. A. erkannten in der Schöpfung einen Läuterungs=, einen Vergeistigungs=Proceß, der sich bei den Parsen sogar als ein Kampf des guten Princips gegen das böse aussprach bis zur endlichen Vernichtung des letzteren. Und wir, was wollen wir es läugnen, daß sich der Kern unserer religiösen Welt=Ansichten ebenfalls aus den Begriffen: Sünde, Tod und Erlösung entwickelt? Die nicht=religiösen Welt=Ansichten unserer heutigen Naturforscher aber lösen sich am Ende auch in die zwei entgegengesetzten Agentien des Lichts und der Materie auf, welche letztere der geniale Schelling höchst bedeutungsvoll die Schwere nennt, indem er dadurch die verschiedenartigen Naturen beider bezeichnet. Das Licht steigt, die Schwere sinkt. Dieß ist die unveränderliche Natur beider an sich. Die Schwere haftet am Körper, ja sie ist der Körper selbst, das Lichtlose, das Gebundene; das Licht aber macht frei, und löset die körperlichen Bande auf; wie jeder Verbrennungs=Proceß beweiset. Der Gedanke: das Licht macht frei, ist ein höchst folgereicher Gedanke, wenn wir ihn auch nicht weiter als auf die Körperwelt ausdehnen; er bestätiget auf merkwürdige Weise die eben genannte religiöse Vorahnung der Alten daß die körperliche Schöpfung ein Läuterungs=, ein Befreiungs= oder, was dasselbe ist, ein Erlösungs=Proceß sei. Das Licht ist der Erlöser der gebundenen Natur, der Mithras der alten Perser. Unsere Naturforscher, auch wenn sie allen theosophischen Sinn noch so sehr perhorresciren, müssen dieß doch eingestehen. In jedem Planetensysteme erregt der positive (Licht=, Sonnen=) Pol den negativen (Schwer=, Erden=) Pol zur Erschließung seiner gebundenen Kräfte und zu immer steigender Entkörperung. Wir, gestellt wie wir sind, können dieß freilich nur auf unserm Erdkörper nachweisen, aber die Grund=Gesetze und Verhältnisse des Lichts und der Schwere bleiben überall sich gleich: es sind keine andern als die der Expansion und Contraction. Was die Kraft der Contraction (Schwerkraft) bindet, löset die der Expansion (Lichtkraft); und beide können wir nicht für eine und dieselbe Kraft halten,

weil sonst keine Erregung, und folglich auch kein Leben Statt finden würde: denn Erregung ist die Grund=Erscheinung des Lebens. So wird denn durch die Kraft der Erregung, die im Lichte wohnt, das Starre beweglich, das Gebundene frei. Das eigentliche Reich der Starrheit, das der Metalle, wird durch den Einfluß des Lichts in mannichfaltigen Metamorphosen bis zur Krystallform umgewandelt und so der erste Schritt in das Reich der Formen gethan. In den Salzen ist die Metallität überwunden, und die Auflösbarkeit gegeben. Der Kampf des Starren und Flüssigen (der erste Gegensatz der Schwere und des Lichts, welches sich im Flüssigen als Erreger kund thut) ist beendiget, und somit einer freundlichen Vereinigung beider im Reiche der Form die Hand geboten. Die Oberfläche der Erde tritt auf die erste Stufe des Lebens oder der Selbst=Erregung, indem sie mit dem frischen Grün der Pflanzenwelt überzogen wird. In der Pflanze wird die Erde frei: sie steigt aus dem Reiche der Schwere in das des Lichts auf; sie wird nicht blos gestaltet, wie im Krystall, im Salz, sondern sie gestaltet sich selbst durch Entwickelung ihrer eigenen Lebenswerkzeuge, deren Keim das Licht gebildet und belebt hat. Gleichwohl bleibt die Pflanze selbst noch an die Erde gebunden, so lange das Licht nicht gleichsam ihr lebendiges Eigenthum geworden ist, indem es sich in ihr verleiblichet hat. Wir nennen dieses verleiblichte Licht das Nervenwesen. So bald sich dieses in die Pflanze hineinbildet, hört diese auch auf blos Pflanze zu sein, und indem sie sich stufenweise von der Erde losreißt um sich frei zu bewegen, wird sie zum Thier, in welchem die Pflanze eben so von der Erde frei wird als die Erde, in der Pflanze, von sich selbst. Wie es Stufen in der Pflanzenwelt giebt, so auch in der Thierwelt. Die niedrigste Pflanze ist kaum von dem Boden zu unterscheiden, der sie trägt, und das niedrigste Thier kaum von der Pflanze, die seine Hülle ist. Der Abstand von dem Moose bis zur Palme, von dem Korallenthiere bis zum Adler scheint unendlich zu sein: gleichwohl wirkt in Pflanze und Thier dasselbe Princip, das Licht, zur Lösung von den Fesseln, zur Verselbstständigung, zum eigenen Leben auf verschiedenen Stufen. Und so schreitet der Befreiungs=, oder was dasselbe ist, der Belebungs=Proceß der Erde durch das Licht, Schritt vor Schritt vor= und aufwärts. Das Wasser giebt seine Bewohner dem festen Boden, daß

sie sich von Amphibien bis zu Säugethieren steigern, und im Sinnen= wie im Glieder=Apparat ein immer reicheres Leben genießen; und zuletzt erhebt sich sogar, um den Triumph der Pflanzen=Entfesselung im Thiere zu feiern, dieses, erst wie zum Versuche, als Insect, sich in die niedere Luft, dann aber in immer größerer Vollendung, als Vogel sich in die höhere und höchste. So wird im Thiere die Pflanze frei; und fragen wir: wodurch? so ist die Antwort jederzeit: durch das bildende, erregende, bewegende Princip des Lichts, welches sich den Thieren stufenweise als Nervenwesen immer inniger eingestaltet und die Empfindung (in den Sinnen,) und die Bewegung (in den Gliedern) immer mehr vervielfältiget und steigert. Nur Eines fehlt noch um dem Erlösungs= oder Befreiungs=Processe der Erde von ihrer Starrheit, Gebundenheit, Körperlichkeit, die Krone aufzusetzen. Es ist die Freiwerdung des Thieres. Das ganze Reich der Thierheit ist an den Erhaltungstrieb gebunden. Auf diesen Trieb beziehen sich alle übrige Triebe der Thiere, und von ihm werden sie nicht sowohl blos angeregt und geleitet, als vielmehr unablösbar festgehalten und beherrscht. Selbst der Freiheitstrieb, den wir unverkennbar an ihnen wahrnehmen je mehr sie ihrer Bewegungen mächtig werden, ist nur eine Modification des Erhaltungstriebes, wiewohl er instinktmäßig das Element alles Lebens, die Freiheit, bezeichnet, nach welcher alle Wesen trachten. Wenn demnach die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, die wilden Thiere in den Wäldern volle Freiheit zu genießen, und nur die eingekerkerten und die gezähmten derselben beraubt zu sein scheinen, so stehen sie doch alle unter der Despotie des Instinkts, in welchem sich der Erhaltungstrieb ausspricht, und gelangen aus diesen Schranken nicht heraus, die sie sich nicht selbst gesetzt haben: denn nur dasjenige Wesen ist vollkommen frei, welches sich seine Schranken selbst setzt. Auf eine solche Weise kann das Thier, als solches, nicht frei werden. Nun lehrt uns aber die Erfahrung und Beobachtung ein Wesen kennen, welches, mit den Bedürfnissen und Trieben des Thieres, Fähigkeiten und Kräfte vereiniget, denen die ersteren untergeordnet sind, oder wenigstens sein können und sollen. Es ist der Mensch, der allerdings, vermöge seiner Einrichtung, den Thieren selbst nicht mehr angehört, in welchem aber doch die Thierheit so lange ist und lebt, als er von jenen Fähigkeiten und

Kräften, die ihn vom Thiere unterscheiden, keinen Gebrauch macht. Der Mensch hat eine Fähigkeit das Wahre und Rechte zu erkennen (Vernunft), ferner eine Kraft, die ihn antreibt das Wahre und Rechte zum Zielpunkt seines Handelns zu machen (das Gewissen), endlich eine Kraft sich frei zu seinem Handeln zu bestimmen (den Willen). Der Wille nun ist eben jene Fähigkeit sich seine Schranken selbst zu setzen; was wir oben Freiheit genannt haben. So lange ein empfindendes und sich selbst bewegendes Wesen noch keinen Willen hat, steht es noch unter dem Gesetz der Schwere, der Selbst=Erhaltung, des Egoismus: es ist nur ein Thier. So bald aber die oben angegebene Gliederung höherer Kräfte in ein solches Wesen eingeht, ist nicht blos die Möglichkeit, sondern auch die Pflicht gegeben sich von den Banden der Thierheit zu befreien. Im Menschen soll das Thier frei werden. Der Mensch steht unter dem Gesetz der Freiheit, oder was dasselbe ist, des Lichtes, da das Thier noch unter dem Gesetz der Schwere befangen ist: denn das Licht selbst hat sich (als Nervenwesen) im Thiere nur verleiblichet. Dieß ist nun zwar auch der Fall bei dem Menschen; weshalb er in so fern an der Thierheit Theil nimmt; aber das Licht wird auch im Menschen zugleich wieder innerlich (geistig): denn das innere Licht ist das sich selbst erschauende, (Bewußtsein, Ichheit) von aller Leiblichkeit befreite, die reine Freiheit, der reine Geist. Wir können nicht bezweifeln daß dem so ist (denn unser Bewußtsein bezeugt es;) wenn wir auch nicht begreifen können wie dem so ist. Kurz, wir tragen den Geist, als das freie Wesen, in uns; und aus ihm quillt die Möglichkeit unserer eigenen Freiheit, d. h. unsere Befreiung von der Thierheit. Ist das Thier im Menschen frei geworden, so herrscht die Freiheit auf der Erde: denn der Mensch beherrscht die Erde oder soll sie beherrschen. Wo aber die Freiheit ist, da ist der Geist, das Vollkommene. Noch zwar ist die Herrschaft des Geistes auf der Erde nicht allgemein, auch fragen wir hier nicht, wann dieser Zeitpunkt eintreten werde: aber das sehen wir doch, wenn wir nur einiger Maßen aufmerksam sind, daß das Leben der Erde ein fortwährender Lösungs= oder Befreiungs=Proceß ist, indem das Licht, wie gesagt, von den niedrigsten Stufen an, das Starre und Gebundene auflöst, es in Gestalt und Leben umwandelt, bis es sich zuletzt dem höchsten Leben der

Erde, dem des Menschen, dergestalt vermählt, daß seine Thätigkeit darauf ausgeht dasselbe in ein geistiges Leben umzuschaffen; als womit, nachdem es vollbracht, auch das Geschäft des Lichts auf der Erde vollendet und die Erde (um im Sinne der Alten zu reden,) wieder geheiliget ist. Es versteht sich daß hier nicht von dem Lichte als äußerer Erscheinung, die Rede sein kann, sondern nur von der innern heiligen Urkraft, in deren Geiste alle die leben sollen die sich auf Erden des Bewußtseins erfreuen. Und jetzt fragen wir: geschieht dieß auch? oder, wenn wenigstens, daß es geschehe, Anstalt getroffen ist: wie weit ist diese vorgerückt? Um diese Fragen möglichst zu beantworten ist es nöthig einen Blick auf die Geschichte der Menschheit zu werfen. Wir können uns hier zunächst auf das zurückberufen was wir oben von den ältesten orientalischen Völkern ausgesprochen haben, daß sie nicht blos die Schöpfung einer Licht- und Geister-Welt von einem ewigen reinen Geiste, vor der Existenz einer Körperwelt vorangehen ließen, und die letztere blos als eine Läuterungs- und Reinigungs-Welt für die von ihrem reinen Urheber abgefallenen Geister betrachteten — wie denn die Klage über diesen Abfall bei ihnen allgemein ist —; sondern auch daß ihre ganze Lebens-Einrichtung dieser Ansicht entsprach, daß sie dieses irdische Leben nur als eine Prüfungs-Anstalt, als den Weg zu den zwei Schicksalen betrachteten, wovon das Eine die Verdammniß, (das Leben außer Gott,) das zweite die Beseligung (das Leben in Gott) war, und daß deshalb alle ihre Einrichtungen religiöser Art waren und den Zweck hatten die Menschen aus dem Reiche der Finsterniß dem Reiche des Lichts auf dem Wege des Gesetzes zuzuführen, welches ihnen Reinheit in Gedanken, Worten und Handlungen, folglich Sündlosigkeit oder Heiligkeit befahl, und ihnen fortwährend durch die Verkündiger des Gesetzes vorgehalten wurde. Je älter die Völker, desto deutlicher die Spuren einer Einwirkung des Lichts (des reinen Geistes) auf die Seelen der Menschen, oder, wenn man lieber will, einer göttlichen Offenbarung, ursprünglich durch unmittelbare göttliche Belehrung (Inspiration), späterhin durch fortgepflanzte Lehre (Tradition). Daß sich die Tradition bei der Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erde nach der Individualität der Völker umgestalten und folglich an Reinheit und Einfachheit verlieren mußte, ist sehr natürlich; und es ist zu ver-

wundern daß trotz der Beimischung sinnlicher Vorstellungen, und noch mehr, der Phantasiespiele, doch die Grund=Ideen eines höchsten heiligen Urwesens und eines reinen Geisterreiches, so wie des Abfalles, und einer nothwendigen Entsündigung um wieder in die Gemeinschaft der reinen Geister zu gelangen, sich noch so lange bei der weitverbreiteten Nachkommenschaft der ersten Menschen erhalten haben. Es ist dieß zugleich ein sicherer Beweis daß das Menschengeschlecht nicht in einem thierischen Zustande angefangen und nur nach und nach sich zu religiösen Vorstellungen erhoben hat, die anfangs blos pantheistisch waren und zuletzt erst monotheistisch wurden. Denn vom Pantheismus aus, besonders wenn wir ihn als Fetischismus denken, giebt es keinen Weg zu jenen hohen Ideen, deren Gipfel die eines reinen schöpferischen Geistes ist; wohl aber läßt sich umgekehrt, bei dem immer wachsenden Verkehr der Völker mit der Welt, ein allmähliches Vergessen ihres Schöpfers und ein immer tieferes Versinken in Ausartungen annehmen; was auch die Geschichte späterer Zeiten, schon in Asien, dann aber auch bei den Griechen und Römern bestätiget. Gewiß ist es: die reineren und höheren Vorstellungen vom göttlichen Wesen und die innigeren Beziehungen der Menschen zu demselben, anstatt im Laufe der Zeiten allmählich zuzunehmen und ihrer Vollendung entgegen zu gehen, verloren sich nach und nach mehr und mehr, zuerst, in Aberglauben, (Heidenthum) dann aber auch in sein Gegentheil, den Unglauben (Philosophie*). Das göttliche Licht aber kann nur durch Glauben (Herzens=Einfalt und Reinigkeit) unser eigen werden; und nur durch das göttliche Licht wird der Mensch frei. Kein Wunder also daß das Menschengeschlecht auf beiden Abwegen immer mehr in Verfall d. h. in Knechtschaft gelangte, einerseits der Sinne und der Phantasie, andererseits des raisonnirenden und speculirenden Verstandes. Wie sieht es nun nach allem diesem mit dem Befreiungs=, d. h. dem Heiligungsgeschäft, der Menschheit aus? Die Weltgeschichte sagt uns, daß, wenn die Menschen sich selbst überlassen bleiben, sie im=

---

*) Wo die Philosophie anhebt, hört der Glaube auf. Der Glaube gehört dem Herzen, die Philosophie dem Verstande. S. hierüber des Verf. Pisteodicee, enthaltend die Resultate freier Forschung über Geschichte, Philosophie, und Glauben. Leipzig. 1829.

mer mehr das Göttliche verlieren. Wenigstens gilt dieß von der großen Mehrzahl: denn sie haben alle einen Hang zum Abfall, trotz der in ihnen lebenden, durch mancherlei Erregung geweckten Lichtquelle. Zwar hat es von jeher Einzelne gegeben, in denen das Streben nach dem Licht das Ueberwiegende war, oder mit andern Worten, solche, die aufrichtig nach Erkenntniß derWahrheit strebten, um nach dieser Erkenntniß zu leben. Nur wer in der Wahrheit lebt, ist auch wahrhaft frei: denn Täuschung und Irrthum machen uns immer zu Sklaven. Aber wo ist der Mensch, der sich rühmen kann ein wahrhaft Freier zu sein, oder, was dasselbe ist, ganz im Lichte zu leben? Und wie jetzt, so ist es gewesen, seit der Hang zum Bösen in die Menschen gedrungen ist. Dieß ist die Kraft der dem Lichte widerstrebenden Schwere, die auf jeden in seiner Weise ihre Gewalt ausübt. Es ist keine physische Kraft unserer leiblichen Natur: denn diese ist nicht böse, so wenig als die Natur, d. h. die Schöpfung, überhaupt. In dieser Hinsicht haben die alten religiösen Völker der Schöpfung großes Unrecht gethan; denn selbst die Schöpfung der Körperwelt ist vom göttlichen Geiste erfüllt und durchdrungen. Und die Macht der niedrigen Lüste und Begierden, welche unsere Neueren beschönigend die sinnliche Natur des Menschen im Gegensatze gegen die vernünftige, und Sinnlichkeit im Gegensatze gegen die Vernunft nennen, ist nicht in unserer physischen Einrichtung begründet,*) sondern erst eine, wenn gleich nicht nothwendige, Folge des Hanges zum Bösen, der den Menschen von der Richtung zum Guten, oder zum Höheren, zum Lichte, abwendig macht — wenn er selbst es geschehen läßt — und ihn zum Niederen, zur Schwere, hinzieht. Kurz, die Sinnlichkeit ist nichts physisches, sondern etwas moralisches, oder vielmehr antimoralisches, nur vom Hange zum Bösen, d. h. zum Gegentheil des Guten, abzuleitendes. Der Hang zum Bösen selbst ist nicht blos eine Hinneigung zum Bösen, sondern zugleich eine Abneigung vom Guten, wie die Trägheit nicht blos eine Hinneigung zur Ruhe, sondern zugleich eine Abneigung von der Thätigkeit ist. Der Hang

*) Dieß ist der Weg das Böse in der Menschenwelt, und folglich überhaupt wegzuläugnen, oder, was man so nennt, für eine nothwendige Bedingung des Guten zu halten. Was dasselbe ist.

zum Bösen läßt sich im Menschen nicht ausrotten, nur bekämpfen und besiegen. Er wird aber auch nicht einmal bekämpft, so lange der Mensch auf seinem Selbst steht oder von demselben gestützt und getragen wird. So lange dieß geschieht, ist der Mensch immer der Sklave seines Selbst, und der wahren Freiheit, oder was dasselbe ist, Geistigkeit oder Heiligkeit, unfähig. Was aber vom Einzelnen gilt, gilt auch vom ganzen Geschlechte. Daher auch unsere heilige Schrift nur allzuwahr sagt: „alle Menschen sind Sünder." Denn wer geht nicht, ehe er eine höhere Stütze sucht und kennt und hat, in allem seinen Thun und Treiben von seinem Selbst aus, und auf sein Selbst zurück? Die Weltgeschichte und die tägliche Erfahrung ist deß Zeuge. So bleibt es also immer bei dem Alten, und das Ziel des Menschengeschlechts, die Freiheit, Geistigkeit, Heiligkeit, bleibt trotz des ihm mitgegebenen inneren Wegweisers, und trotz der äußeren Anregungen, unerreicht, weil der Hang zum Bösen, die im eigenen Selbst ruhende Schwere, zu tief bei ihm eingewurzelt ist, und ihn immer weiter vom Ziele führt. Dieß ist es, was uns die Geschichte lehrt.

Aber lehrt uns die Geschichte nichts weiter? Ja: sie lehrt uns daß das Licht selbst in Menschengestalt auf der Erde gewandelt ist, um die Menschen von ihrer Knechtschaft zu befreien und zu sich, in das Reich des wahren Lebens, der Freiheit, des Geistes, der Seligkeit, kurz, in das Himmelreich zu führen. Das Licht, das in die Finsterniß schien, und welches dasselbe Licht ist das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen (das Heilige, der Geist im Menschen), hat alle Menschen als Gäste in dieses sein Reich eingeladen; der Heilige hat, da nur Freie in dieses Reich eingehen können, das Lösegeld durch seinen Tod für sie bezahlt. Er hat von ihnen nichts dafür verlangt als daß sie ihm vertrauen (an ihn glauben) und als Freie leben sollen. Er ist ihnen mit lebendigem Beispiele vorangegangen: er hat als Mensch nicht in seinem Selbst gelebt sondern in Gott, hat nicht sein Selbst zum Stützpunkt seines Lebens gemacht, sondern Gott, zu dem nur der gelangen kann der den Glauben besitzt, d. h. der reines Herzens ist; denn nur das reine Herz glaubt. Er hat durch Lehre und That gezeigt daß dieser Herzens-Glaube, diese Herzensreinheit, das Selbst und alles Nichtige, woran das Selbst hängt, überwindet, und in dem Herzen jene Liebe entzündet, die das reine Wesen Gottes

selbst ist, und die uns Gott fühlen und finden, und in Gott leben lehrt. Der himmlische Lehrer hat einen Jeden aufgefordert durch eigenen Versuch zu prüfen ob seine Lehre wahr sei. Er hat seinen Schülern und Gesandten geboten die Lehre vom Reiche, von seinem Reiche, dem Reiche der Wahrheit, der ganzen Welt zu verkündigen. Sie ist verkündiget in allen Welttheilen, und nach fast zwei tausend Jahren wird nah und fern bei allen Völkern, zu denen ihre Kunde gelangt ist, der um der Wahrheit willen Gekreuzigte, aber zur Verbürgung der Wahrheit vom Kreuzestod wieder Auferstandene, mit Dank und Anbetung gefeiert. Alle andern Verkündiger des Gesetzes (der Herzensreinheit) in alter Zeit haben nur zu ihren Völkern und für dieselben geredet, und ihre Worte sind mit diesen Völkern abgestorben; aber die Worte jenes Mundes, welcher vorausverkündigte: „meine Worte vergehen nicht," sind für alle Völker der Erde gesprochen, und, wenn auch noch so oft falsch gedeutet, verdreht und gemißbraucht, reinigen sie sich immerfort aus sich selbst zu neuer Lauterkeit, zu neuem Leben: denn in ihnen ist das unvergängliche, das ewige Leben. Nochmals: der Sohn des Höchsten ist dieses Lebens Unterpfand durch seinen Tod und seine Auferstehung. Zu keiner Zeit, in keinem Lande ist je solch Unterpfand gegeben worden. Nie ist aber auch ein so reines, so heiliges Menschenleben in der Welt erschienen; nie ein Mensch der von sich sagen konnte: „wer mich siehet, siehet den Vater." Dieser allein Heilige ist es nun, der allein das Werk vollbracht hat, welches dem ganzen Menschengeschlecht oblag, und zu dem es sich durch den Abfall vom Heiligen untauglich gemacht hatte. Er hat durch seine Menschheit die Menschheit geheiliget, und alle Völker sind in ihm gesegnet, d. h. zum ewigen Leben, zum Leben im Reiche des Geistes, eingeweihet. Es waltet hier allerdings ein göttliches Geheimniß ob, das für unsern Verstand unergründlich ist: es ist das Geheimniß der göttlichen Liebe. Allein so viel kann doch unser Verstand begreifen daß die göttliche Liebe grenzenlos, und daß ihr nichts unmöglich ist, folglich auch nicht die Beseligung der Sünder. Ueberhaupt muß es das Meisterwerk der Gottheit sein alle Dissonanzen der Geschichte in Harmonie aufzulösen, und Böses in Gutes umzuwandeln. Dieß kann aber nur ein Werk der Ewigkeit sein: denn die Zeit selbst, d. h. die Vergänglichkeit, ist eine Dissonanz. Es ist daher

ein tröstlicher, ein erhebender, ein beseligender Gedanke, die Menschheit aller Zeiten in Gott vereiniget zu denken. Schon die alten Perser haben die Hoffnung ausgesprochen daß einst alles Böse, und selbst der Grund alles Bösen (Ahriman) zu Gott zurückkehren werde, wiewohl erst nach vorausgegangenem Verdammungs-Urtheil über ihn und die Seinigen. Auch unsere heiligen Schriften bestätigen dieses Verdammungs-Urtheil, gedenken aber keiner Begnadigung. Inzwischen, wenn die ewige Gerechtigkeit streng und unerbittlich ist, ist es auch die ewige Liebe? Das ist noch kein vollkommener Himmel, dem noch eine Hölle gegenübersteht; und ewige Qual neben ewiger Seligkeit ist die größte aller Dissonanzen. Soll das große göttliche Drama gleich einer menschlichen Tragödie endigen? Soll der ewige Erlösungs-Act unvollendet bleiben? Soll das Straf-Gericht über das Princip des Bösen und dem, was ihm angehört, das letzte Werk der göttlichen Liebe sein? Zwar hat die göttliche Weisheit ihre Vorherverkündigungen mit dem Gericht geschlossen; und gewiß ist dieß heilsam und gut: denn dem Frevel muß eine Grenze gesetzt werden, und kein geistiges Wesen darf es auf die ewige Gnade hin wagen fort und fort zu sündigen: denn der Gedanke des unausbleiblichen Gerichts ist schrecklich. Darum bescheide sich Jeder, nicht enthüllen zu wollen was Gott selbst verborgen hat, sondern halte sich an das Gewisse, und begnüge sich, was das Uebrige betrifft, mit stillem Hoffen. Das Gewisse aber ist — Dank sei der göttlichen Liebe! — daß Keiner, der nicht verloren gehen *will*, verloren gehen *wird*.

Aber fast scheint es, als seien wir von der Beantwortung unserer Frage gänzlich abgekommen. Und dennoch ist dem nicht so. Es handelt sich um die Lösung der Aufgabe, die dem Menschengeschlecht auf dieser Erde geworden ist. Wie wir bereits im Kreise der waltenden Naturkräfte anerkannt haben daß das Leben der Erde ein fortgehender Befreiungs-Proceß ist, so haben wir auch im Reiche der Menschheit, in welchem die Kraft der Freiheit (der Wille) das herrschende Element ist, als Aufgabe für die Wirksamkeit dieses Elements, die Befreiung des Menschengeschlechts von der Thierheit, oder was dasselbe ist, die Vergeistigung derselben oder das Leben im Geiste, angenommen. Wir haben aber auch zugleich bemerklich gemacht, daß diesem höchsten Werke, welches auf der Erde ausgeführt

werden soll, nach der Bestimmung, die dem Menschen hiezu durch Vernunft und Gewissen gegeben ist, ein für die Menschheit selbst unüberwindliches Hinderniß im Wege steht, nämlich: der Hang zum Bösen, „der uns immerfort anklebt und träge macht;" (der dem Licht widerstrebende Hang zur Schwere). Durch diesen sind die Menschen alle Sünder (unrein, unheilig), und nur durch höhere (göttliche) Vermittelung konnte dieser Flecken der Menschheit ausgetilgt werden. Er ist es geworden, indem das göttliche Licht selbst die Menschheit in seine Reinheit aufnahm. Sie steht nun geheiliget vor Gott. Aber nur im Lichte ist sie geheiliget, und wer dem Lichte widerstrebt, trotz dem daß die Macht des Bösen gebrochen ist, hat keinen Theil am Reiche des Lichts. Aber giebt es denn Menschen die dem Lichte gänzlich widerstreben? Dieses auszumitteln dürfte wohl nicht die Sache eines kurzsichtigen menschlichen Richters sein. Denn wir Alle, die wir durch das göttliche Licht für unsere Bestimmung eingeweiht sind, sind nicht immer bereit seiner Weisung zu folgen, nicht immer bereit zur Führung eines Lebens im Geiste und in der Freiheit, sondern wir bedürfen der göttlichen Nachsicht und Milde. Hiezu kommt daß vor und nach der Erscheinung des göttlichen Lichts viele Millionen Menschen von der Klarheit desselben unberührt geblieben sind. Was aber am meisten sagen will, so erblicken wir unter den andern Millionen, denen eine höhere Erleuchtung geworden ist, und im Schooße des Vereins, der sich die Kirche nennt, noch eine Welt voll Sünder, die das höchste Ziel der Menschheit nicht vor Augen haben, so daß selbst durch die göttliche Hülfe das erhabene Befreiungswerk der Menschheit in diesem Erdenleben noch wenig gefördert zu sein scheint. Was sollen wir nun hiezu sagen? Sollen wir uns auf die Seite derer schlagen, die da behaupten daß nur die Wiedergebornen Kinder Gottes sind? Dann ist das Häuflein der vor Gott Gerechten sehr klein, die Zahl der Verdammten aber ist unermeßlich. Und wer ist denn wahrhaft wiedergeboren? Nur der vollkommen Freie, nur der rein im Geiste lebt. Ist dem so, dann darf man kühn die Frage hinzusetzen: giebt es deren überhaupt? Und so dürfte denn das Resultat unserer Forschungen dieses sein: daß zwar der Mensch in der Zeit ein mangelhaftes Geschöpf bleibt, welches seiner Aufgabe oft gar nicht, oft nur wenig, und nie vollständig Gnüge leistet, daß

aber die Menschheit für die Ewigkeit durch das hohe Erlösungswerk der göttlichen Liebe gerettet ist, jedoch daß hiedurch kein Einziger von der Pflicht entbunden ist hienieden sein Ziel nach dem Maß seiner Kräfte und nach der ihm gewordenen Erleuchtung zu verfolgen. Wollen wir die Geschichte nicht Lügen strafen, so müssen wir eingestehen daß „das Reich Gottes" auf Erden noch nicht erschienen ist, und daß es eben so wenig wie vor der Erscheinung des Heilandes, auch nach derselben, bis jetzt seine Stätte in dieser Welt gefunden hat. Das Reich Gottes kommt nicht „mit äußerlichen Gebährden" (mit dem Cultus), sondern „das Himmelreich ist inwendig, in euch." Freilich, so lange noch Haß, und Neid, und Eifersucht, und Selbstsucht die Menschen beherrschen, ist das Licht und die Liebe noch fern von ihnen. Zwar ist beides schon, und vielleicht zu allen Zeiten, in die Herzen Vieler gedrungen; aber diese Vielen sind nur Wenige gegen das Ganze, gegen die unübersehbare Zahl der Menschen aller Zeiten und Orte, in denen Allen der Keim des ewigen Lebens liegt. Dennoch, und eben darum, wer seine Brüder liebt, kann nicht wünschen daß auch nur Einer untergehe; und so ist es auch nicht frevelhaft anzunehmen, daß die göttliche Macht, bei der kein Ding unmöglich ist, in Allen ihren Haltpunkt finde. Es ist genug daß die Thoren sich zeitlich quälen und zerstören, und daß sie keinen Glauben und keine Hoffnung haben. Gott aber „kann überschwänglich thun, über alles was wir bitten und verstehen."

II.

Richtiges Verständnis der Bestimmung des Menschen.

Von jeher unterschied man die Menschen in Weise und in Thoren; und von jeher hat man an der Besserung der letzteren gezweifelt. Warum soll sich aber der Thor nicht bessern können? Er hat mit dem Weisen dasselbe Ziel: Wohlsein; er schlägt nur den falschen Weg zum Ziele ein. Wenn ihm nun gezeigt wird daß er falsch geht, warum sollte er nicht umkehren? Denn um den Weg kann es ihm doch nicht zu thun sein, außer wiefern es ein bequemer oder unbequemer ist. Jedoch, ehe wir diesen Gegenstand weiter verfolgen, müssen wir uns wegen einer Inconsequenz rechtfertigen, deren man uns beschuldigen könnte. Es ist bis jetzt nicht von Weisen und Thoren, sondern von Guten und Bösen die Rede gewesen, auch nicht vom Wohlsein als dem Ziel des Menschengeschlechts, sondern vom reinen, geistigen, freien, heiligen Leben als diesem Ziele, endlich auch nicht von der Fähigkeit des Menschen sein Ziel durch Weisheit zu erreichen, sondern vielmehr von seiner Unfähigkeit dazu vermöge seines Hanges zum Bösen, der einer höheren Ausgleichung bedarf, die er auch durch das göttliche Erlösungswerk erhalten hat. Kurz, es scheint, als hätten wir beim Auslaufe unserer jetzigen Betrachtung den religiösen Standpunkt verlassen, den wir bis jetzt eingenommen hatten. Und doch haben wir hier dasselbe, nur mit andern Worten gesagt, und uns vielleicht dadurch den Gegenstand um den es sich handelt, etwas näher gebracht. Es giebt keine wahre Weisheit ohne die Erkenntniß und

das Thun des Guten, und keine solche Erkenntniß, und kein solches Thun, ohne das Hangen an Gott, ohne Religion. Wer Gott liebt, hält seine Gebote; und die Gebote Gottes bezwecken nur das Wohl des Menschen. Der Mensch ist nicht um des Gesetzes willen da, sondern das Gesetz um des Menschen willen. Das Gesetz ist da, um das Wohlsein des Menschen zu begründen, zu fördern, zu vollenden. Nicht einmal um Gottes Willen ist der Mensch da (wiewohl nur durch Gottes Willen), sondern um sein selbst Willen: denn der Mensch wäre sonst nicht Selbstzweck, sondern Zweck für etwas Anderes; was unserm Bewußtsein und unserer ganzen geistigen Einrichtung widerspricht. Nun giebt es aber keinen höheren Zweck für den Menschen als sein vollkommenes Wohlsein: denn alles unser Denken und Thun zweckt hierauf ab. Dieß stimmt auch mit dem göttlichen Willen genau überein. Gott hat uns zum vollkommenen Leben, zur Seligkeit, erschaffen. Alle göttliche Lehren und Anstalten sprechen dieß aus. Aber wir können auf keine andere Weise selig sein, als auf welche Gott selbst es ist: durch Heiligkeit. Gott will also unsere Seligkeit, indem er unsere Heiligkeit will. Gottes Willen thun ist also die einzige wahre Weisheit; und wer sich diesem Willen entzieht, ist ein Thor. Darum heißt es auch mit Recht: „die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott." Dieß ist freilich der sicherste Weg Gottes Willen zu umgehen, aber auch der sicherste Weg zum Verderben. Und hiemit ist die grenzenlose Thorheit Derer entschieden, die ihr Wohlsein in ihrem Verderben suchen. Dennoch muß Keiner sein Verderben suchen, sondern es steht bei ihm, sobald er seine Thorheit erkennt, (und der Schmerz lehrt sie ihn bald erkennen,) wieder umzukehren, und den Anker wieder aufzusuchen, von dem er sich losgerissen hat. Man möchte sagen: unsere gesammten heiligen Schriften sind ein fortwährender Aufruf an die Verirrten wieder zum rechten Wege zurückzukehren. Hieraus folgt daß es im Geiste dieser Schriften liegt das Vermögen zur Besserung im Menschen anzuerkennen, und ihn, wie er ist, trotz seinem Hange zum Bösen, nicht für untauglich zur Erkenntniß und zur Ausübung des Guten zu erklären. Wenn z. B. der Weltheiland selbst bei mehreren Anlässen äußert: „Dir sind deine Sünden vergeben; sündige hinfort nicht mehr;" so wäre es eine bittere Verhöhnung der Untüchtigkeit des

Menschen zum Guten, wenn der Heilige etwas von ihm verlangte was er nicht leisten kann. Eben so wenn er die Vorschrift giebt: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Allerdings ist dieß dem Menschen nicht möglich, er müßte sich denn zum Gott erheben können (was unserer neuesten Philosophie freilich nicht schwer wird): allein hier ist offenbar nur das Streben nach dem Vollkommenen angedeutet; und schon die Forderung dieses Strebens kann nur von der Voraussetzung ausgehen, daß im Menschen die Fähigkeit zu einem solchen liegen müsse. Es ist also ein unverkennbares Mißverständniß unserer Dogmatik, wenn sie eine entschiedene Verderbtheit der menschlichen Vernunft und des menschlichen Willens behauptet: denn wir tragen ja doch, laut unseres Bewußtseins, den Sinn für Wahrheit und Recht, und die Fähigkeit der freien Selbstbestimmung in uns; und ohne diese bleibende Mitgift unseres Wesens würde selbst jedes Wort des Heilandes an die Menschheit ein leerer und verlorner Schall gewesen sein. Aber, kann man fragen, wozu war dann das Erlösungswerk nöthig, wenn die Menschen nicht durchaus verderbt und zu allem Guten untüchtig waren? Auch hier waltet von Seiten unserer Dogmatik ein Mißverständniß ob. Zwar ist von uns selbst zugegeben worden daß alle Menschen Sünder sind und der Gerechtigkeit ermangeln die sie vor Gott haben sollten. Es ist ferner zugegeben worden daß der Heilige Gottes durch sein ewiges Erlösungswerk die Schuld der Menschen getilgt hat. Aber noch ehe dieses Werk durch den Tod am Kreuze und die Auferstehung vollbracht war, noch ehe der Geist ausgegossen war über die Auserwählten, welche die fröhliche Botschaft verkündigen sollten aller Welt, gebot der Herr den Menschen Selbstverläugnung, Reinigung des Herzens von der Sünde, und Wiedervereinigung mit Gott. Er selbst verglich seine Lehre dem Samenkorn, welches doch hier und da einen guten Boden findet. Kurz, der Herr und Meister des Lebens verlangte Thätigkeit, eigene Thätigkeit von den Menschen, um in das wahre Leben einzugehen. Nicht als ob der Mensch durch seine Anstrengungen das Höchste erreichen könne, aber um sich durch dieselben seiner hohen Bestimmung und der göttlichen Gnade nicht unwürdig zu erweisen. „Es wird Freude sein im Himmel über Einen Sünder der Buße thut.“ Diese Buße aber muß

sein Werk sein; wie könnten sich sonst die reinen Geister darüber freuen? Wäre der Mensch also, wozu eine allzu herbe Dogmatik ihn macht, so wäre er blos ein leidendes Werkzeug Gottes, eine Maschine, die nichts aus sich selbst thut, sondern Alles lediglich durch fremden Impuls. Gott will aber keine Maschinen, sondern Arbeiter für sein Reich, gleichviel ob sie nach dem ihnen verliehenen Maße von Kraft viel oder wenig bringen, früh oder spät an die Arbeit gehen. Seine Gnade ersetzt das Uebrige. Dieß ist eine Ansicht, Gottes würdig, indem sie den Menschen nicht schlechthin zu einem nichtswürdigen Sklaven macht. Und so haben wir uns denn hoffentlich auch in dieser Hinsicht gerechtfertiget, indem wir oben behaupteten daß sich auch wohl der Thor bessern könne. Das erste und nothwendigste zu dieser Besserung ist freilich, daß sich der verirrte Mensch wieder zu Gott wende und sein heiliges Wesen immer vor Augen und im Herzen habe; das zweite aber und eben so nothwendige ist, daß er sein Leben nach Gottes Ordnung einrichte. Ohne Gott ist der Mensch ein schwankendes Rohr, allen Zufälligkeiten des Lebens und allen Verirrungen seiner eigenen Natur Preis gegeben; und ohne ein Leben nach Gottes Ordnung zerstört er sich selbst. Daß er aber dieser Ordnung gemäß lebe, dazu hat er Vernunft, Verstand, Willen, Gewissen erhalten; und selbst das Gedächtniß und das Gefühl für Schmerz ist ihm hiebei hülfreich. Kurz, er ist ganz für ein gotteswürdiges Leben eingerichtet und gleichsam organisirt. In der Vernunft besitzt er die Fähigkeit Wahres von Falschem, Rechtes von Unrechtem zu unterscheiden (Intelligenz)*). Der Verstand hat für die rechten Zwecke die richtigen Mittel auszufinden. Der thatkräftige Wille führt aus, was der Verstand erdacht hat. Und ist das letztere der Vernunft nicht angemessen, oder was dasselbe ist, gegen Gottes Ge-

---

*) Ohne Intelligenz wäre der Mensch ja nicht einmal fähig die göttlichen Wahrheiten zu fassen, und die göttlichen Vorschriften in sich aufzunehmen. Wie könnte es in der heiligen Schrift heißen: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist, und was der Herr, dein Gott, von dir fordert," wenn die Vernunft, nach dem Vorgeben der Zeloten, durch den Fall des Menschen verfinstert wäre? Wie könnte den Menschen geboten sein „Gott zu suchen ob sie ihn fühlen und finden möchten," wenn dieß nicht durch die Vernunft geschähe? Denn das Thier ist vernunftlos, und kann daher auch Gott nicht suchen. Man setzt der verfinsterten Vernunft die

bot: so tritt das Gewissen ein als warnender, ja als strafender Geist Gottes; und oft vermag der Schmerz des Gewissens im Bewußtsein uns wieder auf die rechte Bahn zu leiten. Endlich ist selbst schon die Erinnerung und das Andenken an die bitteren Erfahrungen die wir machten wenn wir Gottes Ordnung verließen, im Stande uns in dieser Ordnung zu erhalten. Also: sei der Mensch dem Hange zum Bösen auch noch so sehr unterworfen, lasse er sich durch denselben auch noch so oft zur Sünde hinreißen: er hat dennoch die von Gott selbst ihm verliehenen Mittel in sich, jenem zu widerstehen und diese zu unterlassen. Dieß lehrt uns Bewußtsein und Erfahrung. Und diesen Zeugen können wir nicht widersprechen. Eben so lehrt uns aber auch Bewußtsein und Erfahrung, daß wir nie zur Einigkeit, zum Frieden mit uns selbst gelangen, wenn wir uns bei dem Geschäft unserer Selbst-Veredlung blos passiv verhalten, wenn wir dem Begriffe der göttlichen Gnade — die allerdings zeitlich und ewig über uns waltet — eine solche Ausdehnung geben, daß sie Alles in Allem in uns wirke, so daß wir nichts zu thun haben als uns ihr leidendlich hinzugeben, und nur sie allein an unserer Besserung arbeiten zu lassen. Dieser Zustand gänzlicher Leidendlichkeit, wenn wir ihn in uns eintreten lassen, setzt uns mit uns selbst in den auffallendsten Widerspruch, und wir erfahren und erleben an uns selbst, und

---

(von Gott) erleuchtete entgegen. Soll sie aber erleuchtet werden, so muß sie doch des Lichtes fähig sein!

„Wär' unser Aug' nicht sonnenhaft,
Wie könnten wir die Sonn' erblicken?
Und wär' in uns nicht Gotteskraft,
Wie möcht' uns Göttliches entzücken?"

Ja, die Vernunft selbst ist das Licht, das alle Menschen erleuchtet die in diese Welt kommen. Sie ist der Geist Gottes der in uns wohnt, und den wir allerdings durch Widerspänstigkeit verscheuchen können. Aber der Geist Gottes kann nicht verfinstert werden, eben so wenig als die Sonne, wenn dunkle Körper vor sie treten. Nur die Sünde scheidet uns vom göttlichen Licht, und macht daß wir es so oft nicht erblicken, obwohl es uns auf unserm Lebenswege leuchten soll. Uebrigens verwechseln die Eiferer gegen die Vernunft dieselbe gemeinhin mit dem Vermögen zu denken, oder mit dem Verstande. Sie sind in einem großen Irrthume. Die Vernunft steht höher als der Verstand. Sie ist die Richterin unserer Gedanken, ob sie wahr oder falsch, recht oder unrecht sind.

werden es uns auf das deutlichste bewußt, daß diese gänzliche Hemmung aller Selbstthätigkeit, diese Selbstlähmung unserer geistigen Kräfte, ein Zustand ist, der gegen unsere Einrichtung und Gottes Ordnung streitet. Man hat uns in denselben durch gemüthlose Mißverständnisse, oder auch umgekehrt, durch blinden, leidenschaftlichen Eifer, hineindogmatisirt, und uns keinen Ausweg aus dieser geistigen Gefangenschaft gelassen, in die man uns durch die Gewalt des Buchstaben=Glaubens gebracht hat. Nur für den giebt es einen Ausweg aus diesem Kerker, der die Stimme des Lebens in sich hört und ihrem Rufe folgt. Diese Stimme ist keine andere, als die des Geistes der Wahrheit in uns, der Göttliches vom Ungöttlichen unterscheidet, oder die Stimme der Vernunft. Man könnte sie auch die Stimme der Freiheit nennen: denn sie ist gegen Alles gerichtet was uns in Knechtschaft zu stürzen droht, sowohl in sinnliche, als in geistige. Dieser Geist der Wahrheit und der Freiheit, der wahre Springquell des geistigen Lebens, der von Gott kommt und zu Gott führt, er wohnt in uns, wir sind uns seiner bewußt als unseres Eigenthums, wie wir uns des Leibes als unseres Eigenthums bewußt sind. Er ist unzertrennlich von uns, wenn wir uns nicht selbst von ihm trennen. Er ist unser Begleiter, unser Leiter und Führer durchs Leben, wenn wir selbst nur seine Leitung nicht verschmähen und verlassen. Kurz, er ist das, was schon die Alten den Genius im Menschen nannten. Er ist uns von Geburt an mitgegeben, und tritt nicht blos durch einen besonderen göttlichen Gnaden=Act in uns ein, wie uns, in Folge abermaliger Mißverständnisse der heiligen Schrift, das Dogma lehrt. Nach diesem kommt die Gnade, und mit der Gnade der Geist Gottes nur auf die an Christum Glaubenden. Die übrige Unzahl der Menschen ist von dieser Gnade ausgeschlossen, und folglich verdammt. Es hält nicht schwer auszumitteln daß hier ein sehr engherziges Mißverständniß zum Grunde liegt. Allerdings ruht die Gnade und der Geist Gottes nicht auf denen, welche Christum verläugnen. Man kann ihn aber verläugnen eben so, wenn man mit seiner hohen Person und Lehre bekannt ist, als wenn man beide nicht kennt. Denn der Erhabene selbst hat uns gelehrt daß nicht das heiße an ihn glauben, wenn man ihn Herr, Herr, nennt, sondern wenn man den Willen Gottes thut. Und so heißt es denn auch: „in allerlei Volk,

wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm." Gewiß, die heilige Schrift widerspricht dem allgemeinen Menschenbewußtsein nicht; und wenn ein solcher Widerspruch aus ihr herausgeklaubt wird, so entdeckt ihn wenigstens der Geist der Wahrheit, der in uns ist, und kann sich ihm nicht fügen.

Was folgt nun aus allem diesem? Daß wir die Hände nicht in den Schooß legen, daß wir an unserer Wohlfarth selbst arbeiten sollen „so lange wir in diesem Leibe wallen." Hiezu ist auch ein Jeder schon von selbst geneigt, nur daß er sich so häufig in den Mitteln vergreift. Dieß zu verhüten und die Menschen zu ihrem wahren Ziele hinzuweisen, dazu hat es auch niemals und nirgends an Lehre und Unterricht gefehlt, wie uns die Geschichte selbst der ältesten Völker lehrt. Sind die Lehren erleuchteter und weiser Männer mißverstanden oder verfälscht worden, sind die Menschen dadurch in Irrthum und aus dem Irrthum in Rohheit versunken, so hat der barmherzige Gott selbst mit diesem mannichfaltigen Irrthum Nachsicht gehabt, und zu seiner Zeit der Menschheit einen Führer erweckt, der zugleich der Retter aller Mißgeleiteten und Irregegangenen ist. Je weiter sich seine Lehre ausbreitet, desto mehr reifen allmählich die Unmündigen in dem großen Vaterhause zur Mündigkeit heran; und diese ist keine andere als die Erkenntniß der Wahrheit und das Leben in ihr, oder das wahre, das rechte Leben.

Und so wird es denn zum ersten Male hiemit in diesen Blättern ausgesprochen, um was es dem Menschen zu thun sein muß. Er hat das Leben, freilich nur einen kurzen Hauch, aber einen göttlichen, der auf alle Weise rein erhalten werden sollte, weil er bestimmt ist zu einem neuen, dauernden Leben wieder angefacht zu werden. Demnach, recht, d. h. diesem Zwecke gemäß, zu leben, das ist die Aufgabe des Menschen. Er kann die Lösung dieser Aufgabe auf eine doppelte Weise verfehlen, einmal, indem er über dem diesseitigen Leben, in welchem er sich für das jenseitige entwickeln soll, das letztere vergißt; das andere Mal, indem er, die heilsamen Schranken des diesseitigen Lebens überspringend, schon hier in dem Elemente leben will, für welches er noch nicht gereift ist, eben so, als wenn die Raupe, ihres Raupenstandes uneingedenk, in welchem sie sich erst zum Tagvogel gestalten soll, schon das Leben eines Tagvogels führen wollte.

Beispiele dieses doppelten Abweges zeigt uns die Geschichte und die tägliche Erfahrung. Wir nennen Diejenigen Weltmenschen, deren Streben nur auf die Welt gerichtet ist wie wir sie mit den Sinnen erfassen, und deren Gesichtskreis nicht weiter ausgedehnt ist als auf die Spanne Zeit die wir zu durchlaufen haben. Diese Weltmenschen, sie mögen sich nun ausschlüßlich dem Geschäftsleben widmen, welches Ruhm oder Reichthum bringt, oder sie mögen Vergnügen und Zerstreuung zu ihrem Lebenszwecke gemacht haben um die Zeit auf bequeme Art los zu werden: sie stehen fern von jenem höheren Streben nach Ausbildung für ein reines, geistiges Dasein, welches seine Vollendung erst nach dem jetzigen Leben erwartet. Ihnen gegenüber stehen Diejenigen welche von der Welt nichts wissen wollen, sondern Blick und Hände blos nach oben gerichtet haben, und sehnlich ihre Erlösung aus diesem Jammerthale, wie sie die Welt nennen, erwarten. So wird die Aufgabe des Menschendaseins auf dieser Welt nicht gelöst, und ein solches Leben ist kein geistiges Leben, welches, wie Alles was der Mensch mit Recht sein nennen soll, durch eigene Anstrengung erworben oder gelernt werden muß, nach den sehr wahren Worten des Dichters: „Hier im Leben sollst du leben lernen.“ Es ist abermals ein dogmatisches Mißverständniß daß wir blos die Gnade im Glauben zu ergreifen brauchen um Theil an dem Reiche der Himmel zu haben. Man will zwar dem Vorwurfe der Passivität, der sich hier, wie billig, erhebt, dadurch begegnen daß man hinzufügt: „im Glauben, der durch die Liebe thätig ist:“ allein diese Liebe selbst wird als bloßes Gnadengeschenk dargestellt; und es bleibt dem Menschen sonach nichts übrig als blos ein Werkzeug fremder Kraft zu sein; was unserer ganzen Einrichtung widerspricht. Wir sollen, als freie Wesen, uns frei zu der geistigen Gestalt bilden, die wir als Bürger des geistigen Reiches gewinnen müssen, und zu der wir das göttliche Musterbild vor uns haben. Aber auch das Wort Bildung selbst ist mannichfaltigen Mißverständnissen unterworfen, die mit einer Abirrung vom rechten Leben verbunden sind. Es giebt nämlich eine Bildung blos für diese zeitliche Welt und ihre Erkenntniß und Behandlung. An ihrer Spitze steht die Bildung für Wissenschaft und Kunst. Nicht als ob wir diese Bildung in ihrer Gesammtheit tadeln oder verwerfen wollten. Aber sie erschöpft die Auf-

gabe unseres Lebens nicht; und wiefern sie zum Hauptzweck desselben gemacht wird, ist sie einseitig und tadelnswerth. Gleichwohl gilt heutzutage das Streben nach Bildung in diesem Sinne für die höchste Aufgabe des Menschen. Und zwar da die Kunst nicht Jedermann's Sache ist, indem Niemand Talente und Gaben durch Fleiß und Mühe erlangen kann: so ist es hauptsächlich die Wissenschaft, die man als das höchste Ziel aller menschlichen Bestrebungen betrachtet, und der man daher auch eine wahrhaft göttliche Verehrung zollt. Man versteht nämlich unter Wissenschaft nicht sowohl das gesammte Wissen des Menschen, als vielmehr die vollendete Erkenntniß aller Gegenstände des Erkennens überhaupt, so daß eigentlich zwischen Wissenschaft und Allwissenheit kein Unterschied abzusehen ist. Dem unbefangenen Verstande fällt die Lächerlichkeit des Strebens nach Wissenschaft in diesem Sinne sogleich in die Augen: denn wer sieht nicht die ungeheure Kluft zwischen dem was wir wissen, und dem was wir vermöge unseres beschränkten Standpunktes nicht wissen und nicht wissen können, sowohl in Raum und Zeit, als über Raum und Zeit hinaus. Es handelt sich aber hier nicht blos um Lächerlichkeit, sondern noch viel mehr um ein frevelhaftes, sündhaftes Beginnen, um einen wahren Götzendienst. Ist Wissenschaft im angegebenen Sinne das höchste Ziel des menschlichen Strebens, die wahre Aufgabe seines Lebens, so hört Gott und die Vollbringung des göttlichen Willens auf dieses Ziel zu sein. Die Gottheit ist von ihrem Throne gestürzt, und ein Idol, ein Phantom nimmt ihre Stelle ein. Noch mehr. Da dieses Idol das Erzeugniß des Menschen selbst ist, so macht sich Jeder nach der Wissenschaft, als dem Höchsten, Strebende selbst zum Gott: denn der Geist der Wissenschaft ist in Ihm, ist Er selbst. Wer denkt hier nicht an das Symbol der Schlange im Paradiese, die dem Menschen, unter der Bedingung die wir kennen, nämlich der Gottes-Verläugnung, Allwissenheit, und durch diese, Gottgleichheit versprach? Fragen wir nach dem Geiste, der die also nach Wissenschaft Strebenden beseelt, so ist es der Geist des Stolzes und Hochmuths, dem auch die erste Verführung gelang, wenn wir anders jene sinnige Allegorie, die uns in die Tiefen der menschlichen Seele blicken läßt, gegen das Zeugniß unseres eigenen Bewußtseins, nicht verwerfen wollen. Zwar kann man sagen: der

Mensch fühlt das Bedürfniß nach Wissenschaft, es ist ein geistiges, den Menschen ehrendes Bedürfniß, und seine Befriedigung ist die erste Bedingung zum richtigen Handeln, und folglich auch zum richtigen Leben. Wir geben dieß vollkommen zu, wenn unter dem Streben nach Wissenschaft das Streben nach Erkenntniß, und zwar nach Erkenntniß der Wahrheit verstanden wird: denn dieses Streben ist uns angeboren; und Gott selbst will daß wir die Wahrheit erkennen. Diese Erkenntniß aber besteht in der Anerkennung „daß Gott ist, und daß er denen, die ihn lieben, ein Vergelter sein werde." Diese Erkenntniß aber führt uns nach einem ganz andern Ziele als das ist, welches sich die sogenannte Wissenschaft gesteckt hat. Es ist die Religion, zu welcher wir durch die Erkenntniß der Wahrheit gelangen sollen, also die Anhänglichkeit an Gott, nicht die Abtrünnigkeit von demselben durch eine sich selbst erzeugende, sich selbst gnügende Wissenschaft. Denn eine Wissenschaft, die ihr eigener Zweck ist und sich selbst als das Höchste setzt, wie die neueste Philosophie in allen ihren Formen: wie sie Alles aus sich selbst erzeugt, so schafft sie sich auch ihren Gott; er ist ihr Geschöpf; und welcher Meister wird sein Geschöpf anbeten und sich selbst ihm unterwerfen? Zum Glück ist eine solche Wissenschaft, besagter Maßen, ein Phantom: denn alle Wissenschaft bedarf eines schon Vorhandenen und Gegebenen, das sie nur auf ihre Weise aufzufassen und sich anzueignen bemüht ist; und wo kein Gegenstand vorhanden ist, ist auch keine Erkenntniß desselben möglich. Man verfolge den Kreis aller Wissenschaften, und man wird dieß bestätiget finden. Es heißt die menschliche Einrichtung verkehren, wenn man das Denkvermögen an die Stelle des Auffassungsvermögens setzen will. Der Weg der Wissenschaft, von dem wir bisher gesprochen haben, ist also ein verkehrter Weg zum richtigen Leben. Allerdings ist Wahrheit und Klarheit der Erkenntniß, und überhaupt des Denkens, eine Hauptbedingung zum richtigen Leben, wie im zweiten Abschnitt dieses Werks gezeigt werden wird; aber diese kommt nur auf ganz andere Weise zu Stande als die sogenannte absolute Wissenschaft. Uebrigens läugnen wir nicht daß die Cultur des Denkvermögens zum geistigen Leben gehört; aber wir läugnen daß sie den Kern und das Wesen des geistigen Lebens ausmacht, welches nur die Liebe (als Selbst-Entäußerung) ist. Der Weg der

Bildung also, der künstlerische wie der wissenschaftliche, wenn er die Liebe ausschließt, ist ein Irrweg wie die andern, von denen wir früher gesprochen haben. In Gott leben heißt, weder in der Kunst noch in der Wissenschaft, sondern in der Liebe leben. Das religiöse Leben, als das allein richtige, schließt die Cultur aller menschlichen Kräfte und Anlagen nicht aus, es fordert sie sogar, da Jeder mit dem ihm verliehenen Pfunde wuchern soll; und die Zweige der menschlichen Thätigkeit sind so mannichfaltig als es die Bedürfnisse und Triebe des Menschen sind. Nur muß alle menschliche Thätigkeit aus reiner Quelle hervorgehen, d. h. sie darf nicht durch Selbstsucht getrübt sein, sondern sie muß auf das gemeinsame Wohl aller Andern gerichtet sein; eben so sehr wie auf das unsrige. Dieß heißt lieben, dieß heißt recht leben; und man kann wohl sagen daß das Recht-leben, in diesem Sinne, eine Kunst zu nennen sei, die wie jede andere Kunst, bei aller Anlage und allem Beruf dazu, gelernt sein will. Hiezu bedarf es freilich einer Lehre, oder wenn man will, einer Wissenschaft. Und diese würde in der That die Wissenschaft der Wissenschaften sein: denn welche Wissenschaft kann höher stehen als die des Lebens selbst? Nun besitzen wir zwar diese Wissenschaft oder Lehre, ihrem Kerne oder ihrem Princip nach, in der göttlichen Offenbarung, wie sie uns in den heiligen Schriften aufbewahrt ist: allein, wie überall dem Menschen nur das Material für seine Bedürfnisse gegeben ist, das er selbst durch eigene Thätigkeit zu verarbeiten hat, so ist es auch mit der biblischen Anweisung zum richtigen Leben beschaffen. Die so mannichfaltigen Beziehungen des Menschenlebens bedürfen einer besonderen Berücksichtigung, die jedoch überall von seiner höchsten Beziehung aus- und auf dieselbe zurückgehen muß, dergestalt daß die Strahlen des Lichts, das uns von oben gekommen ist sich in alle menschlichen Verhältnisse und in die Behandlung derselben einsenken, und sie zu einem lichthellen Ganzen, zu einer geheiligten Einheit umwandeln, welche das ganze Menschenleben nach allen seinen Richtungen und in allen seinen Beziehungen umfaßt, und uns so das vollständige Bild eines richtig geordneten und geleiteten Menschenlebens darstellt. Der Verfasser hat in diesem Werke einen schwachen Versuch zu einer solchen Orthobiotik gemacht. Es ergiebt sich aber von selbst daß erst ein Entwurf zu einer

solchen Lehre vorgelegt werden muß, in welchem gezeigt wird wie sich dieselbe, gleich einem lebendigen Erzeugniß, aus Einem Princip entwickelt und in mannichfaltige Gliederung auseinandertritt, doch so, daß alle Glieder zu einem harmonischen Ganzen zusammenstimmen. Und dieß soll nun zum Schlusse dieser Einleitung geschehen.

III.

Begriff und Plan der Orthobiotik.

Wenn wir von dem geschichtlichen Menschen und seinen Ausartungen absehen, und den Menschen blos als Einzelwesen, nach seiner Einrichtung und seinen Anlagen betrachten, besonders wie dieselben in ausgezeichneten Naturen hervortreten, so müssen wir uns über seine Erscheinung wenigstens eben so erfreuen, wie über alles Uebrige was in der Schöpfung unser Auge reizt, unsern Blick an sich zieht, und unsern Geist zur Bewunderung nöthiget. Ja, es bedarf nur eines genaueren Vergleichs, und Alles in der Schöpfung, so weit wir sie übersehen können, weicht vor dem reich ausgestatteten Menschen zurück. Die gesammte Pflanzen- und Thier-Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit hat nichts aufzuweisen was der edlen Gestalt des Menschen gleich käme. Und diese Gestalt ist der Ausdruck eines Geistes, der sich in keinem Wesen so lebendig, so sprechend, so bedeutungsvoll offenbart hat als im Menschen. In der Gestalt des Menschen, in Haupt und Gliedern, in Blick und Antlitz, in seinen Bewegungen und in seiner Rede, spricht sich die Person aus, die geistige Lebendigkeit, das Ich, zu dem kein anderes Geschöpf der Erde gereift ist, noch reifen kann. Das Ich ist der Ruf des Geistes an sich selbst, der Name den der Geist der Geister sich selbst giebt. Und dieses Namens hat der Schöpfer-Geist, in und aus dem Alles ist, und „in dem wir leben, weben, und sind," den Menschen gewürdiget, der ohne die Ichheit den Thieren des Feldes gleich stünde, und auch

wirklich gleich steht, wenn er dieses seines Vorzugs uneingedenk ist und sich von blinden Trieben beherrschen läßt. Das menschliche Ich, oder der Mensch selbst, ist nicht blos ein seiner selbst bewußtes und sich selbst bestimmendes, d. h. freies Wesen, sondern trägt auch in seinem Bewußtsein die Forderung seine Selbstbestimmungsfähigkeit und mit ihr seine Freiheit, zu behaupten, oder was dasselbe ist: der Mensch trägt das Gesetz der Freiheit in seinem Bewußtsein, und in diesem Gesetze das des geistigen Lebens: denn der Geist lebt nur in der Freiheit. Das geistige Leben ist aber, wie ohne Widerspruch anerkannt werden wird, das höchste Leben. Woraus sich denn die hohe, ja die ewige Bestimmung des Menschen ergiebt: denn nur der Geist und was in ihn eingeht, ist ewig d. h. unvergänglich. Halten wir nun hiebei den richtigen Begriff des Lebens fest, welches seiner ursprünglichen Natur nach Freude ist — nicht Schmerz; denn Schmerz ist die Trennung des Lebens —: so können wir nicht läugnen daß der Mensch zu unvergänglicher Freude, d. h. zur Seligkeit, bestimmt ist. Wir haben hier den Maßstab für die Einrichtung des menschlichen Lebens auf dieser Erde, oder für die Orthobiotik. Wir sollen uns, nach allen Seiten und Richtungen unseres Lebens hin, so verhalten, daß die Freiheit, das Element des geistigen Lebens, obwalte, und allen unsern Zuständen und Thätigkeiten den Charakter, und gleichsam den Stempel, dieses Lebens aufdrücke. Welches sind nun die Seiten und Richtungen unseres Lebens die hieran Theil nehmen sollen? Hier müssen wir einen Blick auf die Stellung werfen, die der Mensch in dieser Welt einnimmt. Hierbei ist alles abzusondern was in dieser Stellung unwesentlich oder zufällig ist, und nur das festzuhalten was ihr wesentlich oder nothwendig angehört. Zufällig ist z. B. zu welcher Zeit, in welchem Lande, unter welchen Umständen ein Mensch geboren ist, so sehr auch Alles dieß auf seine Stellung Einfluß haben kann und muß. Eine dunkle, abergläubische Zeit wird in der Regel dem Menschen ihre Farbe leihen; ein unfruchtbares, unfreundliches Land wird seine besten Kräfte zurückdrängen; Noth und Armuth, gemeine Umgebung, wird ihn auch zum niedrigen, gemeinen Leben herabziehen. Doch Alles dieß nicht nothwendig, nicht immer. Wir sehen in der Geschichte oft aus den dunkelsten Zeiten die hellesten Genien hervorblitzen. Wir wissen aus

Erfahrung daß gerade die unfruchtbarsten Länder nicht selten die größte menschliche Anstrengung, Betriebsamkeit und Erfindungskraft hervorgelockt haben. Eben so spornen Noth und Armuth oft zur Thätigkeit an, und die gemeinste Umgebung kann Seelen nicht niederdrücken in denen der Funke eines höheren Geistes lebt. Kurz, der Mensch ist gegen Zufälligkeiten aller Art, die seiner Stellung drohen, mit Waffen gerüstet, die er nur brauchen darf um jene feindlichen Gewalten zu überwinden. Diese Zufälligkeiten abgerechnet, ist die Stellung des Menschen auf dieser Erde ganz so beschaffen, wie für die Entwickelung und Ausbildung seines höheren Wesens erforderlich ist. Zwar ist der Mensch nicht blos geistiges, er ist auch Natur-Wesen, und in so fern in eine große Abhängigkeit von der Natur gesetzt. Aber selbst diese Abhängigkeit regt sein höheres Wesen auf, und reizt es an, sie, wo nicht gänzlich zu besiegen, doch wenigstens zu beschränken. Und hiemit ist schon viel für seine höhere Bestimmung gewonnen. Hiezu kommt daß, wenn die Natur einerseits eine gewisse Herrschaft über den Menschen ausübt, oder wenigstens auszuüben bemüht ist, sie andererseits auch eine treue Dienerin desselben, seine Pflegerin, Erhalterin, ja, gewisser Maßen Mutter ist, die ihm nicht blos leibliche Nothdurft gewährt, sondern auch seine geistigen Kräfte weckt und anregt, und so zu sagen, durch Lehre und Unterricht erzieht und in die Höhe bringt. Unsere erste und ursprünglichste Stellung ist also gegen die Natur, und nach der Naturseite hin, oder mit Einem Worte: gegen die Welt. Die Natur oder die Welt ist das Organ, durch welches die Gottheit unser Bewußtsein weckt und bis zum Bewußtsein ihrer selbst steigert. Daher auch alle Völker eine ursprüngliche Kunde von der Gottheit haben durch die Natur, und zwar eine reine, unverfälschte, lebendige Kunde. Gott redet durch die Natur zu den Menschen, und offenbart ihnen durch sie seine göttliche Macht, seine Weisheit, und seine Liebe. „Die Werke Gottes erzählen seine Herrlichkeit.“ Wo wären wir mit unserer Vernunft, wenn die Natur nicht wäre? Ja, was wären wir überhaupt ohne die Natur? Unsere erste, nächste, wesentlichste Stellung ist also, wie gesagt, die gegen die Natur oder die Welt. Die Natur, wie sie unser physisches Leben weckt und nährt und zur Reife heranfördert, so weckt und nährt sie unsere Sinne, und durch die Sinne die Einbildungskraft und

überhaupt das schaffende Vermögen, zugleich aber auch das Vermögen des Unterscheidens, oder die Intelligenz, und mit dieser das Vermögen des Begreifens und des Denkens überhaupt, oder den Verstand. Und alles dieses ohne unser willkührliches Zuthun, sondern durch ihre, und unsere, der ihrigen entsprechende, Einrichtung. Alles Gottes Werk und Gabe, in deren Besitz wir uns schon befinden wenn wir zum Bewußtsein erwachen. Und dieses Bewußtsein selbst wird, bemerkter Maßen, durch die in uns einwirkende Natur aufgeregt, geweckt, und unterhalten. Nur nachdem wir zum Bewußtsein unserer selbst und der Welt gelangt sind, fangen wir an unsere Kräfte freier zu gebrauchen, und selbstthätig gegen Alles was uns von außen kommt, zu verfahren. Und es kommt uns von außen, nächst der Natur, und zugleich mit und in der Natur, die Erscheinung und Einwirkung von unseres Gleichen, und weckt in uns, was die Natur nicht vermag, das Gefühl und Bewußtsein unserer Persönlichkeit. Hiedurch treten wir in eine neue Stellung, die von der gegen die Natur oder die Weltkräfte höchst verschieden ist. Denn jetzt erwacht unser eigentlich geistiges Wesen und Leben. Alle sogenannten geistigen Kräfte nämlich, welche die Natur weckt, sind nur immer noch die Werkzeuge des Geistes in uns, die für diesen dasselbe sind, was die Sinne und Glieder für das Seelenleben überhaupt, welches, zwar nur in einem beschränkten Kreise, auch den Thieren zu Theil worden ist. Die Stellung aber, welche wir jetzt einnehmen, führt uns ganz eigentlich in uns selbst zurück, oder läßt uns vielmehr erst vollkommen zu uns kommen, und macht daß wir unserer ganz mächtig werden; kurz, sie giebt unserm Bewußtsein einen neuen Gehalt, eine neue Dignität. Wir lernen jetzt erst vollständig uns von Andern unterscheiden, uns mit ihnen vergleichen, uns ihnen gleich stellen. Zugleich aber nehmen wir auch nun erst vollständig von unserm eigenen Wesen, dem leiblichen und dem Seelen-Wesen Besitz, und werden unsere eigene Herren, oder sollen es wenigstens werden, sowohl was den Leib, als was die Seele betrifft. Hiemit aber ist die Gesammtheit unserer Stellungen noch nicht erschöpft. Denn, durch die Natur, und das göttliche Walten in ihr, zum Gefühl und zur Anerkennung eines Höheren, und zur heiligen Scheu vor einem solchen angeregt, und dessen Wesen als schaffende Macht, Weisheit und Liebe ahnend,

dann aber durch das Bewußtsein der Persönlichkeit in uns und Andern zu der Wahrnehmung geistiger Selbstständigkeit heraufgeführt, werden wir genöthiget jenem Höheren als wir selbst und die Welt, nicht blos die höchste geistige Selbstständigkeit zuzugestehen, sondern uns auch vor derselben, d. h. vor seiner Heiligkeit, zu beugen. Diese Stellung aber, Gott gegenüber, ist nun auch die höchste, die der Mensch erreichen kann, und von diesem Standpunkte aus, tritt, so zu sagen, ein ganz neues Leben in uns hervor. Es ergeben sich aber aus den hier betrachteten Stellungen die verschiedenen aber bestimmten Seiten und Richtungen unseres Lebens, denen überall unsere ganze persönliche Individualität zugewendet ist, und die den Inhalt und Gehalt dieses Lebens umfassen. Wir verstehen nämlich hier unter Leben nicht die uns verliehene Existenz mit allen ihren Bedingungen und Attributen, nicht unser Dasein in seiner gesammten Einrichtung, sondern den Gebrauch den wir selbst von dieser Einrichtung machen, die Art und Weise, wie wir uns gegen das uns Gegebene verhalten, kurz, unser Thun und Treiben in der uns angewiesenen Sphäre und mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln. Und das Leben in diesem Sinne ist es, von dem allein ausgesagt werden kann daß es richtig oder unrichtig ausfalle. Wir haben es aber hier, nach allem Vorhergehenden, eben zunächst und hauptsächlich nur mit dem richtigen Leben zu thun, dessen Entwurf uns jetzt beschäftiget. Nach allen Seiten und Richtungen hin soll dieses Leben ein richtiges sein. Wir unterscheiden nach den Stellungen, in die wir gesetzt sind, zuförderst eine Natur-Seite dieses Lebens, und eine Richtung desselben auf die Natur, sodann aber auch eine geistige Seite und Lebensrichtung, und zwar die letztere einmal, wiefern wir, als geistige Wesen, mit Menschen als geistigen Wesen in Berührung stehen, zweitens, wiefern wir es mit uns selbst als geistigen Wesen zu thun haben, endlich wiefern Gott, das Wesen der Wesen, uns gegenüber steht. Also, genau genommen sind es nur zwei Seiten und Richtungen die uns in Beschlag nehmen: die der Natur, und die des Geistes. Es ist bereits bemerkt worden daß in beiderlei Beziehungen unsere ganze individuelle Persönlichkeit in Anspruch genommen wird. Sprechen wir zuerst von der Natur. Sie tritt uns auf eine doppelte Weise entgegen, einmal und zunächst, an unserm eigenen Leibe und seiner Ein-

richtung, sodann in dem All der Erscheinungen, die wir durch unsere leiblichen Sinne gewahr werden. Da wir nun durch die Natur überhaupt zur Entfaltung unseres ganzen Wesens und aller unserer Thätigkeit geweckt werden, und diese Gesammt=Einwirkung der Natur einzig und allein durch unsern Leib und seine Einrichtung vermittelt ist: so kommt ohne Frage, in Bezug auf das richtige Leben, dieser unser Leib, als das Werkzeug und die äußere Stütze unseres ganzen Lebens, zuerst in Betrachtung. Unser leibliches Wesen gehört zu unserm Selbst, und ist die äußere Seite unserer Persönlichkeit. Wiefern demnach dieses leibliche Wesen in unserer Gewalt steht, haben wir über die richtige Beschaffenheit und Thätigkeit desselben zu wachen, wie über die unserer Persönlichkeit überhaupt. Unser leibliches Wesen ist durchaus Leben; und die Erhaltung dieses Lebens hängt theils von Naturbedingungen ab, z. B. von Luft und Nahrungsmitteln, theils von unserm eigenen Verhalten. Denn da, wie Jedermann weiß, unser Leib auch unserer Fürsorge und Pflege übergeben ist, so ist seine Erhaltung und seine Bewahrung vor allem Verderblichen, theils mittelbar, theils unmittelbar auch unser Geschäft; und es ist eben so sehr unsere Schuld, wenn wir nicht für die äußeren Bedingungen seiner Existenz sorgen, so weit sie in unserer Gewalt stehen, und wenn wir durch Unaufmerksamkeit oder Fahrlässigkeit äußere Schädlichkeiten an uns gelangen lassen, als wenn wir durch unbesonnene Nicht=Achtung der Werkzeuge unseres leiblichen Lebens, oder durch Mißbrauch und tyrannische Behandlung derselben, den Leib außer Stand setzen seiner Bestimmung nachzukommen. Es braucht nicht erwiesen zu werden daß die Gesammtheit des richtigen Lebens von der richtigen Behandlung unseres leiblichen Wesens, als der Grundlage des ersteren, abhängt; und die Darstellung des richtigen leiblichen Lebens macht also den ersten Abschnitt der Orthobiotik aus. Auch haben die Weisen aller Zeiten, zum Behufe der Weisheit selbst und der mit ihr verbundenen Glückseligkeit, ihre erste Forderung auf die richtige Führung des leiblichen Lebens gestellt wegen des Einflusses den das letztere auf die ganze Stimmung und Energie der Seele, auf die Klarheit und Schärfe des Geistes, und auf die Reinheit und Tadellosigkeit unserer Handlungen hat. Daher verboten jene Alten so streng alles Uebermaß von sinnlichen Genüssen, alle Verweichlichung

des Körpers, und schärften dagegen die strengste Mäßigung und eine männliche Abhärtung ein. Und so bestätigen sie die Richtigkeit unserer Grundlage der Orthobiotik.

Wie soll sich aber der Mensch in seinen Beziehungen zur Natur und zum Geiste verhalten? Beide berühren sein Gemüth, beide seine Erkenntnißkraft, und beide nehmen auch seine Thatkraft oder sein Willensvermögen in Anspruch. Die Aufgabe hinsichtlich dieser Beziehungen ist also dahin gerichtet, daß sowohl das Gemüth, als das Denkvermögen und der Wille im richtigen Verhältnisse zu diesen Gegenständen stehe. Nun bedarf es keines großen Scharfsinnes, sondern nur gemeiner Aufmerksamkeit auf das was wir täglich erfahren, um zu der Einsicht zu gelangen, daß, bei der innigsten, unzertrennbarsten Verbindung zwischen Herz, Verstand und Willen, die uns unser ganzes Leben hindurch begleitet, dennoch eine jede dieser Eigenthümlichkeiten unseres Ich's gleichsam auch auf ihre eigene Hand lebt, ihr eigenes, eigenthümliches Interesse hat, und unter gegebenen Umständen vorzugsweise gegen die andern für sich selbst thätig ist, so daß wir mit vollem Rechte sagen können: es giebt ein besonderes Gemüths-Leben, ein besonderes Denk-Leben, und ein besonderes That-Leben. Wenn es nun überall, um bestimmte Gegenstände in ihrer vollen Beschaffenheit kennen zu lernen, nothwendig ist sie von andern zu sondern und für sich zu betrachten: so leuchtet auch wohl ein, daß wir, was die richtige Lebensführung unseres persönlichen Wesens, unseres Ich's, betrifft, in der Orthobiotik das Gemüthsleben, das Denkleben, und das Thatleben, jedes für sich, und gleichsam als ein gesondertes Leben betrachten müssen. Die Frage ist nur: welches von allen wir vor die übrigen zu stellen haben, und welches den zweiten, welches den dritten Platz einnehmen soll. Sehen wir nun auf die genaue Verbindung aller, und wie jedes von ihnen die übrigen zu seiner Wirksamkeit fordert, so ist an ein Vor- oder Nach-Stehen in der Betrachtung, nicht zu denken. Allein dadurch würde eben eine besondere Betrachtung, die doch so nothwendig ist, unmöglich. Wir müssen daher aufmerken ob nicht eine gewisse natürliche Abhängigkeit und Aufeinanderfolge in den Aeusserungen des Gemüths- Denk- und That-Lebens Statt findet. Wir entdecken allerdings leicht eine solche, wenn wir uns selbst in täglicher

Erfahrung wahrnehmen. Alles was von außen her, sei es von Seiten der Natur oder des Geistes, auf uns einwirkt, erregt zuerst unser Gefühl- und Begehrungs-Vermögen, oder mit andern Worten, trifft zuerst unser Gemüth. Im Interesse unseres Gemüths wird nun, besonders bei lebhaften Affecten und Leidenschaften, zunächst und ohne weiteres, die Thatkraft in Anspruch genommen, wiewohl zu unserm eigenen Nachtheil: denn hieraus entspringen eine Menge unüberlegter, und darum verkehrter, Handlungen. Der natürliche Weg vom Gemüth aus geht durch das Gebiet des Denkens und Ueberlegens, und der Erwägung von Grund und Folge, Zweck und Mitteln, worauf dann die Thätigkeit des Willens in Wirksamkeit tritt. Allein auch diesen natürlichen Weg dürfen wir hier, wo es uns um die richtige Lebensführung zu thun ist, nicht verfolgen. Wir befinden uns nämlich gleichsam in einer Kunstschule, — und das richtige Leben ist von jeher für eine Kunst, ja für die höchste aller Künste angesehen worden; — in welcher nicht diejenige Kraft oder Neigung, die zuerst im Menschen hervortritt, berücksichtiget wird, sondern diejenige Thätigkeit, die dem Zwecke am angemessensten ist. So möchte z. B. Jemand, der gern malen lernen will, sich sogleich der Farben bemächtigen. Aber der Meister führt den Schüler zuerst durch die trockne und strenge Schule des Zeichnens, und zwar zunächst nicht einmal der Gestalten, sondern der Linien und Striche. So ist es auch mit unserm natürlichen Streben nach Freude und Wohlsein, in welchem zuerst das Herz mit seinen Ansprüchen erwacht. Allerdings ist Wohlsein unser letztes Ziel, aber die Bedingungen und Vorbereitungen zur Erreichung desselben sind so streng als die zur Erreichung des Kunstzieles. Was für die Malerei das Zeichnen ist, das ist für die Lebenskunst das Denken. Die Befriedigung unseres Gemüths kann nur aus unserm Thatleben hervorgehen, aber vor jeder That ist unser Thun selbst zu bedenken, d. h. durch Einsicht, Erkenntniß, Urtheil zu bestimmen ob es gut oder nicht gut, zweckmäßig oder zweckwidrig, ausführbar oder unausführbar sei. Was gut oder nicht gut sei, zeigt uns die Vernunft, das Uebrige der Verstand. Beide — deren Wesen späterhin näher zu erörtern ist — stehen in genauer Beziehung zu einander, und müssen zusammen entwickelt, geübt und angewendet werden; wozu wir die Anleitung

schon von Natur, d. h. durch unsere Einrichtung erhalten. Das Verfahren nach dieser Einrichtung macht unser Denk-Leben aus. Wahre und richtige Gedanken sind es, die allen unsern Handlungen, sie mögen sich auf die Welt oder auf den Geist beziehen, zum Grunde liegen müssen. Wir sollen aber nicht erst anfangen zu denken in dem Augenblicke, oder kurz vorher, ehe wir handeln wollen. Wie oft würde uns in diesem Falle der Drang und Zwang äußerer Umstände, oder auch die Lebhaftigkeit und Gewalt unserer eigenen Gefühle und Triebe überraschen und zu unüberlegten, ja unbesonnenen Handlungen hintreiben. Nein, unserer Einrichtung nach, die wir aus eigener Erfahrung am besten kennen lernen, soll das Denken die erste (wenn auch nicht die höchste) Thätigkeit unseres persönlichen Lebens sein. Wir dürfen uns nur ein wenig beobachten, und wir werden gewahr, daß wir, selbst unwillkührlich, unaufgefordert, von selbst, durch inneren, von uns nicht geweckten Impuls, unaufhörlich denken, auch wenn dieses Denken, so zu sagen, nur ein müßiges ist, und mit keinen besonderen Zwecken für unser Handeln, für unser Leben, in Verbindung steht. Wir müssen denken, wir können uns des Denkens nicht entschlagen, die Einrichtung unseres persönlichen Lebens erlaubt es nicht anders. Und so ist ein Theil unseres persönlichen Lebens wirklich ein Denkleben. Aber wir sollen auch diese Einrichtung nicht verkennen, sondern sie für die Bestimmung wozu sie da ist, benutzen. Nicht ein willkührliches, träumerisches Spiel unserer Gedanken ist es, dem wir uns hingeben sollen; eben so wenig sollen wir uns in grüblerischen, zwecklosen oder zweckwidrigen Gedanken umhertreiben und aufreiben; überhaupt sollen wir das Denk-Geschäft nicht als etwas Isolirtes und von unserm übrigen persönlichen Leben Getrenntes betreiben, sondern es an alle Verhältnisse desselben auf das innigste anknüpfen. Denn wir sollen in allen diesen Verhältnissen den Character der Selbstbestimmung nicht verläugnen. Nun hebt aber alle Selbstbestimmung vom Denken an. Es ist dieß der erste Act der Freiheit die unser persönliches Wesen begeistet. Denn die Freiheit, um sich zu behaupten, muß gegen Alles was sie berührt, nach den Regeln der Vernunft und des Verstandes, beschränkend verfahren. Dieses Beschränken oder Schrankensetzen aber ist das Denken. Jeder Denk-Act bezeichnet eine Schranke oder Grenze,

gleichsam als ein Denk= oder Merk=Mal der Selbstbestimmung. In jedem Denkacte zeigen wir uns als Beherrscher des Denk=Stof= fes. Dieser aber wird uns fort und fort in dem Wahrgenomme= nen vorgehalten. Wir sollen also durch das Denken die Gesammt= heit unserer Wahrnehmungen beherrschen, oder mit andern Worten, sie uns zu eigen machen, zur Erkenntniß bringen. Fortgesetztes Streben nach Erkenntniß ist also das eine wesentliche Geschäft des Denklebens. Das andere aber ist das nach Benutzung unserer Er= kenntniß theils für unsere wahren Lebenszwecke, und die von diesen erforderte Thätigkeit, theils für die Beseitigung alles dessen, was diesen Zwecken von außen her störend entgegen tritt. Es ist aber be= reits bemerkt worden daß unser ganzes Denkleben an die Vernunft, als die Schiedsrichterin über alles Wahre und Rechte gekettet sein soll. Die Vernunft muß also unser ganzes Denkleben bewachen, leiten, ordnen. Nur durch sie kommt Einheit und Zusammenstimmung, wie in unser Denken, so in unser Handeln wiefern es durch Denken bedingt ist. Nur durch die Vernunft und ihr Licht zerstreuen wir die Nebel der Täuschungen, Irrthümer und Vorurtheile, (auch der sogenannten Wissenschaft,) die unsern Lebensweg auf jedem Schritte unsicher machen; nur durch sie entgehen wir der Knechtschaft der selbstischen Begehrungen, die so oft den Verstand auf ihre Seite ziehen und zu ihren Diensten verwenden, so wie der Zwingherrschaft falsch verstandener, und darum das Gemüth einschüchternder und den Willen lähmender Vorschriften zu einem heiligen Leben, endlich auch dem das Heilige selbst vergiftenden von menschlicher List ausgedachten Glaubenszwange. Kurz, nur durch die Vernunft wird unser Denkleben frei, so daß es die Freiheit auch unse= res übrigen persönlichen Lebens vorbereiten kann. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit die Vorschriften zum richtigen Denk= Leben denen zum richtigen That= und Gemüths=Leben voran gehen zu lassen, und zum Inhalte des zweiten Abschnitts zu machen.

Unser ganzes persönliches Leben ist ein Thatleben, obschon eben sowohl durch Gedanken und Vorstellungen, als durch Gefühle und Triebe bedingt. Alle diese Bedingungen würden aber keine That hervorrufen, wenn wir nicht eine Macht und Kraft der That besäßen, durch welche alles unser Handeln vollzogen wird. Diese Kraft, wie

wir wissen, ist der Wille. Auch der Wille ist, wie die Vernunft, ein Attribut der Persönlichkeit des Menschen. Wir würden eben so wenig Personen sein ohne Willen, als ohne Vernunft. Woraus sich ergiebt daß wir den Willen nur als geistige Wesen besitzen, und und daß er eine geistige, folglich freie Kraft ist: denn im Geiste ist Alles Freiheit. Aber eben weil der Wille eine freie Kraft ist, steht es bei uns ihn zu brauchen oder nicht zu brauchen, oder auch zu mißbrauchen und ihm eine falsche Richtung zu geben. Dieß verstößt aber gegen das richtige Leben. Wir sehen also hieraus die Nothwendigkeit unsern Willen für das richtige Leben zu bilden; was auf doppeltem Wege geschehen muß. Erstlich wohnt uns der Wille als Kraft bei. Jede Kraft sie sei welche sie wolle, muß geübt werden, weil eine jede ohne Uebung an Intension verliert, und nach und nach verkümmert, dagegen durch Uebung gesteigert wird und zu ihrer vollen Reife gelangt. Mag daher der Wille gebraucht werden wozu man will: wenn er nur gebraucht wird, so ist schon die erste Pflicht gegen den Willen, als Kraft, erfüllt. Denn es wird fast Niemand so sehr verachtet, als ein willenloser Mensch, und wenn er noch so gutherzig wäre; dahingegen ein Mensch, der seinen Willen durch Uebung gleichsam gestählt hat, so daß er sich durch alle Hindernisse seines Strebens die Bahn bricht, und durch seinen kräftigen Willen in einem weiten und immer weiteren Kreise wirkt, die Bewunderung, wenn auch nicht immer die Billigung, Aller an sich zieht, welche Zeugen dieser mächtigen Kraft sind. Eine Anweisung also zur Willens-Uebung und Kräftigung darf in einer Orthobiotik nicht fehlen. Aber der Wille ist, wie wir wissen, keine physische, sondern ganz eigentlich eine freie, geistige Kraft. Als solche hängt er nicht blos mit dem Denkleben überhaupt, sondern hauptsächlich mit dem von der Vernunft, oder was dasselbe ist, von dem Geiste zu leitenden Denkleben auf das genaueste zusammen. Ja, die Forderungen der Vernunft sind durch das Medium des Gedankens vorzüglich auf den Willen gerichtet. Die Vernunft verlangt unnachlaßlich daß der Wille ein reiner, ein heiliger Wille sei, und daß sich die Reinheit und Heiligkeit des Willens im Thun dessen, was recht und gut ist, durch das ganze Leben ausdrücke und bestätige. Nur hierinne besteht das richtige Thatleben. Aber welche Hindernisse stehen einem solchen That-

leben entgegen! Die ganze Macht unserer weltlichen und selbstischen Interessen und Bestrebungen lehnt sich dagegen auf. Der größte Theil unserer Neigungen und Triebe, alle unsere Lüste und Begierden, ja selbst unsere irdische Furcht und Sorge, Alles dieß widerstrebt der streng gebietenden Vernunft. Und was das Schlimmste ist: unser Wille ist nur gar zu geneigt allen diesen Anregungen zu folgen, und er wird bereits durch sie in Anspruch genommen, ehe noch die Vernunft zu voller Klarheit und Kraft gelangt ist. Jedoch, wie die Sonne, nachdem sie am Horizont erschienen, das nächtliche Dunkel und die Morgennebel verscheucht, so tritt auch die Vernunft, nachdem sie im Menschen aufgegangen, als wirksame Macht den feindlichen Gewalten entgegen, und es ist wenigstens die Möglichkeit gegeben daß der Wille, als ihr geborner Unterthan, sich dem Gesetz seiner rechtmäßigen Gebieterin füge. Daß sich nun der Wille auf die Seite der Vernunft wende und die Feinde derselben erfolgreich bekämpfe, dazu hat die Orthobiotik die gehörige Anleitung zu geben, und auf diese Art zur Lösung der zweiten Aufgabe des Thatlebens das ihrige beizutragen. Sie ist in dieser Hinsicht das Organ der himmlischen Stimme, die uns nach oben ruft. Jedoch, da unser ganzes Thatleben in die Welt ausgeht und von der Welt aufgenommen wird, so versteht sich von selbst, daß es auch der Welt-Einrichtung angemessen sei. Und so darf denn die Orthobiotik auch der Vorschriften nicht ermangeln, die zur Welt-Angemessenheit unseres Thatlebens hinleiten. Hiemit ist nun in allgemeiner Uebersicht der Inhalt des dritten Abschnitts der Orthobiotik, oder die Anweisung zum richtigen Thatleben mitgetheilt.

Allein es liegt der Orthobiotik noch eine vierte Aufgabe ob, nicht minder wichtig als die vorhergehenden: es ist die Anweisung zum richtigen Gemüthsleben. Nur erst nach der Anweisung zum richtigen Denk- und That-Leben kann diese Aufgabe gelöst werden. Denn wiewohl unser fühlendes und begehrendes Wesen, oder unser Gemüth (höchst ausdrucksvoll und bedeutend das Herz genannt) zuerst in unserm Seelenleben hervortritt, selbst noch früher als dieses zum persönlichen Leben gereift ist, und wiewohl unser Gemüthsleben unser tiefstes, innerstes, und gleichsam der Kern unseres Seelenlebens ist: so ist dennoch an eine richtige Führung desselben

nicht zu denken, bevor nicht das Gedanken- und That-Leben gesichert ist. Es kann diese Behauptung der Einrichtung unseres Seelenlebens zu widersprechen scheinen, wiefern eben unser Herz die ersten, die lautesten Ansprüche an uns macht, und bis zu unserm letzten Athemzuge zu machen nicht aufhört. Freude, Wohlsein ist es, was wir vom Anfange bis zum Ende unseres Lebens begehren, und wozu wir alle Kräfte unseres Wesens aufbieten. Unser ganzes Denken und Handeln wird in den Dienst unseres Herzens gezogen. Aber vermag unser Herz für sich allein zu entscheiden, was recht und gut ist? Und nur das Leben im Rechten und Guten bringt wahres Wohlsein hervor. Wir fangen also bei dem falschen Ende an, wenn wir unserm Herzen die Leitung unserer Gedanken und Handlungen überlassen. Unser Herz gleicht dem unmündigen Kinde, das ohne Vormund sich nicht zu rathen und zu helfen versteht. Dieser Vormund aber ist die Vernunft, welche durch die Leitung des Denkens und Handelns das wahre und gedeihliche Interesse des Herzens fördert. Daher also die oben angegebene Nothwendigkeit das richtige Gemüthsleben durch das richtige Denk- und That-Leben einzuleiten. Sie folgt schon daraus, daß unser menschliches Seelenleben ein persönliches, d. h. ein geistiges Leben ist, welches ohne Normalität unmöglich wahres und dauerndes Wohlsein herbeizuführen im Stande ist. Anstatt also unserm Herzen, wie durch magnetische Gewalt getrieben, zu folgen und ihm „Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten und Begierden," haben wir, umgekehrt, unser Herz in die Schule zu nehmen, und es zum Gehorsam gegen die heilsame Zucht der Vernunft zu gewöhnen. Hiemit erfüllen wir den höchsten, den göttlichen Willen, der eben nur auf unser Wohlsein gerichtet ist. Aber: „des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding." Wir haben also eben so sehr gegen den heftigen Widerstand, als gegen die Furcht und Ohnmacht unseres Herzens zu kämpfen. Und dieser Kampf ist keine kleine Kunst: denn gewiß, den größten Kampf unseres Lebens haben wir mit unserm eigenen Herzen zu bestehen. In ihm soll uns die Orthobiotik, in Bezug auf das Gemüthsleben, unterweisen. Sie wird aber hier wiederum nur das Organ der aus heiliger Quelle erhaltenen Weisung. Diese führt uns, durch die Leitung des Herzens zum Glauben, unmittelbar zur ungetrennten Einheit des Herzens mit sich selbst, zu

unaussprechlichem Frieden, zu ungetrübter Freudigkeit. Und was kann das Herz mehr verlangen? Aber freilich, ein heftig begehrendes, leidenschaftliches Herz mit allen seinen Ausartungen und Auswüchsen, deren Mutterboden unser selbstisches Wesen ist, darf ein solches Wohlsein nicht erwarten. Und so machen also die Vorschriften für ein richtiges Gemüthsleben mit Recht den Schluß der Orthobiotik in einem vierten Abschnitte, der zwar auf die übrigen folgen muß, aber, wie jeder von diesen, seinen eigenen Inhalt hat, den die eigenthümliche Natur des menschlichen Gemüths, angegebener Maßen, bestimmt und bezeichnet.

Erster Abschnitt.

Das richtige Leben in der Behandlung unseres leiblichen Daseins und Wirkens.

Erstes Kapitel.

Der Mensch als Herr seines leiblichen Lebens. — Grenzen dieser Herrschaft. — Einfluss des leiblichen Lebens auf das persönliche.

Es ist erstaunenswerth wie mannichfaltig und in welchem Grade das leibliche Leben dem seiner selbst bewußten Menschen dienen muß. Zunächst ist der Mensch Herr seiner Sinne. Vom Morgen bis zum Abend, von Tage zu Tage, von Jahr zu Jahr, von der früheſten Kindheit bis in das späteſte Alter (wenn nicht äußere Verletzung oder Krankheit dazwischen tritt,) bedient er sich der Sinne um sich von allen Beschaffenheiten und Veränderungen der Aussenwelt Kunde zu verschaffen. Betrachten wir aber den kunstreichen, zarten, leichtverletzlichen Bau der Sinne, vorzüglich des Auges und des Ohrs, so müssen wir wieder erstaunen wie die durch das ganze Leben unausgesetzte Anstrengung dieser feinen Werkzeuge, dennoch die Thätigkeit derselben in der Regel nicht schwächt, geschweige denn aufhebt. Das Sehen in jedem Augenblicke, welche Menge combinirter Thätigkeiten erfordert es um die ganze Mannichfaltigkeit der sichtbaren Gegenstände aufzufassen! Und so das ganze Leben hindurch unaufhaltsam, unausgesetzt fort! Und wie anstrengend nicht selten sind die Beschäftigungen mit den Augen beim Lesen, Schreiben, Zeichnen, Kupferstechen u. s. w., oder bei den feineren Arbeiten des weiblichen Ge-

schlechts, wie Nähen, Sticken u. dergl. Eben so mit dem Ohre. Welche unzählbaren Worte und Töne, harmonische und disharmonische, ziehen Jahr aus Jahr ein durch unser Ohr. Um nur einen einzigen Schall zu vernehmen bedarf es aller Thätigkeiten des ganzen Gehör=Organs. Wie unendlich mannichfaltig sind die Luft=Erschütterungen, welche in dem Gehör=Organe nachgebildet, und durch welche die unzählichen Modificationen der Töne im Ohre selbst hervorgebracht werden. Welcher Thätigkeit muß sich das Gehör=Organ z. B. nur während einer dreistündigen Concert=Musik unterziehen! So stehen unsere Sinne, und gerade die edelsten unter ihnen am unausgesetztesten, ohne Widerrede in unsern Diensten. Dasselbe ist der Fall mit den Gliedmaßen. Der Mensch ist der Herr seiner Glieder auf eine wo möglich noch wunderbarere Weise als er Herr seiner Sinne ist. Er will, und eine Menge von Muskeln die er selbst nicht einmal kennt, bewegen sich nach seinem Willen und nach seiner Absicht. Wer weiß denn — außer ein Anatom von Profession — was für Muskeln er nöthig hat, wenn er Kopf, Hals und Nacken, Brust und Unterleib, Arme und Füße bewegt? Und diese Bewegungen, wie schnell, wie leicht, gehen sie bei einem Jeden, und wie anständig, wie graziös bei denen von Statten die sich nach Regeln in denselben eingeübt haben! Die mannichfaltigen Tänze, die noch mannichfaltigeren gymnastischen Uebungen bis zu denen der Aequilibristen hinauf, sei es zu Pferde, sei es auf der Höhe des Seiles, welche Gewalt des Menschen über seine Gliedmaßen beweisen sie, gegen alle Kraft und alle Gesetze der natürlichen Schwere! Giebt es etwas, was hiebei noch eine eigene Bewunderung verdient, so ist es die Blitzes=Schnelle, mit welcher die mannichfaltigsten Bewegungen auf den einfachsten Wink des Willens geschehen, so daß zwischen dem Willen und der Bewegung gar keine Zwischenzeit Statt zu finden scheint. Und so ist denn der Mensch aller natürlichen Bewegungen seiner Gliedmaßen Herr von Kindesbeinen an bis in das hohe Alter, wenn nicht Krankheit oder Schwäche dazwischen treten; und es hat Greise gegeben die ihre Glieder so rüstig bewegen konnten wie die frischeste Jugend. Man erzählt sogar von einer Gewalt Einzelner über die sogenannten unwillkührlichen Bewegungen, wie das Athmen, den Herzschlag, so daß diese Bewegungen durch jene Gewalt bald willkührlich gehemmt,

bald wieder angefacht werden konnten. Wir lassen aber solche Beispiele, die ohnedieß unter die seltensten Ausnahmen gehören würden, an ihren Ort gestellt, und wenden unsern Blick auf die entschiedene Dienstbarkeit des Leibes in anderer Art. Obwohl wir keine Gewalt über das Geschäft der Verdauung haben, eben so wenig als über das des Athmens: so haben wir doch gleichsam die Oberaufsicht über diese Geschäfte. Das Organ des Geruchs unterrichtet uns von jeder schlechten Luftbeschaffenheit; und wir haben diese, zum Behuf des Athmens, entweder zu verbessern, oder zu vermeiden. Eben so unterrichtet uns das Organ des Geschmacks (oft auch zugleich das des Geruchs) von der schlechten Beschaffenheit der Speisen und Getränke, die wir zu uns nehmen wollen; und unser Instinct selbst sagt uns daß wir solche Nahrung verwerfen müssen. Nun können und sollen wir zwar dem Instinct folgen, aber wir müssen nicht. Wir können, gegen den Instinct, unserm Leben durch den Erstickungs- oder auch durch den Hunger-Tod ein Ende machen. In beiden Fällen beweisen wir unsere Herrschaft über den Leib, und zwar in einem Grade, wie die Thiere eine solche Herrschaft nicht besitzen. Auch ist der Mensch nicht einmal auf diese beiden sogenannten freiwilligen Todes-Arten beschränkt; sondern er hat bekanntlich der Wege sich aus der Welt zu schaffen sehr viele, die sämmtlich seine Herrschaft über den Leib beurkunden. Wem an der Kenntniß dieser mannichfaltigen Wege gelegen ist, findet sie in Osiander's Schrift „über den Selbstmord" genau angegeben, und hiemit zugleich die Bestätigung jener Herrschaft. Jedoch ist der Mensch in der Regel kein solcher Feind seines Lebens daß er die ihm verliehene Herrschaft über den Leib zur absichtlichen Selbstvernichtung anwenden sollte. Wohl aber arbeitet er vermöge dieser Herrschaft an der Zerstörung seines Lebens sehr oft ohne es zu wollen und ohne darum zu wissen, und zwar ebenfalls auf mancherlei Wegen, die nicht unbeachtet bleiben dürfen. Der nächste Weg ist der der Ernährung. Bekanntlich gehen die Freuden der Tafel weit über das Bedürfniß hinaus, und es wird den Verdauungs-Werkzeugen an Speisen und Getränken — natürlichen und erkünstelten — oft, und bei Vielen täglich, weit mehr aufgebürdet als sie in gegebener Zeit und mit ihrem bestimmten Maß von Kraft verarbeiten können. Sie müssen inzwischen, um den Gaumen

zu kitzeln, und so einen Theil der täglichen Lebenszeit angenehm zuzubringen, diese Dienst=Arbeit verrichten bis sie gänzlich aufhören dazu tauglich zu sein. Dieß ist die eine Art des leiblichen Lebens Dienst auf Unkosten des Lebens zu erzwingen. Eine zweite Art ist die Umwandlung der Nacht in den Tag oder der Zeit des Schlafs in die Zeit des Wachens. Sie ist oft mit jenem ersten Mißbrauche des Leibesdienstes verbunden, und zwar ebenfalls aus Liebe zum Vergnügen. In Gesellschaften älterer Personen, wo bis um Mitternacht, und noch länger, gespielt wird, sitzt man darauf drei bis vier Stunden zur Tafel, und schläft erst einen Theil des folgenden Tags hindurch, gegen die Einrichtung und das Bedürfniß der Natur. Eben so ist es mit dem Tanze der Jüngeren. Er dauert die Nacht hindurch; und den nächsten Tag findet sich vielleicht keine Stunde zum Schlaf. Nicht selten trifft es sich daß die nächste Nacht wieder getanzt wird; wenigstens wiederholen sich solche Tagnächte zur Zeit des Tanzes sehr oft. Hiezu müssen wir noch Erhitzung und Erkältung, Lungen=Anstrengung und Kraft=Erschöpfung bei dem Tanze, unter so Vielen rechnen, die sämmtlich den Leib zur Dienstbarkeit zwingen und so ihre Herrschaft über denselben, aber auf Unkosten der Gesundheit und des Lebens beweisen. Auf ähnliche Weise schaden sich die den Leib zu übermäßiger Anstrengung nöthigen: Landleute, Lastträger, Handarbeiter und Handwerker, bis zu den gymnasiastischen Künstlern hinauf. Aber es giebt auch eine übermäßige Anstrengung der edleren Sinnen= und Denk=Organe, und was sich an sie anschließt und in dem kunstreichen Baue des Gehirns enthalten ist. Mechanische Künstler, Gelehrte, u. s. w. stumpfen die genannten Organe durch solche erzwungene oft und lange wiederholte Dienstleistungen ab. Dieß gilt bekanntlich und häufig genug auch von den Geschlechtsverrichtungen, deren Mißbrauch laut vielfältiger Erfahrung oft frühzeitig dem Leben ein Ende macht. Jedoch auch das Gegentheil aller Anstrengung, eine übermäßige Ruhe, der Leibes= sowohl als der Seelen=Kräfte, obschon der Mensch durch dieselbe die Erhaltung seines Lebens zu begünstigen scheint, bringt doch, früher oder später, ähnliche Wirkung hervor, weil der Mensch hier ebenfalls einen verkehrten Gebrauch von seiner Herrschaft über den Leib macht, nur im umgekehrten Sinne, indem er sie nämlich aus Trägheit und

Bequemlichkeitsliebe nicht anwendet, und so eine Mannichfaltigkeit von Organen und Kräften, die zur Thätigkeit berufen sind, durch Nichtgebrauch in Lähmung und Stockung gerathen läßt. Aber auch durch diesen Nichtgebrauch beweiset er seine Herrschaft über den Leib, der ohne den Gedanken und Willen des Menschen sich nicht selbst bewegen kann.

Fassen wir alle einzelnen Erweise der Herrschaft des Menschen über sein leibliches Leben zusammen, so scheint letztere in der That unbedingt zu sein, vorzüglich so lange der Mensch noch in rüstigem Alter, gesund, und bei Kräften ist. Er fühlt, so zu sagen, seinen Leib gar nicht, hat nicht die geringste Beschwerde von dem Dasein desselben, ja das leibliche Leben scheint dem persönlichen so einverleibt zu sein, als ob der ganze Mensch nur eben Ein Leben wäre; alles in Folge und Kraft der Herrschaft welche dem Menschen über das leibliche Leben verliehen ist. — Allein diese Herrschaft hat auch ihre Grenzen, und zwar theils natürliche, theils solche, welche der Mensch durch Mißbrauch jener Herrschaft selbst herbeiführt, und durch welche nicht blos jene Herrschaft aufgehoben, sondern sogar eine widernatürliche und lästige Abhängigkeit der Person von den Werkzeugen des leiblichen Lebens und ihrem Zustande begründet wird. Es ist von Wichtigkeit uns mit diesen mancherlei Hemmungen des persönlichen Lebens durch das leibliche näher bekannt zu machen.

Was zunächst die natürlichen Grenzen der Herrschaft des Menschen über sein leibliches Leben betrifft, so lehrt sie uns die tägliche Erfahrung zur Gnüge. Nämlich trotz dem, daß uns das leibliche Leben für alle Zwecke unseres persönlichen Lebens dient, so gehorcht es doch nicht unsern willkührlichen Befehlen, sondern nur seinen eigenen festen Gesetzen. Das Athmen, die Verdauung, der Herzschlag und der Kreislauf des Blutes, und alle die mannichfaltigen Absceidungen und Absonderungen im Körper, sie gehen ihren gemessenen Gang, den wir nicht einmal begreifen, geschweige denn lenken können. So bewegen wir zwar unsere Glieder nach Willkühr, aber wir wissen nicht durch welche Kraft und nach welchen Gesetzen sie sich bewegen. Am bestimmtesten treten aber die natürlichen Grenzen unserer Herrschaft über das leibliche Leben in den Bedürfnissen des letzteren hervor. Wer vermag den Hunger zu bändigen ohne Speise, oder den

Durst zu beschwichtigen ohne Getränk? Der Schlaf, wiewohl wir ihn eine Zeit lang durch die Kraft des Willens, oder, was weit häufiger geschieht, durch künstliche Mittel verscheuchen können, behauptet dennoch zuletzt seine Rechte, und zwar mit solcher Macht, daß auch der kräftigste Geist im Nu und unwiderstehlich von ihm gefesselt wird. Eben so ist es mit der Ermattung nach körperlicher Anstrengung. Wenn die Glieder nach langer Arbeit, nach einem starken Marsche, den Dienst versagen, so ist kein Willens-Befehl im Stande die Arme oder Füsse zu neuer Bewegung anzutreiben; das Naturbedürfniß der Ruhe ist stärker als der Wille. Aber wie treten die Grenzen unserer Herrschaft über das leibliche Leben erst in Krankheiten hervor, mögen diese nun verschuldet oder unverschuldet, von schnellem oder von langsamem Verlaufe sein! Man könnte sagen: an allen verschuldeten körperlichen Leiden rächt sich die Natur durch eine eben so große gerechte Tyrannei als jene frevelhafte war, durch welche diese Leiden herbeigezogen wurden. Wer durch schonungslose Erhitzungen und Erkältungen, durch übermäßiges Laufen, Tanzen u. s. w. seine Lungen despotisirt hat; wer durch jahrelange fehlerhafte Diät, besonders durch luxuriöse Lebensart, seine Verdauungswerkzeuge geschwächt und zerrüttet hat; wer durch Ausschweifungen in der Geschlechtslust nicht blos die edelsten Kräfte verschwendet, sondern auch zerstörendes Gift in seinen Körper gebracht hat: den spannt jetzt die Natur auf denselben Wegen in die Folter, auf denen er sie früher tyrannisirte; und der aus dem Gebieter seines Leibes dessen Tyrann geworden war, geräth nun in eine schmähliche Abhängigkeit von den leidenden Organen, deren sich das Weltgesetz der Gerechtigkeit bedient um die Unbesonnenheit und den blinden Frevel zu strafen. Aber auch wo ganz unverschuldete Krankheit den Menschen erfaßt, sei es daß äußere Gewalt ihn verletze, oder irgend eine herumziehende Seuche ihn niederwerfe: immer sehen wir ihn seiner Herrschaft über das leibliche Leben beraubt und in schmerzlicher Abhängigkeit von seiner körperlichen Einrichtung, welche der übermächtigen Einwirkung verschiedenartiger Naturgewalten nicht widerstehen kann.

So darf sich also der Mensch der ihm über seinen Leib verliehenen Herrschaft nicht überheben, da sie ihm so leicht durch die Elemente und Kräfte der Natur entrissen werden kann, denen oft die blühendste

Jugend und die kräftigste Constitution unterliegen muß. Noch weit weniger aber darf er, auf jene Herrschaft trotzend, dem leiblichen Leben auf irgend eine Weise Gewalt anthun, weil hievon die unvermeidliche Folge nicht blos der Verlust jener Herrschaft, sondern auch das schmerzliche und schmachvolle Versinken in die Knechtschaft des eigenen Leibes ist. — Nun ist zwar nicht zu läugnen daß in allen diesen Zuständen, woher und wie sie immer entstanden sein mögen, sehr oft Hülfe möglich ist, und auch nicht selten mit Erfolg geleistet wird; allein doch bei weitem nicht immer, und nicht immer vollständig und auf die Dauer, um so weniger, je gebrechlicher schon der Körper, je veralteter die Krankheit, und je mehr der Kranke an Jahren vorgerückt ist. Es ist daher am gerathensten, und auch von den Verständigsten aller Zeiten als erste Lebensregel anempfohlen worden, nicht erst die Zeit abzuwarten wo Krankheit eintritt, um dem leiblichen Leben zu Hülfe zu kommen, sondern zunächst für die Bewahrung der Gesundheit und Unverletztheit des Leibes zu sorgen, weil diese die äußere Bedingung alles gedeihlichen Wirkens und Schaffens, und selbst eines reinen Lebensgenusses in jeder Beziehung des menschlichen Daseins ist. — Jedoch diese letzten Andeutungen bedürfen noch einer besonderen Betrachtung.

Zunächst wird das ganze selbstbewußte Leben des Menschen von dem leiblichen Leben geweckt und getragen. Wir gelangen durch die Sinne zum Bewußtsein, und bleiben auch nur so lange bei Bewußtsein, als die Organe, die unser Seelenleben erwecken und unterhalten, und unter diesen vorzüglich das Gehirn, durch ein gesundes und kräftiges Blut ernährt werden, und über dieß auf alle Weise unverletzt bleiben. Nun ist aber im Bewußtsein unser ganzes Seelenleben als Gemüths- Vorstellungs- und Thatleben befaßt. Es ergiebt sich also schon aus Obigem, daß, je nachdem unser Bewußtsein hell und klar, frisch und lebendig ist, auch unser dreifach verzweigtes persönliches Leben auf gleiche Weise beschaffen sein werde. Wir machen nur nochmals darauf aufmerksam daß es hier hauptsächlich auf ein gesundes und frisches Blut ankommt: denn durch dieses wird nicht blos, besagter Maßen, das ganze Gehirn- und Nerven-Gebäude ernährt, welches die äußere Grundlage alles Vorstellens und Denkens ist, son-

dern das Blut theilt auch jenen Organen seine Kraft und sein Leben mit, in welchen eine sorgfältige Beobachtung den äußeren Stützpunkt unseres Gefühl- und That-Lebens erkennt. Diese Organe sind: das Herz, und die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, oder die Muskeln. Je frischer das Herz, je kräftiger die Muskeln, desto rascher das Gefühls-, desto kräftiger das That-Leben. Den Beweis hievon geben uns junge und gesunde, eben so aber auch umgekehrt alte und kranke Körper. Junge und gesunde Kinder, in denen das Herz frisch und lebendig schlägt, sind auch immer munter und fröhlich. Alte Personen, (Ausnahmen jederzeit zugegeben) je tiefer in die Jahre, desto grämlicher, desto verschlossener für die Freude. Warum? ihr Herz schlägt matt; es hat seine Lebenskraft verloren. Ferner: Menschen in der Fülle der Gesundheit, mit kräftigen Muskeln, sind auch zu einem rüstigen, thätigen Leben geneigt, und zeigen immerfort einen kräftigen Willen. Umgekehrt: kränkelnde Menschen, die, wie man sich ausdrückt, vom Fleische gefallen sind, haben auch nur einen matten Willen, ungeneigt Handlungen, besonders solche welche Anstrengung und Ausdauer verlangen, anzufangen und fortzusetzen. Und der Wille ist bekanntlich die Kraft des Anfangens. Kurz, je gesünder der Mensch ist, desto geneigter zu heiteren, wohlwollenden Gefühlen, desto aufgelegter zum klaren, scharfen, zusammenhängenden Denken, oder auch, wenn Jemand Künstlergabe besitzt, zum künstlerischen Schaffen und Bilden, endlich desto bereiter auch zu einem in das Leben eingreifenden Handeln. Ein kranker und siecher Körper drückt das ganze Seelenleben nieder. Mit den Genüssen aller Art ist es eben so beschaffen. Schon das Gefühl der Gesundheit ist ein hoher Genuß; was nie mehr erkannt wird als nach Krankheiten, wenn mit den Kräften neues Leben wiederkehrt. Das Gefühl der Gesundheit macht für jede Freude empfänglich. Zunächst ist jeder physischer Genuß, z.B. der Speisen und des Getränks, durch Gesundheit bedingt; sodann aber auch der Genuß der Natur, der Kunst, des geselligen Lebens, und überhaupt jedes freudigen Ereignisses im menschlichen Leben. Wenn wir nun bedenken wie durch naturgemäßen Genuß jeder Art der Mensch nach Arbeit und Anstrengung erquickt und gestärkt und zu neuer Thätigkeit tüchtig gemacht wird, so ist leicht zu ermessen wie ohne körperliche Gesundheit dieses wichtige

Mittel der Erregung selbst des höheren und geistigen Lebens für den verloren geht, der jenes große Gut entbehrt. Es ist daher die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit, oder das richtige Leben in Beziehung auf unser leibliches Dasein, mit Recht als das erste Hauptstück der Orthobiotik anzusehen, und alles was hierauf Bezug hat, auf das sorgfältigste in Betracht zu ziehen.

Zweites Kapitel.

Einfluss äusserer natürlicher Agentien und innerer individueller Lebensbeschaffenheiten auf das leibliche Leben. — Richtiges Verhalten gegen diese äusseren und inneren Einflüsse.

Die Natur hält uns ganz eigentlich in ihrem Schoose, wie die Mutter die Frucht ihres Leibes. Durch unsern Erdball stehen wir im Zusammenhange mit dem Weltganzen, und erfahren durch des ersteren Vermittelung die Einwirkung des letzteren, ohne sie zu begreifen. Daher man auch schon in frühester Zeit von einem Einfluß der Gestirne auf den Menschen sprach, und nicht blos auf sein leibliches Befinden, sondern auf den ganzen Gang seines Lebens. Lassen wir aber die Ferne, und blicken blos auf das was uns nahe ist. Das nächste ist uns Klima und Boden. Beide sind dem leiblichen Leben oft günstig, oft ungünstig; aber gegen beide vermag der Einzelne nichts, nur das ganze Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte. Wir wissen daß ein zu heißes und zu kaltes Klima weder der physischen noch moralischen Cultur des Menschen zusagt. Dennoch vermag der Mensch in beiden zu leben, und befindet sich nach seiner Art in denselben wohl. Nur den Fremdling aus gemäßigtem Klima stoßen sie zurück. So meide er sie denn, und halte sich an das seine, wenn nicht bei ihm Gewinnsucht oder Wißbegierde stärker ist als der natür-

liche Trieb nach Wohlsein. Mit dem Boden ist es dasselbe. Der Mensch hangt von der Scholle ab, auf der er geboren ist. Auf ihr befindet er sich am besten: der Bergbewohner auf Bergen, der Thalbewohner im Thale. Wer den Boden zum Nachtheil seiner Gesundheit wechselt, wie z. B. die Schweitzer welche das Heimweh erfahren: gebe den Wechsel wo möglich auf. Selbst der sumpfige Boden ist dem unschädlich, der ihn gewohnt ist. Andere mögen ihn meiden. — Sodann werden wir umgeben und begleitet von der Witterung und Jahreszeit. Wer sich nicht verweichlichet, und viel im Freien lebt, befindet sich bei jeder Witterung und in jeder Jahreszeit wohl. Es giebt aber verwöhnte, stubensieche Personen, die nur die Temperatur ihres Zimmers vertragen können. Diese sind, wie für ein wahrhaft gesundes, so für ein That- und Genuß-reiches Leben verloren. Daher ist die Gewöhnung des Menschen von Jugend auf an Sturm und Regen, an Hitze und Kälte eine der ersten Pflichten die er einem gesunden und kräftigen Leben schuldig ist. Es ist dieß sogar das Mittel eine zarte oder schwächliche Körperconstitution fester und ausdauernder zu machen. — Doch wir sind hier eben an die Stelle gelangt, wo, nach den äußeren Agentien, der Einfluß der Individualität selbst, auf den Zustand des leiblichen Lebens, zu betrachten ist. Und hier tritt uns gerade zuerst das, was man die Constitution nennt, entgegen. Es ist die natürliche Körperbeschaffenheit, die hier gemeint ist. Kräftige Eltern geben ihren Kindern gemeinhin auch einen kräftigen festen Körperbau als Mitgift ins Leben, schwächliche oder zartgebaute Eltern gemeinhin auch einen schwächlichen oder zarten. Doch wie der kräftigste Körperbau durch Verwahrlosung zerrüttet werden kann, so kann ein sehr schwächlicher oder zarter durch sorgfältige und zweckmäßige Pflege sich dergestalt kräftigen, daß er in den Stand gesetzt wird die größten Anstrengungen und Beschwerden auszuhalten. Weshalb gleich bei der ersten Erziehung und Pflege der Kinder auf das gewissenhafteste hierauf Rücksicht zu nehmen ist, zumal da die körperliche Kräftigung zugleich den größten Einfluß auf die Entwickelung der Seelenkräfte überhaupt, und die des Charakters ins besondere hat. — Hierauf kommen zunächst die Lebensalter mit ihrem Einflusse auf die Gesundheit in Betrachtung. Man kann sagen daß jedes Lebensalter seine eigenthümliche Art von Gesundheit,

so wie seine besonderen Krankheitsanlagen hat. Was zuerst die Gesundheit betrifft, so ist in der Kindheit das Leben am frischesten, und das Kind fühlt die Gesundheit am lebendigsten, man möchte sagen, am seligsten. Um so mehr aber ist strenge Wachsamkeit von Nöthen daß dieses schöne Gefühl nicht verletzt werde. Denn eben weil das reizbare Kind für angenehme Empfindungen so empfänglich ist, wird es auch leicht durch schädliche äußere Einflüsse berührt und ergriffen, besonders durch alles was das Haut=Organ oder die Verdauungs=Werkzeuge widernatürlich afficirt. Daher ist eine Haupt=Rücksicht bei der Gesundheitspflege der Kinder auf diese Pforten des Lebens, aber auch des Todes, zu nehmen. Uebrigens ist nicht aus der Acht zu lassen daß Kinder schon vermöge ihres Alters besondern Krankheiten, nämlich den Entwickelungs=Krankheiten unterworfen sind, die hauptsächlich den Kopf, und überhaupt das Nervensystem, durch Hirn=Entzündung, Wasser=Ansammlung, Krämpfe, u. dgl. in Anspruch nehmen; weshalb hier beständige Wachsamkeit nöthig ist um schon die ersten Angriffe abzuwehren. — Die Gesundheit der Jugend hat auch ihren eigenthümlichen Charakter: er ist das Vollgefühl der Kraft, welches der Kindheit gänzlich abgeht. Nichts fördert dieses Gesundheitsgefühl mehr als Kraftübungen, denen daher die Jugend auch von ganzer Seele ergeben ist. Allein gerade diese Uebungen gefährden auch die jugendliche Gesundheit, wenn sie, wie so häufig, auf das äußerste getrieben werden. Dann leidet nichts mehr Gefahr als die Brust; wie denn überhaupt von alter Zeit her Brustkrankheiten für die gegolten haben, die der Jugend eigenthümlich sind. Ohne Zweifel weil in dieser Jahreszeit des Lebens das Blut am raschesten durch den Körper kreiset. Es hat demnach die Jugend sich besonders vor allen Ueber=Anstrengungen z. B. bei gymnastischen Uebungen, beim Tanzen u. s. w. in Acht zu nehmen: denn die Lungen sind ein zartes, empfindliches, leicht verletzliches Organ, welches erhaltene Beleidigungen nicht so leicht wieder vergißt, und durch Entzündungen oder gar Vereiterungen einen schnellen oder langsameren, aber in den meisten Fällen, vorzüglich wenn sie ärztlich=falsch behandelt werden, einen sicheren Tod in der Blüthe des Lebens herbeiführt. — Wieder anders drückt sich die Gesundheit und ihr Gefühl im reifen Alter aus. Eben wegen der Reife

dieses Alters ist es nicht die ungestüm schwellende Kraft der Jugend, sondern die feste und ausdauernde Lebenskraft, welche den Gesundheitscharakter dieses Alters bestimmt. Um diese Festigkeit und Ausdauer zu unterhalten sind kräftige und reichliche Nahrungs-Mittel, Speisen sowohl als Getränke nöthig, für diese aber eine vollkommen gesunde Verdauungskraft. An dieser aber fehlt es nicht selten, da mannichfaltige Ursachen, z. B. fehlerhafte Diät, sitzende Lebensart u. dgl. die Verdauungswerkzeuge, überhaupt die Organe des Unterleibes, schwächen und lähmen. Und so möchte man wohl hier ebenfalls der alten Meinung beitreten, welche behauptet daß, wie die Kindheit am meisten zu Krankheiten des Kopfes, die Jugend zu denen der Brust, so das reife Alter am meisten zu Unterleibskrankheiten geneigt sei. Die Erfahrung scheint in der That auch diese letzte Meinung zu bestätigen: denn wir finden die Klagen über Unterleibsleiden in keinem Alter so häufig als im reiferen. Verdauungsbeschwerden aller Art, Leiden der Leber und der Milz, Hämorrhoiden, Gichtbeschwerden, (die ebenfalls ihren Grund im Unterleibe haben), sind eine sehr gewöhnliche Klage des reifen Alters. Daher, soll die ihm eigenthümliche Gesundheit bewahrt werden, eine sehr große Aufmerksamkeit nöthig ist um jene Uebel in ihrem Entstehen zu beseitigen, oder, wenn sie schon Wurzel gefaßt haben, mit allen Mitteln der Diät im weitesten Sinne, und einer zweckmäßigen Anwendung eingreifender Arzneien zu bekämpfen. — Die Gesundheit der Greise, (seltene Ausnahmen abgerechnet) zeichnet sich nicht mehr durch Lebens- und Kraft-Gefühl aus: denn das Greisenalter ist ja dasjenige, welches seiner Natur nach den Menschen von Kraft und Leben Abschied nehmen heißt; allein darum giebt es doch eine eigenthümliche Gesundheit des Greisenalters: es ist die Schmerzensfreiheit. Man hat das Alter an sich schon eine Krankheit genannt, wegen der mannichfaltigen Beschwerden mit denen es so häufig zu kämpfen hat, und welche eben zum großen Theil Folgen der Alterschwäche sind. Aber diese Beschwerden gehören nicht nothwendig zum Alter. Es giebt Greise die sich von aller Beschwerde frei fühlen; und diese sind die gesunden Greise. Es ist demnach mehr eine negative Gesundheit deren sie sich zu erfreuen haben wenn sie gesund sind: sie sind von Krankheiten verschont. Und wer da weiß was Krankheiten sind,

wird zugeben daß dieß schon ein großer Gewinn ist. Es gehört aber ebenfalls viel Aufmerksamkeit dazu um sich diesen Grad oder diese Art der Gesundheit zu erhalten. Diätfehler, Erkältungen, lebhafte Gemüthsbewegungen äußern bei Greisen ihre Wirkung meist am Haupte. Greise sind vorzüglich zu Schlagflüssen geneigt. Und so scheinen sie denn, wie in andern Stücken, auch hinsichtlich der Krankheitsdisposition, wieder zum Kindesalter zurückzukehren, in welchem das Haupt der vorzüglich bedrohete Theil ist. Es hat aber leider mit den Schlagflüssen dieselbe Bewandtniß wie mit andern Krankheiten des Hauptes: sie treten in der Regel unvermuthet ein, und überwältigen die Natur im ersten Angriff. Daher gegen einen solchen Feind kaum etwas anderes zu thun ist als zeitige Verwahrung, d. h. sorgfältige Vermeidung alles dessen, was ihn herbeilocken könnte. Wiewohl, wenn einmal das Ziel des Lebens erreicht ist, keine Bemühung es zurückstecken kann, so daß man in der letzten Krankheit sogar noch eine Naturhülfe anerkennen muß.

Theils in Folge angeerbter Constitution, theils der eigenthümlichen Lebensweise, theils auch des sogenannten Temperaments, besitzt ein Jeder eine gewisse Gesundheits-Temperatur, oder einen gewissen Grad von Gesundheit, der sich durch größere oder geringere Empfänglichkeit für krankmachende Einflüsse zu erkennen giebt. Manche Menschen, nämlich die von robuster Constitution und regelmäßiger Lebensweise, so wie von ruhigem Temperament, scheinen keine oder nur eine sehr geringe Empfänglichkeit für krankmachende Einflüsse zu besitzen, mögen diese nun aus der Atmosphäre, oder durch Speisen und Getränke, oder durch äußere Veranlassung zu heftigen oder niederdrückenden Gemüthsbewegungen herbeigeführt werden. Hitze und Kälte, Sturm und Regen, der atmosphärische Stoff zu stehenden Krankheiten z. B. zu bösartigen Wechselfiebern, oder zu wandernden, wie Scharlach-Epidemien u. dgl., Alles dieß scheint weder ihr Haut-Organ, noch ihre Lungen zu afficiren. Eben so gleichgültig ist es ihnen, ob sie grobe, schwer verdauliche, schlecht zubereitete, oder gar schon in einem gewissen Grade verdorbene Speisen genießen, ob sie saueren Wein oder schlecht gegohrnes Bier u. dgl. zu sich nehmen. Endlich vermögen Veranlassungen zum Zorn, Aerger, Schreck u. s. w. nichts über die Gleichmüthigkeit ihres Tempera-

ments. Dieß sind aber nur die glücklichen Wenigen in den sogenannten civilisirten Ländern, die oft ohne alle Krankheit ein hohes Alter erreichen; bei den uncultivirten Nationen im Gegentheil machen sie die Mehrzahl aus. Wie verschieden dagegen ist die Gesundheits-Temperatur in unserm, und auch in andern Welttheilen bei allen nicht so Begünstigten. Viele bringen schon Krankheits-Anlagen von den Eltern mit auf die Welt. Bald ist es das Nervensystem, bald das Blut-Gefäßsystem, bald das Lymphsystem, welches aus der Harmonie des Ganzen heraustritt, und, wenn auch noch nicht wirkliche Krankheit, doch eine unvollkommene und schwankende Gesundheit bedingt. Bald sind es einzelne Organe mit wichtiger Lebensfunction, wie die Leber, die Lunge u. a. m. Durch sorgfältige Gesundheitspflege lassen sich zwar jene Krankheitsanlagen zurückdrängen, wenn auch nicht gänzlich beseitigen; aber, so zu sagen, eine gewisse schwache Seite der Gesundheit bleibt denn doch. So vererben z. B. nervenschwache Mütter leicht eine widernatürliche Nervenreizbarkeit auf die Kinder; und diese Reizbarkeit macht eben für das ganze Leben jene schwache Seite der Gesundheit aus. So ist es mit dem Blutgefäßsystem, durch welches von den Eltern aus die Neigung zu Congestionen, Entzündungen, Blutflüssen auf die Kinder übergetragen wird. So mit dem Lymphsystem in Bezug auf Skropheln und verwandte Krankheiten. So wird vererbte Lungenschwäche immer ein Stein des Anstoßes gegen vollkommene Gesundheit bleiben, nicht minder vererbte Trägheit der Leberfunction, die früher oder später die Neigung zu Hämorrhoiden entwickelt, als welche offenbar einer vollen Gesundheit großen Eintrag thun. In allen diesen Fällen ist das prophylactische Geschäft des Arztes an seinem Platze, theils wiefern es sich auf zweckmäßige Einrichtung der organischen Lebens-Oeconomie bezieht, theils wiefern einer jeden Krankheitsanlage durch Anwendung zweckmäßiger Heilkräfte ein Damm entgegengestellt werden kann. — Jedoch die Gesundheitstemperatur ist, angegebener Maßen, auch durch die Lebens-Weise bedingt. Eine in aller Hinsicht regelmäßige Lebens-Weise bewirkt auch in der Regel eine dauerhafte, sich gleich bleibende Gesundheit. Bei einer solchen Lebens-Weise kommt es aber nicht sowohl auf eine strenge oder karge, als vielmehr auf eine den Bedürfnissen des Inviduums angemessene Diät

an. Wäre das erstere, so müßte Niemand gesünder sein als die sich in Nahrung, Schlaf u. s. w. kasteienden, abgemagerten und kraftlosen religiösen Zeloten in und außer Klöstern. Aber wie es heißt: „gebet dem Kaiser was des Kaisers ist", so sollte es auch heißen: „gebet dem Leibe was des Leibes ist"; denn nur so kann die Gesundheit bestehen. Auch sagt ein wahrhaft heiliger Mann: „Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde." Und dieß ist es, wogegen so viel gefehlt wird. Alle luxuriöse Lebens-Weise hat eine verstimmte, eine schwankende Gesundheit zur Folge, auch wenn sich nicht sogleich Krankheiten erzeugen. Aber bald sind es Unordnungen und Störungen in der Verdauung, bald im Blutumlaufe, wie Andrang des Bluts nach dem Kopfe, Schwindel, Blutflüsse, u. dgl., bald ist es ein widernatürliches Gefühl von Ermattung und Kraft-Erschöpfung, welches alles aus Excessen aller Art entspringt: aus Unmaß im Essen und Trinken und in der Geschlechtsbefriedigung; wozu auch ein unordentlicher Schlaf bei einem Uebermaß von Vergnügungen kommt. Eine solche Lebens-Weise muß natürlich eine schlechte Gesundheitstemperatur erzeugen, die nur durch eine allmähliche Umwandlung in eine richtige Lebens-Norm verbessert werden kann. — Endlich hat auch das Temperament seinen Antheil an der Lebenstemperatur; wie bereits angedeutet worden. Ein ruhiges Temperament fördert auch eine stätige Gesundheit; dahingegen, je lebhafter und unruhiger das Temperament ist, je größer die Aufwallungen sind, zu denen es geneigt macht, desto stärker auch sein Einfluß auf die Gesundheit, besonders wenn diese von andern Seiten her schon in Schwanken gerathen ist. Und leider ist es nicht Jedermann's Sache sein Temperament in der Gewalt zu haben. Doch kommt hiebei der Gesundheit dieses zu Gute daß alle Temperaments-Erregung eine von Jugend auf gewohnte ist; und die Aerzte haben das Sprichwort daß gewohnte Reize kein Leiden bedingen (a consuetis non fit passio). Indessen möchte dieß schwerlich von allen Gewohnheiten gelten: denn es giebt Gewohnheiten, welche, wiewohl unmerklich, das Leben allmählich untergraben, z. B. die des Trunks, oder des Opium-Genusses. Selbst das Tabaks-Rauchen und Schnupfen sind Gewohnheiten, die, wenn sie zur Passion werden, der Gesundheit offenbar schaden; die erstere durch eine gewisse

Betäubung des Nervensystems und Schwächung der Verdauung, (besonders bei denen die beim Rauchen viel Speichel auswerfen); die letztere durch Verstopfung und Abstumpfung des Geruchs-Organs, woraus zuletzt organische Krankheiten des letzteren entstehen können. Hieher gehört auch die Gewohnheit des hastigen Essens ohne hinlängliches Kauen, besonders das zu schnelle Hinunterschlingen heißer Speisen und Getränke; ferner die Gewohnheit des kalten Trinkens auf Erhitzung, überhaupt die Gewohnheit sich nach Erhitzung sogleich der Kälte auszusetzen. Endlich ist auch der Gesundheit schädlich die Gewohnheit des allzuspäten Schlafengehens und des allzulangen Schlafens. Gegen die Nachtheile aller dieser üblen Gewohnheiten giebt es kein anderes Mittel als das beschwerliche der Abgewöhnung.

Drittes Kapitel.

Allgemeine und besondere Vorschriften für die Erhaltung des leiblichen Lebens durch Nahrung, Luft, Bewegung und Schlaf.

Wiewohl alle im vorigen Kapitel abgehandelte Gegenstände für das richtige Leben in Beziehung auf unser leibliches Dasein, von großer Bedeutung sind, so umfassen sie doch, so zu sagen, nur die äußersten Grenzen und Berührungspunkte des letzteren. Damit ist aber für die richtige Behandlung desselben bei weitem nicht genug geschehen. Wir haben nun auch die nächsten Bedingungen zu betrachten, unter denen wir überhaupt unser leibliches Dasein, und mittels desselben, auch unser persönliches erhalten. Dieser Bedingungen sind vier: Luft, Nahrung, Bewegung, Schlaf. Wiefern dieselben allen Menschen gemein sind, giebt es auch allgemeine Regeln für ihre naturgemäße und nothwendige, folglich richtige Erfüllung. Nun sind aber die Menschen theils natürlich, durch Geschlecht, Lebensalter, Constitution und Gesundheits-Zustand verschieden, theils treten auch noch Verschiedenheiten derselben durch Gewerbe und Beschäftigung, so wie durch andere äußere Lebensverhältnisse hervor. Auf alles dieß ist nun auch, in Bezug auf die Führung des leiblichen Lebens nach den genannten Bedingungen besondere Rücksicht zu nehmen. Und so ergeben sich denn auch specielle Vorschriften zur Erfüllung dieser

Bedingungen nach Maßgabe jener Verhältnisse. So zerfällt denn dieses Kapitel in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil. Es ist dem natürlichen Gange der Entwickelung angemessen, daß jener zuerst in Betracht kommt.

Man sagt gemeinhin: der Mensch kann nicht von der Luft leben. Der Satz wäre richtig, wenn es hieße: nicht allein von der Luft: denn allerdings lebt der Mensch von der Luft. Die Luft ist eben so gewiß Nahrungsstoff für uns, wie Speise und Trank; nur daß wir die Luft nicht in den Magen aufnehmen, sondern in die Lungen. Ja, die Luft ist eigentlich unser edelster Nahrungsstoff, den daher auch die Alten pabulum vitae nannten. Denn die atmosphärische Luft, oder vielmehr ihr feinster Theil, die sogenannte Lebensluft, geht innerhalb der Lungen in das Blut, reiniget, läutert dasselbe, und schafft selbst den aus den Speisen gewonnenen und den Lungen zugeführten Nahrungssaft in neues Blut um. Das Blut nun ist die nächste Quelle unserer Erhaltung, und schließt alle Theile in sich die der lebendige Leib zu seinem Bestande bedarf, gröbere und feinere. Die feinsten bedarf das Nerven-System; und diese sind eben in der eingeathmeten Lebensluft enthalten. Es folgt hieraus, daß die Luft, die wir einathmen, auch wirklich Lebensluft (Sauerstoffgas nennen sie die Chemiker,) in hinlänglicher Menge enthalten muß; was bei weitem nicht immer der Fall ist: denn wir wissen daß oft die Luft die uns umgiebt, eine sehr unreine oder verdorbene ist. Diese zu vermeiden, und dagegen eine reine Luft so viel und so oft als möglich aufzusuchen, ist die erste allgemeine diätetische Regel. Wo ist aber die Luft am unreinsten? und wo ist sie am reinsten? Am unreinsten ist sie in jedem verschlossenen Raume: in Sälen, Stuben und Kammern, die nicht gelüftet werden: in Schulsälen, Tanzsälen, kurz, Versammlungssälen aller Art, in Stuben die von mehreren Menschen bewohnt sind, namentlich in Stuben armer Leute, wo Vater, Mutter, Großmutter, Kinder, und vielleicht noch Hunde und Katzen im gemeinsamen Raume leben; endlich in Schlaf-Stuben oder Kammern, besonders wenn mehrere Menschen sie theilen, und wo die nächtlichen Ausdünstungen u. s. w. eine eigene Verderbniß der Luft erzeugen. Am verdorbensten pflegt die Luft in Gefängnissen, und sehr oft auch in Krankenhäusern zu sein. Doch auch außerhalb

verschlossener Räume findet sich verdorbene Luft genug. Sumpfige Gegenden verderben die Atmosphäre. Ungesund ist die Luft in Gärten und Feldern wo verdorbene Pflanzen in größerer Menge faulen und verrotten, so wie an allen Orten wo Aeser von Thieren verwesen. Auch in der Nähe von Werkstätten mancher Handwerker giebt es sehr verdorbene Luft, z. B. in der Nähe von Gerbereien, Scharfrichtereien, Seifensiedereien u. dgl.; nicht zu rechnen die Kloaken, wenn sie geräumt werden; was freilich meist bei nächtlicher Weile geschieht. Jedoch auch hier zeigt sich in vielen Fällen, namentlich bei den genannten Handwerksbeschäftigungen, die Macht der Gewohnheit, so daß die in denselben Betheiligten von dem Einflusse der ungesunden Luft um sie her nichts empfinden und zu dulden haben. Was die ungesunden Gegenden betrifft, so können ihnen empfindliche Personen meist aus dem Wege gehen; auch ist es die Pflicht einer guten Gesundheitspolizei für Reinigung der Luft im Freien durch gute Aufsicht über verdorbene Stoffe, durch Austrocknung von Sümpfen u. s. w. möglichst zu sorgen. Die gleiche Pflicht hat die Polizei in Bezug auf öffentliche Gebäude, wie Gefängnisse, Zucht- und Arbeits-Häuser, Hospitäler u. dgl. zu erfüllen. Was aber die verdorbene Luft in Privatwohnungen betrifft, so ist die Beseitigung derselben lediglich die Sache ihrer Bewohner, die freilich nicht zur Reinlichkeit und zur Luftreinigung ihrer Wohnstuben und Schlafkammern genöthiget werden können. Allein in welchem Hause haben nicht die Aerzte Zutritt? Diese müssen durch Vorschriften und Verordnungen, durch Vorstellungen und Warnungen das zu bewirken suchen, was der träge Stuben-Bewohner nicht von selbst thun würde: denn freilich ist es in rauher Jahreszeit, vorzüglich im Winter, unbequem, statt der verdorbenen aber warmen Luft, reine aber kalte einzulassen; wiewohl die letztere die wahre Lebensluft ist. Dieß bahnt uns den Weg zur Beantwortung der zweiten oben aufgeworfenen Frage: wo ist die Luft am reinsten? offenbar an ihrer Quelle: im Freien, in der Atmosphäre. Zwar wissen wir daß die Atmosphäre sich nicht überall gleich ist; aber dennoch bleibt sie die Quelle der reinen Luft. Am reinsten ist sie des Morgens, besonders im Sommer. Im Frühlinge ist sie am belebendsten und erquickendsten; doch ist sie dieß auch an schönen Herbsttagen. An kalten Wintertagen ist sie am stärkendsten.

Reiner ist sie auf Bergen, an der Seeküste, und in vegetationsreichen Gegenden, als in engen Thälern, im Moorlande, und in Gegenden mit kümmerlicher Vegetation. Auf jeden Fall aber ist die Luft im Freien — die früher angeführten Ausnahmen abgerechnet — immer reiner als die in verschlossenen Räumen. Deshalb ist der tägliche Genuß der freien Luft ein unerlaßliches Hülfsmitttel zur Erhaltung der Gesundheit. Dieser Genuß stärkt die Lungen, und hat einen entschiedenen Einfluß auf die Reinigung und Kräftigung des Bluts, als der nächsten und eigentlichen Lebensquelle. Und so trägt man denn die kleinsten Kinder, wenn man verständig ist, an die freie Luft und gewöhnt sie allmählich an die verschiedene Temperatur derselben. Solche Kinder blühen auf, da hingegen jene, welche diese Wohlthat nicht genießen, stubensiech werden. Aeltere Kinder, so lange die Schule sie nicht hält, leben in ihren Spielen am liebsten in freier Luft. Die männliche Jugend treibt am liebsten ihre gymnastischen Uebungen in freier Luft, und fast das höchste Vergnügen der weiblichen ist ein Spaziergang in der freien Natur. Das reife Alter erholt sich gern von seinem Tagewerke durch geselliges Wandeln im Freien durch freundliche Gegenden bis zu irgend einem ländlichen Platze der Ruhe und der Erquickung, wo immer noch die freie Luft sie umfängt. Selbst der erschöpfte Greis genießt am geöffneten Fenster die freie Luft; oder er läßt sich hinaus an die warme Sonne führen, und erfreut sich auf seinem Sessel der mild wehenden Lüfte. Freilich giebt es auch Bedingungen, die diesen Genuß für Viele und in vielen Fällen verbieten. So können z. B. kränkliche und schwächliche Menschen jedes Alters und Geschlechts die rauhere Luft nicht vertragen, und denen, die an der Lunge leiden, ist oft die mildeste Luft zu reizend. Und welcher Menge von Kranken außerdem ist sie nicht zugänglich, weil sie das Lager nicht verlassen können.

Die nächste Erhaltungsquelle, nach der Luft, ist die Nahrung, Speise sowohl als Getränk. Was zuerst die Speisen betrifft, so kann man sie in einfache und zusammengesetzte, oder wenn man will, in natürliche und künstliche eintheilen, künstlich eben darum weil sie zusammengesetzt und mit mancherlei z. B. gewürzhaften Zusätzen zur Erhöhung und Verfeinerung des Geschmacks vermischt sind, wie Kuchenwerk, eingemachte Früchte, namentlich die sogenannten Pickles,

Pasteten u. dgl. Alle diese künstlichen Speisen sind mehr für den Gaumen als für den Magen berechnet, und in dem Maße wie sie dem ersteren angenehm sind, dem letzteren nicht gesund. Die einfachen Speisen theilen sich bekanntlich in vegetabilische und animalische. Unter den vegetabilischen stehen die Getreide=Arten wegen ihrer Nahrhaftigkeit oben an, vor allen der Roggen. Ein kräftiges Brot ist das erste Bedürfniß des Menschen. Den Getreide=Arten folgen die ebenfalls mehligen Hülsenfrüchte, wie Erbsen, Linsen, Bohnen, und die mehligen Knollen, vor allen die Kartoffeln. Dann folgen die sogenannten grünen Gemüse. Hierauf die bald mehr nährenden Baumfrüchte, wie Birnen, Aepfel, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsichen, bald die mehr kühlenden, wie Kirschen, Johannisbeeren, Apfelsinen u. s. w. Uebrigens giebt es unter den Vegetabilien manche schwerer verdauliche, wie Pilse, manche blähende, wie Kohlrüben, Kohlrabi, Blumenkohl, dagegen wieder leicht verdauliche und doch nahrhafte, wie Spargel; andere zwar leicht verdaulich, aber ohne große Nahrhaftigkeit, wie die grünen Gemüse. Was nun die animalischen Speisen anlangt, sie mögen von Landthieren, oder vom Geflügel, oder von Fischen und überhaupt von Wasserthieren hergenommen sein, so sind sie allerdings im Ganzen genommen nahrhafter als die Vegetabilien, mit Ausnahme der Getreide=Arten; allein es giebt auch solche welche weniger nähren, z. B. das Fleisch von allen zu jungen Thieren, und eben so das von zu alten, welches zugleich schwer verdaulich ist. Am nahrhaftesten ist das Fleisch von Vierfüßlern, namentlich das Rind= und Schöps= oder Hammel=Fleisch, als welchem nur das Fleisch vom Wild an Kraft vorgeht. Auch das wilde Geflügel theilt diesen Vorzug. Ihm steht das zahme Geflügel weit nach. Die Fische haben die wenigste Nahrhaftigkeit, und viele derselben sind schwer verdaulich, besonders außer der Sommerzeit. Auch Krebse, Muscheln, Austern geben eine schwer verdauliche Nahrung. Als Producte aus dem Thierreiche sind auch die Eyer, besonders der Hühner, nicht zu vergessen, die eben so nahrhaft als leicht verdaulich sind. Eben so ist der Käse nahrhaft, wiewohl nicht leicht zu verdauen. Die Butter ist nicht sowohl ein Nahrungsmitttel, als vielmehr ein Hülfsmittel zur Zubereitung der Speisen. — Es ist also für den Menschen ein reicher Tisch gedeckt, und es steht ihm die Aus=

wahl von einer Ueberfülle von Speisen, theils für sein Bedürfniß, theils für seinen Geschmack zu Gebote. Aber auch eine Mannichfaltigkeit von Getränken steht ihm zu Diensten, ebenfalls theils einfacher, theils durch Kunst bereiteter. Zwar der einfachen, die ihm die Natur selbst darreicht, zählen wir nur zwei: das Wasser und die Milch. Milch, wissen wir, ist die erste Nahrung des Menschen, und sie quillt, über die weite Erde hin, aus jeder Mutterbrust hervor; und wo die menschliche Mutter nicht säugen kann, hilft die Milch der Thiere aus, die auch nicht blos ein erquickendes Getränk, sondern zugleich ein kräftiges Nahrungsmittel für einen großen Theil der Erwachsenen ist, das für Kranke die an Abzehrung leiden, sogar zum Heilmittel wird; wie die Ziegenmilch und die Milch der Eselinnen. Am nahrhaftesten, wiewohl wegen ihrer Fettigkeit nicht leicht verdaulich, ist die Schafmilch. Am allgemeinsten im Gebrauche, und auch am wohlschmeckendsten, ist die Kuhmilch, die, vom Thiere warm getrunken, selbst Kranken heilsam ist, die an schwacher Verdauung leiden. Das allgemeinste, nothwendigste, unersetzlichste Getränk ist das Wasser, bei dessen Genusse unzählige Menschen sich wohl befinden, gesund bleiben und alt werden. Dagegen giebt es eine ungleich größere Menge von künstlich zubereiteten Getränken, bald nährender, bald reizender und erregender Art, bald solcher, in denen beide Eigenschaften vereiniget sind. Zu den ersteren gehört die Fleischbrühe, die meist mit kräftigen Ingredienzien zu nahrhaften Suppen verwendet wird. Hieher gehört auch das sogenannte Warmbier, das durch den Zusatz von Eiern zu einem der nahrhaftesten Getränke wird. Zu den Getränken der zweiten Art gehört der Kaffee und der chinesische Thee, der Wein, und alles was man unter dem Namen der gebrannten Wässer zusammen faßt: der Rack aus Reis, der Rum aus dem Zuckerrohr, und der Brantwein aus verschiedenen Getreidearten, aus Kartoffeln, u. s. w. Zu den Getränken der dritten Art gehören die verschiedenen Sorten von Bier, und die würzige Chocolade.

Fragen wir nun ob es nöthig sei daß der Mensch so vielerlei Speisen und Getränke genieße, so antwortet uns die Erfahrung aller Zeiten und Völker, daß dem nicht so sei. Die alten Völker, ehe sie vom Luxus angesteckt wurden, und selbst unsere alten Vorfahren, haben weit einfacher gelebt als wir, und sind kräftiger und gesünder

gewesen, und haben ein weit höheres Alter erreicht als die Meisten von uns. Selbst in den jetzigen Zeiten giebt es, nicht blos unter rohen Völkern, sondern selbst bei cultivirten Nationen, eine unzählige Menge Menschen, die entweder aus Armuth, oder aus Gewohnheit und Neigung, sich nur der einfachsten Speisen und Getränke bedienen, und einer kräftigen Gesundheit genießen, und es zu einem hohen Alter bringen. Wie viele Bewohner armer Landstriche müssen blos von Kartoffeln leben, wie viele Gebirgsbewohner blos von Käse, wie viele die an Seeküsten wohnen, blos von Fischen, wie viele in Urwäldern leben blos vom erlegten Wild, und allenfalls von Baumfrüchten. Brot kennen sie nicht, außer die dem Brote ähnliche Frucht des Brotbaums, wo sie zu Hause ist. Ihr Getränk ist einzig Wasser, ausgenommen bei denen, welche betäubende Getränke kennen gelernt haben, wie die amerikanischen Wilden. Und dennoch genießen alle diese Menschen einer kräftigen Gesundheit, und werden oft sehr alt. Ja, hat nicht die Noth schon Viele getrieben blos von Kräutern und Wurzeln zu leben? und nicht blos die Noth, sondern selbst der freie Entschluß, wie bei den alten Anachoreten. Inzwischen, wo die Erde ihren Ueberfluß darreicht, warum soll er nicht genossen werden? Es fragt sich nur: wie? Hier ist nun nicht zu läugnen daß auch der Mensch, wie das Thier, an gewisse Naturgesetze gewiesen ist, die wir mit dem Namen des Instincts umfassen, welcher, wenn wir ihn richtig würdigen, die Stimme der schaffenden, erhaltenden und Freude gebenden Kraft, die Stimme des Lebens, die Stimme der Gottheit selbst ist. Denn wie das geistige Urwesen in dem wir leben weben und sind, uns, als Vernunftwesen, sein Gesetz der Heiligkeit vorhält damit wir in ihm geistig leben, so ertönt seine Stimme, als Stimme des Lebens, auch in uns als Naturwesen, und in Bezug auf unsere Natur=Bedürfnisse, bald fordernd bald abmahnend, durch das Medium des Verlangens und des Verschmähens. Das Verlangen zeigt sich bei jedem Bedürfniß des Lebens, wie z. B. in Hunger und Durst; das Verschmähen bei jedem Nicht=Bedürfniß, z. B. nach der Sättigung das Verschmähen der Nahrung, wenn nicht etwa schon Verwöhnung eingerissen ist. Das Verlangen ist gleichsam das Ja des Lebens, das Verschmähen sein Nein. Die tägliche Erfahrung giebt den Beweis hievon. Wie oft wird uns im geselligen Kreise ein Ge=

nuß von Speise oder Getränk angeboten. Bei dem nicht Verwöhnten wird ohne vorhandenes Bedürfniß die Stimme, von der wir reden, entschieden Nein sagen; dagegen bei wirklich vorhandenem sie auch ihr Ja nicht vorenthalten wird. Das ist es aber, daß die Menschen oft schon sehr frühzeitig, wie in andern Dingen, so auch in Bezug auf den Genuß der Nahrung verwöhnt werden, wo denn, je mehr die Verwöhnung steigt, desto weniger die Stimme des Lebens gehört wird, bis sie am Ende gar nicht mehr zur Sprache kommt. Man könnte sagen: sie muß sich mit dem Gewissen trösten, welchem auch oft dasselbe Schicksal zu Theil wird; wenn es nicht eine und dieselbe Stimme des Lebens wäre, die im Gewissen und als Instinct redet. Bei den Thieren, die bloßen Instinct haben, ist es anders: sie bleiben ihm treu, weil sie durch das Band der Nöthigung an ihn gebunden sind, welches den Menschen nicht bindet. Darum ist es gut den Menschen schon frühzeitig an die Achtung der Stimme des Instincts zu gewöhnen, und die Kinder z. B. nicht mit Nahrung zu überfüllen, auch ihnen keine solche Nahrung, sowohl an Speise als an Getränk zu reichen, die ihrem Bedürfniß fremd ist, wie etwa Kuchenwerk, oder überhaupt künstliche Speisen, und eben so, außer Milch oder Wasser, kein Getränk. Und gleichwohl, wie oft wird hiegegen gefehlt. Welche Menge von Näschereien gewährt man häufig den Kindern, um ihnen eine Freude zu machen! Eben so glaubt man sie nicht bald genug mit den Lieblingsgetränken Erwachsener vertraut machen zu können, wie mit Kaffee, Thee, Chocolade, oder auch Bier, und selbst Wein, und in den niederen Klassen sogar mit Brantwein. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die Stimme des Instincts schon in früher Zeit ihr Recht und ihren Einfluß verliert, und eben so wenig, wenn späterhin Essen und Trinken zu einem rein willkührlichen Geschäft wird, bei welchem man nicht fragt was und wieviel die Natur bedarf, und wann sie es bedarf. Und gleichwohl kommt auf alles dieses so viel an, wenn die Gesundheit bestehen soll. Es verlohnt sich der Mühe die eben erwähnten drei Punkte näher ins Auge zu fassen und als eben so viele Fragen zu beantworten.

Also zuerst: Wann soll der Mensch, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, oder andere Verhältnisse, essen und trinken? Die Antwort liegt auf der Hand: wenn er ein wahres Bedürfniß zu einem von

beiden, oder zu beiden, empfindet. Ohne Bedürfniß, also zur Unzeit; zu essen und zu trinken, widerspricht unserer Natur, oder, was dasselbe ist, unserer Einrichtung, und kann nicht anders als nachtheilig sein. Es fällt auch einem wohlgewöhnten Menschen gar nicht ein, anders als zur rechten Zeit, also, wenn er das wahre Bedürfniß dazu empfindet, Speise und Trank zu sich zu nehmen; und wenn ihm das Gegentheil zugemuthet wird, wird sich seine Natur dagegen sträuben, und er wird eine solche Anmuthung zurückweisen. Anders bei denen, die sich schon verwöhnt haben; diese werden in einem solchen Falle nicht widerstehen können, aber sich offenbar dadurch schaden: denn sie nehmen etwas Ueberflüssiges zu sich; und dieß wirkt jeder Zeit nachtheilig auf die Gesundheit ein. Es giebt aber auch Leute die niemals Hunger und Durst empfinden, so widernatürlich dieß ist, und die, zur Zeit des Frühstücks, Mittags- und Abend-Essens Anderer, sich mit an den Tisch setzen und mitgenießen, weil sie doch Nahrung zu sich nehmen müssen. Diese aber geben durch diesen Mangel an Bedürfniß den Beweis, daß sie durch frühe Verwöhnung die Stimme des Instincts unterdrückt haben, und daß die Erregbarkeit ihrer Verdauungsorgane abgestumpft ist. Eine Folge hievon ist, die schwierige Verdauung abgerechnet, daß sie das angenehme Gefühl der Befriedigung eines der dringendsten Bedürfnisse einbüßen. Wogegen jene, die nie von der Ordnung der Natur abwichen, und stets der leitenden Stimme folgten, die nichts zur Unzeit verlangt, den doppelten Lohn davon tragen daß ihnen jeder Genuß an Speise und Trank heilsam ist, und daß er ihnen auch wirklicher Genuß ist, d. h. ein behagliches, erquickliches, angenehmes Gefühl gewährt. Was endlich die Zeiten des Tages betrifft, zu denen Nahrung zu nehmen entweder Bedürfniß oder auch blos hergebrachte Sitte ist, so sind es bekanntlich drei: der Morgen, der Mittag und der Abend. Es versteht sich von selbst daß das Bedürfniß der Nahrung in den verschiedenen Zeiten des Tages verschieden ist: denn des Morgens, nach einem kräftigen Schlafe, und ehe der Mensch noch durch Arbeit das Maß seiner Kräfte erschöpft hat, giebt es auch eigentlich noch kein Bedürfniß des Kraft-Ersatzes. Anders ist es des Mittags und des Abends. Die Alten pflegten auch des Mittags nur eine leichte Mahlzeit zu sich zu nehmen, um sich nicht für die Arbeit des übrigen Tages zu träge zu machen. Ihre Haupt-

mahlzeit war gegen Abend nach beendigter Arbeit. Auch bei uns pflegen Arbeiter, die für den ganzen Tag angestellt sind, des Mittags nur einen kräftigen Imbiß zu sich zu nehmen, und nach dem Feierabend erst eine derbe Mahlzeit. Unsere heutige große Welt, namentlich in England und Frankreich, beobachtet dieselbe Sitte, nur aus einem andern Grunde. Weil es bei ihr spät Tag wird, so ist die Mittagszeit die Zeit des Frühstücks, und das Mittagsessen wird erst gegen Abend oder zum Abend eingenommen. — Wir wenden uns nun zur zweiten Frage: Was soll man zur Befriedigung des Bedürfnisses genießen? Die Antwort ist ganz einfach: was man eben bedarf. Also im Allgemeinen, und was sich von selbst versteht: Speise wenn man hungert, und Getränk wenn man dürstet. Eigentlich meldet sich wahrer Hunger bei Gesunden nicht so zeitig am Tage. Es giebt Leute, welche vom Morgen bis Mittag unbeschwert ganz ohne Nahrung bleiben können. Diese können sich also auch des Frühstücks überheben. Inzwischen werden wohl ziemlich Alle, die sich mit schwerer körperlicher Arbeit beschäftigen, wenigstens in der späteren Morgenzeit, vom Bedürfniß der Nahrung gemahnt nicht blos kräftige Speise, sondern auch wohl ein labendes oder erregendes Getränk zu sich zu nehmen. Der Landmann am Pfluge, der Zimmermann, Maurer, Schlosser, Schmid, u. s. w., sie bedürfen Alle zeitigen Kraft-Ersatz. Aber auch schwache, kraftlose Personen bedürfen zeitiger Kräftigung durch ein leichtes, nährend-erregendes Frühstück, wie Kaffee oder Thee mit einem Imbiß, oder Chocolade u. dgl. Aber auch Diejenigen, denen das Frühstücken zur andern Natur geworden ist, können sich ihrer gewohnten Genüsse nicht entschlagen ohne sich unbehaglich und zur Arbeit unaufgelegt zu fühlen. Sie können, gleich nach dem Aufstehen, ihren Kaffee oder Thee mit Zubehör nicht entbehren, und vielleicht späterhin noch ein solideres Nachfrühstück, etwa von kalter Küche mit einem Glas Wein — wenn dieses nur ausreicht, — oder ein kräftiges Bier, u. s. w. Die eigentliche Zeit des vollen Genusses von Speise und Trank ist bekanntlich der Mittag. Auch hier hängt Alles theils vom Bedürfniß, theils von der Gewohnheit ab. Leute die sich körperlich sehr anstrengen, im Freien arbeiten, folglich an kernige Nahrung gewöhnt sind, bedürfen kräftiges Brot und Fleisch mit derber Zukost, die ihnen um so mehr

zusagt, je mehr sie für Andere unverdaulich ist. Anders zarte, schwächliche Personen. Diese bedürfen leichter und doch nahrhafter Suppen, deren wesentliches Ingredienz kräftige Fleischbrühe; sie bedürfen leichtverdaulicher, schmackhafter Gemüse, zarter Fleisch-Speise. Und wenn sich die Erstern zum Getränk mit einem Glase kräftiges Bieres begnügen, so ist diesen ein feuriger Magenwein von Nöthen, oder wenigstens, wenn sie diesen nicht vertragen können, ein leichter, angenehmer Tischwein. Zuletzt ist auch wohl noch ein schmackhaftes Dessert willkommen. Bei gesunden, kräftigen Personen, die aber ihre Kraft nicht durch übermäßige Anstrengung erschöpfen, ist es anders. Wie bereits angeführt, bedürfen sie kein Frühstück des Morgens. Ein Glas Wasser erfrischt sie. Ihre einfache aber kräftige Mittagskost — gemeinhin Brot, Gemüse und Fleisch — würzt ihnen der Hunger, der, nach dem alten Sprichworte, der beste Koch ist. Auch bedürfen sie keines Anreizes zur Verdauung durch Wein, Bier, Liqueur, oder auch nur durch eine Tasse Kaffee nach Tische; sondern ein Glas Wasser nach Tische ersetzt alle diese künstlichen Reize. So verdauen sie gesund und bleiben gesund; was bei allen Uebrigen zweifelhaft ist. Aber freilich ist das Bedürfniß bei weitem nicht die allgemeine Regel für die Mahlzeiten. Das Essen und Trinken ist in der cultivirten Welt zu einem besonderen Genuß-Artikel geworden; und man verlangt nicht blos Nahrung, sondern auch Genuß. Auch soll nach unserer Einrichtung die Nahrung Genuß gewähren, aber dieser soll nicht das Ziel des Essens und Trinkens sein. Gleichwohl finden wir das Gegentheil, nicht blos bei den Gastmahlen der höheren Stände, oder auch blos Reicher und Wohlhabender, sondern auch bei den Schmaußereien der Bürger in Gasthäusern, und bei den Gelagen der Handwerker und Zünftler an geringeren öffentlichen Orten. So sehr ist die alte Einfachheit an die Seite gedrängt. Vorzüglich liebt man, besonders an kurzen Tagen, die Freuden der Abend-Tafel, sei sie nun in einem glänzenden Speisesaale, oder in einem gemeinen Wirthshause aufgeschlagen, wo dann nicht selten ein Theil der Gäste, je nach Stand und Würden, in später Abendstunde, oder auch nach Mitternacht, entweder mit einem Wein- oder Bier- oder Brantweins-Rausche nach Hause geht. Des Abends spät schwere Fisch-, Fleisch- oder Mehl-Speisen genießen, ist nur bei ganz

vorzüglichen Verdauungswerkzeugen nicht bedenklich, außerdem stets nachtheilig, besonders bei schwächlichen Personen, die nun in der Nacht verdauen müssen, wo sie schlafen sollten: denn ein mit Nahrung belasteter Magen verscheucht den Schlaf, besonders wenn nun auch erregende Getränke den Körper widernatürlich erhitzt haben. Daher ist, ausgenommen nach anstrengenden körperlichen Arbeiten, eine leichte Abendmahlzeit, nicht in zu später Stunde, das beste: wie etwa eine Bier- oder Milch- oder Kartoffel-Suppe, oder auch eine Fleischbrühsuppe mit Gries, Fadennudeln, Sago u. dgl., allenfalls noch etwas weniges von sogenannter kalter Küche, oder Obst, frisches oder getrocknetes und gekochtes, als Pflaumen, Aepfel, Birnen u. s. w. Diejenigen, welche sich an solche leichte und zeitige Abendmahlzeiten halten, haben auch gemeinhin einen leichten, erquickenden Schlaf, und stehen am nächsten Morgen heiter und kräftig auf, ohne die Nachwehen eines mit Speise und Trank überfüllten Magens. — Wir haben nun noch die dritte Frage zu beantworten, nämlich wieviel der Mensch von Speise und Trank bedarf, wenn er das Bedürfniß dazu fühlt. Die einfache Antwort ist: so viel, als sein Bedürfniß selbst verlangt. Das befriedigte Bedürfniß kündigt sich nach allgemeiner Erfahrung durch das Gefühl der Sättigung an, sowohl beim Hunger, als beim Durst. Hier erscheint wieder jene freundliche Stimme des Lebens, die wir den Instinct nennen: denn das Gefühl der Sättigung kann nicht willkührlich erzeugt oder erkünstelt werden: es ist eben die Stimme der Natur, des uns einwohnenden, uns schützenden und erhaltenden Lebens selbst. Um so frevelhafter und verderblicher ist es, diese Stimme zu überhören, oder ihr zu trotzen, indem man fort und fort die Schranken des Maßes überschreitet, welche uns durch jenes Gefühl gezogen werden. Mag man auch zur rechten Zeit, auch nur diejenige Nahrung zu sich nehmen, welche das Bedürfniß vorschreibt: wenn man fortgesetzt gegen das dritte Naturgebot handelt, so kann man gewiß sein daß man der Verderbniß der Verdauung, der Zerrüttung der Verdauungswerkzeuge, und zuletzt der Zerstörung der Gesundheit selbst entgegen geht. Und gleichwohl, wogegen wird mehr gesündiget als gegen dieses letzte. Uebrigens glaube man auch nicht, daß wer sich der Unmäßigkeit im Essen und Trinken hingiebt, die beiden andern Gebote besser beobachten werde

als das letzte. Es hangt hier Alles wie an einer Kette. Zu welcher Zeit des Tages man dem Unmäßigen eine den Gaumen reizende Nahrung darbiete: er wird sie nicht zurückweisen, da der Trieb zum Genusse alles Leckerhaften immer rege ist. Und je leckerhafter, folglich unverdaulicher die Nahrung, z. B. Gänse-Leber- oder eine andere feine Pastete: desto weniger wird er in dem Genusse derselben Maß halten. Kurz von jeher ist das Unmaß für den Gipfel der Thorheit, wie in andern Dingen, so auch im Genusse der Nahrung betrachtet worden; dahingegen das Maß in allen Dingen nicht blos von den Weisen aller Zeiten empfohlen, sondern auch an sich als der Kern aller Weisheit angesehen worden ist. Je mehr der Mensch im Genusse der Nahrung aus der Schranke des Maßes heraus, und in die Unmäßigkeit fällt, desto mehr gleicht er nicht sowohl den Thieren — denn ihr Instinct hält sie in jener Schranke —: als vielmehr sinkt er unter die Thiere herab, ein Sklav, nicht der Natur, sondern seiner Gelüste, denen er durch eine lässige Gewöhnung eine tyrannische Gewalt über sich eingeräumt, gegen welche die zur Seite gedrängte Vernunft nichts mehr vermag.

Und so lassen sich denn die Hauptregeln für die Diät im gewöhnlichen oder im engsten Sinne, oder die Regeln für Speise und Trank, auf die drei einfachen Sätze zurückbringen: Nichts ohne Bedürfniß; Nichts zur Unzeit; Nichts im Uebermaß. Dieß ist der Talisman für ein gesundes Leben, so weit dasselbe von der Nahrung abhängt. Dieß sind jedoch immer nur allgemeine Regeln. Wir haben aber, gleich zu Anfang des Kapitels, von diesen die besonderen unterschieden, die sich auf die Verschiedenheit des Geschlechts, der Lebensalter, der Constitution, des Gesundheits-Zustandes, der Beschäftigung, und der äußeren Umgebung, wie Klima, Boden, u. s. w. beziehen. So weit wir diese Verhältnisse nicht schon im Vorhergehenden berühren mußten, haben wir jetzt das hieher Gehörige nachzuholen. Was zuerst das Geschlecht anlangt, so bedarf im Ganzen das weibliche weniger Nahrung als das männliche, zugleich auch weniger derbe und kräftige Nahrung, z. B. Fleischspeisen. Die Frauen haben in dieser Hinsicht Aehnlichkeit mit den Kindern. Milch- und Mehl-Speisen, Obst, frisches und gekochtes, überhaupt leichte Speisen, sind ihre Lieblingskost. Nur Frauen aus den nie-

deren Ständen, die schwer zu arbeiten haben, machen eine Ausnahme. Dasselbe ist auch der Fall mit den starken geistigen Getränken. Sie sind den meisten Frauen, wo nicht zuwider, doch kein Bedürfniß. Dagegen lieben sie Kaffee und Thee oft über Gebühr, und zum Nachtheil ihrer Gesundheit: denn die Erfahrung lehrt daß allzuhäufig und allzureichlich genossener Kaffee das Blut verdickt, und Stockungen im Gefäßsysteme hervorbringt, und eben so der allzureichlich und oft genossene Thee das Nervensystem und die Verdauung schwächt. Ausserdem aber lassen sich Frauen Diätfehler weit weniger zu Schulden kommen als Männer; weshalb sie denn auch ganz natürlich weit weniger an den Folgen derselben leiden als die letzteren. Was die Lebensalter betrifft, so bedarf die leicht erregbare Kindheit bekanntlich auch nur leichte Kost; weshalb denn auch gut gewöhnte Kinder von den Folgen der Diätfehler frei bleiben; dagegen verzogene, überfütterte, namentlich mit schwerer Mehlkost, Fleisch und anderer Kindern ungesunder Nahrung zu reichlich genährte, schon in früher Zeit den Grund zu künftigen Krankheiten legen. Man kann daher nicht genug über die zweckmäßige Ernährung der Kinder wachen. Das jugendliche Alter, welches bei seinem starken Bedürfnisse der Nahrung vermöge des Wachsthums, unter andern Gefahren, auch denen der Unmäßigkeit ausgesetzt ist, wenn nicht durch frühzeitige gute Gewöhnung zum rechten Maß, diesem Uebel ein Damm entgegen gestellt wurde, hat sich vorzüglich vor künstlich zubereiteten gewürzhaften Speisen, und überhaupt vor Leckereien, als vielem Kuchen-Essen zu hüten, vor nichts aber mehr als vor dem Genuß spirituöser Getränke: denn es bedarf ihrer nicht. Leider aber ist bei unserer verwöhnten Jugend, hauptsächlich der höheren Stände, der Genuß nicht blos des Weines, sondern selbst des Rums, und des letzteren oft in großen Quantitäten, zum widernatürlichen Bedürfniß geworden. Die Bachanalien der jungen Leute stellen sich nicht selten in schauderhaften Bildern dar, und geben zu gräßlichen Scenen Veranlassung. Wie alles Maß und alle Schranke in wilder Ungebundenheit vernichtet wird, so alle Zucht und alle Sitte, dergestalt, daß Eine Ausschweifung zur andern hinreißt, und im bewußtlosen Taumel ungebändigter Lust der Grund zu frühzeitiger Vergiftung des Lebens gelegt wird. Dieß sind aber zum größten Theil die Früchte verwahrloseter Erziehung und ver-

derblicher Beispiele. Sind solche Uebel einmal eingerissen, so ist ein Entgegenstreben meist umsonst. Nur Verwahrung der Jugend durch sittlich religiöse Erziehung, durch strenges Wachen über ihren Umgang, und durch zeitige Gewöhnung an das Maß, sind die sichern Pfeiler zur Erhaltung der Grundvesten des Lebens. — Das reife Alter ist die Zeit des festesten Bestandes. Es bedarf der kräftigsten Nahrung, vermag sie aber auch zum Behuf der Erhaltung der Gesundheit zu bewältigen. Nur wenn die besten Kräfte schon verschwendet sind, und der Grund zu Leiden, namentlich des Unterleibes, gelegt ist, kann nur die strengste Aufmerksamkeit, Mäßigkeit, und überhaupt Lebensordnung, den drohenden Uebeln vorbeugen, oder die bereits eingerissenen beseitigen. Vorzüglich muß alles vermieden werden, wovon die Erfahrung ausgewiesen hat daß es gerade diesem bestimmten Individuum nicht zuträglich ist, z. B. der Genuß des rothen Weines, welcher die Blutgefäße zu sehr anspannt, oder auch des weißen, wenn er Säure im Magen, Neigung zu Steinbeschwerden u. dgl. veranlaßt; eben so in vielen Fällen der Genuß von fetten Speisen, u. s. w. — Das hohe Alter, je weiter es vorrückt, desto mehr ist es, besagter Maßen, selbst Krankheit, und muß, wie in andern Beziehungen, so auch in der auf Nahrung, sehr behutsam behandelt werden. Das Alter hat, wie bereits bemerkt worden, viel mit der Kindheit gemein, auch hinsichtlich der Ernährung. Der Magen verträgt nicht viel auf einmal, muß also öfters mit leichtverdaulicher, wiewohl nahrhafter Kost, bald mit nahrhaften Suppen, bald mit leichter Fleischspeise, leichtem Gemüse, gekochtem Obst u. dgl. befriediget werden. Nur in Einem Stücke weicht das Alter ganz von der Kindheit ab. Wie für diese die Milch das wahre Lebens-Element ist, so für das Alter der Wein. Weshalb auch schon ein altes Sprichwort den Wein die Milch der Alten nennt. Der Grund dieser entgegengesetzten Bedürfnisse liegt in der Lebensbeschaffenheit des Kindes und des Greises. Das frische Leben des Kindes ist im höchsten Grade erregbar, und bedarf blos milder Reize zu seiner Erweckung und Erhaltung. Diese Erregbarkeit ist im Greise fast ganz erloschen, dessen Lebensthätigkeit nur durch kräftige, eindringende Reize einigermaßen wieder angefacht werden kann. Daher gnügt die Milch dem Kinde, dem der Wein Gift wäre, der dagegen für den Greis das wahre Le-

bensöl ist, welches der Flamme, die auf das Erlöschen ausgeht, von Zeit zu Zeit neue Nahrung zuführt. — Das dritte Moment, welches nun in Betracht kommt, ist die Körper-Constitution. Wir theilen sie in die feste und in die zarte. Von Natur ist die feste Constitution auch kräftig, die zarte schwach. Es giebt Frauen mit fester und kräftiger Körper-Constitution, und Männer mit zarter und schwacher. Wo immer sich eine von beiden entgegengesetzten Beschaffenheiten vorfindet, muß sie auch hinsichtlich der Ernährung entgegengesetzt behandelt werden. Ein fester und starker Körper würde durch schwache Ernährung herunter kommen, und ein zarter und schwacher der derben und schweren Kost unterliegen. Man nähre einen robusten Landmann mit der feinen Kost eines Schmeckers, und der Arm wird ihm bald bei der Arbeit sinken, er wird sich matt und kraftlos fühlen. Und wiederum nöthige man den weichlichen Städter zu des Landmann's schwerverdaulicher aber kräftiger Kost, und sein Magen wird unter ihrer Last erliegen. — Hieran schließt sich ein viertes Moment: die Gesundheitsbeschaffenheit überhaupt. Es giebt Menschen, die sich von Hause aus einer scheinbar unverwüstlichen Gesundheit erfreuen, aber in späteren Jahren anfangen zu kränkeln, und sich zuletzt mit einem wahrhaft siechen Körper herumschleppen. Es liegt am Tage daß sie dieses ihrer falschen Lebensordnung, namentlich in eigentlich diätetischer Hinsicht zuzuschreiben haben. Es bleibt einmal eine sichere Regel, daß, je kräftiger die Gesundheit, desto weniger sie künstlicher, oder auch nur zu starker Reize und Erregungs-Mittel bedarf. Alle Uebersättigung und Ueberreizung untergräbt auch die festeste Gesundheit. Dagegen giebt es wieder Menschen mit einer von Hause aus schwächlichen Gesundheit, die gleichsam ihr natürlicher Zustand ist. Sie sind durch diesen Zustand selbst angewiesen zeitig Acht auf sich zu haben, sich nichts zu erlauben was ihnen nicht zusagt, und so erhalten sie sich, so zu sagen, immer in gleicher Gesundheits-Temperatur. Was aber noch mehr ist: durch diese Vorsicht verbessert sich mit den Jahren ihr Zustand, und es giebt Beispiele genug, daß auf diesem Wege in späterer Zeit, gerade solchen Individuen, die nur immer damit zu thun haben daß sie sich im Gleichgewicht halten, ein höheres Maß der Gesundheit, als sie in früheren Jahren besaßen, zu Theil worden ist, so daß sogar noch ihr Leben

mit einem hohen Alter gekrönt wurde. — Auch die Beschäftigung, das Gewerbe, kurz das Jedem eigenthümliche Geschäft, macht zum fünften ein Moment aus, welches besondere Verhaltungsregeln in Bezug auf die Ernährung erfordert. Ganz anders haben Diejenigen zu verfahren, denen eine häuslich sitzende Lebensart auferlegt ist, und gegentheils Jene, die sich ganze Tage im Freien und mit körperlicher Anstrengung beschäftigen. Was hierüber früher im Allgemeinen beigebracht ist, reicht nicht aus; und wir müssen den Einfluß dieser verschiedenen Beschäftigungsweisen auf den Körper und dessen Nahrungsbedürfnisse näher betrachten. Fassen wir zunächst Diejenigen ins Auge, die an die sitzende Lebensart gebannt sind. Hier springt sehr bald eine abermalige Verschiedenheit hervor. Ganz anders ist die sitzende Lebensart Derer, die mit der Feder arbeiten, oder mit dem Grabstichel, oder mit dem Pinsel, und wiederum ist die sitzende Lebensart Jener eine andere, welche sitzend anstrengende Arbeit verrichten, wie Schuhmacher, Weber u. dgl. Die Ersteren, bei denen noch dazu der Geist bald mehr bald weniger in Anspruch genommen wird: Gelehrte, Geschäftsleute in Expeditionen, Comptoiristen, unterschiedliche Künstler, müssen sich vor zu derber und fester Nahrung, vorzüglich vor blähenden Speisen hüten, auch alle das Blut verdickende Getränke, wie vielen und starken Kaffee, noch weit mehr aber starkes, schweres Bier vermeiden. Dagegen die andere Art, die wegen ihrer anstrengenden Arbeit nur starknährende, und gemeinhin wegen ihrer Armuth nur schwere und grobe Kost genießen können, müssen sich wenigstens vor Ueberladung in Acht nehmen, auch die Grenzen im Genuß des Brantweins, den sie theils zur Förderung der Verdauung, theils als ihre einzige Labung gern und viel zu sich nehmen, nicht zu überschreiten. Alle Leute von sitzender Lebensart haben das gemein, daß ihr Unterleib widernatürlich eingezwängt wird; weshalb sie auch sämtlich zur Verstopfung geneigt sind, die umsonst mit Purgirmitteln bekämpft wird. Besser wird diese Neigung beseitiget durch eröffnende Genüsse, wie Spinat, Sauerkraut u. dgl., hauptsächlich aber durch Obst, frisches oder gekochtes, oder im Sommer durch Buttermilch, und überhaupt den Genuß von Milchspeisen. — Die übrigen Gesundheitsregeln, die bei sitzender Lebensart anzuempfehlen sind, können erst späterhin in Betracht

kommen. — Es sind nun Diejenigen in Erwägung zu ziehen, die sich bei ihrem Geschäft stark und mit Anstrengung mehr oder weniger im Freien bewegen. Diese, wie Jäger, Landleute, Fuhrleute, Müller, Schlosser, Becker, Schmide u. s. w., haben in der Regel die vortrefflichste Verdauungskraft, und können fast nur durch das Uebermaß spirituöser Getränke sündigen. Allein dieß ist auch die Klippe, an der ihre Gesundheit und ihr Leben scheitern kann. Denn gerade die spirituösen Getränke (unter denen hier fast ausschlüßlich der Brantwein gemeint ist), können nach und nach die vortrefflichste Verdauungskraft vernichten, und den Grund zu schmerzhaften und auszehrenden Krankheiten legen. Wie viele von dergleichen früherhin robusten Leuten sterben in Hospitälern eines elenden Todes, weil sie ihre Verdauungskraft durch Spirituosa zu Grunde gerichtet hatten. Freilich, bei Leuten, welche wie z. B. Jäger, Postillons, Tag und Nacht, in jeder Witterung und Jahreszeit auf den Beinen sein müssen, ist die Versuchung die Kräfte durch Spirituosa zu beleben sehr groß. Und so wird die Nachhülfe bald zur Gewohnheit, und die Gewohnheit allmählich zur Krankheit. Man hat die Beobachtung gemacht daß bei dergleichen Strapazen, besonders in der Nacht, in der Kälte, in der Nässe, nichts den Körper mehr durchwärmt und belebt als ein paar Tassen gutes Warmbier mit etwas Gewürz, namentlich Ingwer. Wie sehr wäre zu wünschen daß diese Erfahrung fleißig benutzt würde!

Es ist nun zuletzt noch der Umgebung, d. h. der Luft-Temperatur und des Bodens, zu gedenken, wiefern beide auf die Einrichtung der Diät bestimmten Einfluß haben. Es ist bekannt daß die Bewohner heißer Klimate, und überhaupt südlicher Gegenden, weit mäßiger in dem Genuß der Nahrungsmittel sind, als die der kalten Klimate und nördlicher Gegenden. Jene bedürfen weniger Erregung und Kraft-Ersatz: denn das Klima treibt sie weniger zur Arbeit an. Sie sind mit kühlender vegetabilischer Kost, in mäßiger Menge, leicht befriedigt. So bemerken wir schon daß die Nationen des südlichen Europa's: Spanier und Portugiesen, Italiener, und selbst die Franzosen, weit mäßigere Menschen sind als die Völker des nördlichen Europa's, z. B. Deutsche, Engländer, Schweden, Polen, Russen. Diese bedürfen zur Pflanzenkost vorzugsweise der Fleischkost in nicht

geringer Quantität. Hiezu kommt, daß je nördlicher und kälter der Erdstrich ist, desto mehr das Bedürfniß und die Liebhaberei spirituöser Getränke hervortritt, die leicht in Exceß ausartet. Die südlichen Nationen trinken wenig Wein, und diesen mit Wasser vermischt. Die nördlichen Völker, die sich Wein verschaffen können, trinken ihn unvermischt, lieben die starken Weine, und trinken sie häufig in großen Quantitäten; oder, wo kein Wein zu haben ist, starkes Bier, welches die Wirkung des Weines ersetzen muß, d. h. bis zum Rausche getrunken wird. Der häufigste Rausch aber im ganzen Norden ist der Rausch vom Brantwein oder von Getränken die ihm ähnlich sind. Daher auch der Norden, wohl nicht ganz mit Unrecht, der Völlerei, schon von alter Zeit her, beschuldiget wird. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß der Genuß geistiger Getränke, wo Klima und Boden ihn nöthig macht, an sich nichts weniger als verwerflich ist, so ist es doch auf jeden Fall sein Uebermaß, dessen Folgen, über die wir uns schon ausgesprochen haben, hauptsächlich den Aerzten vor Augen liegen. Zwar nicht eine Entschuldigung dieses Mißbrauchs, aber doch eine Erklärung seines Entstehens und Bestehens, giebt, außer dem kalten Klima, auch der Boden, dessen wir so eben nur beiläufig gedacht haben. Nämlich ein steiler, kalter, oder feuchter, sumpfiger Boden fordert allerdings auch den Gebrauch spirituöser Getränke, nur nicht den Mißbrauch derselben. Uebrigens giebt es, um sich vor diesem Mißbrauche zu bewahren, der überall die Sache nur schlimmer macht, und zugleich, um jene feindliche Gewalten glücklich zu bekämpfen, drei probate Mittel. Das erste ist: warme Kleidung und Bedeckung, als welche die nördlichen Gegenden reichlich liefern. Das zweite ist: lebendige, kräftige, rastlose Thätigkeit im Freien, z. B. die Jagd, deren Betreibung in nördlichen Gegenden für die Bewohner derselben eine wahre Naturnothwendigkeit ist. Und nicht blos daß eine solche Bewegung den Körper erwärmt so lange sie dauert: sie macht auch die Ertragung der Kälte dem Körper zur Gewohnheit, sie stumpft die Empfänglichkeit gegen die Kälte ab; kurz, sie stählt den Körper. Das dritte Mittel endlich, welches dem, der daheim bleiben muß, zu Gute kommt, eben so wie dem, der nach strenger Arbeit zum Hause zurück kehrt, ist: die wohlgeheizte Wohnung. Gerade kalte Gegenden sind am reichlichsten mit Brenn-Materialien

versorgt, gleichsam zum Ersatz für die natürliche Wärme, die ihnen versagt ist. Wir könnten sogar noch ein viertes Mittel hinzufügen: eine kräftige, warme Mahlzeit, vorzüglich aus Fleischkost. Ein gesättigter Mensch ist, auch ohne allen spirituösen Beisatz, weit weniger für die Kälte empfänglich, als Einer der sich ihr mit leerem Magen aussetzt. Wo wäre nun die Nothwendigkeit, oder die Rechtfertigung, oder auch nur die Entschuldigung des Unmaßes in spirituösen Getränken, selbst da wo ein echtes Natur-Bedürfniß solchen belebenden Reiz für den Körper verlangt? Dieß ist nun in dem gemäßigten Klima, um schlüßlich über dieses auch noch ein Wort zu sagen, nicht einmal der Fall. Alles neigt hier, im Physischen wie im Geistigen, dem Gleichgewicht zu; und wenn irgend wo, so ist hier die diätetische Regel an ihrem Orte: die Extreme zu vermeiden. Uebrigens läßt sich, was über die klimatische Verschiedenheit und ihren Einfluß auf die Beköstigung gesagt ist, füglich auf das specielle diätetische Verhalten eines Jeden nach Maßgabe verschiedener Witterung und Jahreszeit anwenden. Bei rauher, stürmischer, erkältender Witterung, in welcher Jahreszeit es sei, ist kräftigere, erregende Kost von Nöthen, wozu wir denn auch den Genuß belebender, erwärmender Getränke rechnen. Dagegen, wenn die Witterung mild ist, und an sich schon Lebenswärme mitbringt, man sehr gut mit leichterer Kost, und ohne den Zusatz erregender Getränke, auskommen kann. Bei weitem einflußreicher auf die Einrichtung der Beköstigung sind aber noch die Jahreszeiten. Sie erinnern unwillkührlich an das Verhalten nach der klimatischen Verschiedenheit. Sommer und Winter entsprechen dem heißen und kalten, Frühling und Herbst aber dem gemäßigten Klima. Im Sommer daher verfährt man naturgemäß, wenn man, wie im südlichen Klima, mehr auf leichte Erquickung, als auf volle Sättigung, mehr auf Abspannung als auf Erregung ausgeht. Milch, Obst, Salate, leichtes Brot, säuerliche, kühlende Getränke, machen nicht blos die Hitze erträglich, sondern erhalten auch den Menschen munter und thätig. Im Winter dagegen erwachen die Bedürfnisse des kalten Klima's: kräftige Kost, vorzüglich Fleischkost und nahrhaftes Brot. Auch warme und erwärmende, ja, erregende, so genannte geistige Getränke werden nun für Viele ein natürliches Bedürfniß, von dem sich aber von selbst versteht daß seine Befriedigung

das Maß nicht überschreiten darf. Doch ist zu bemerken daß im Winter ein weit größeres Maß von Nahrungsmitteln vertragen wird als in jeder andern Jahreszeit, weil im Winter der Ersatz=Bedarf weit größer ist, auch die Verdauung weit schneller und kräftiger als in den übrigen Jahreszeiten. Ueber die Beköstigung im Frühling und Herbst muß die Beschaffenheit der Jahreszeit, die ihrem Charakter nie ganz treu bleibt, und somit auch das Bedürfniß entscheiden. Es giebt sommerhafte Frühlinge und winterhafte Herbste, und so umgekehrt. Hienach hat man sich zu richten.

Wir haben nun den zwei ersten Bedingungen der Erhaltung des leiblichen Lebens, der Luft und der Nahrung, diejenige Aufmerksamkeit geschenkt, die ihnen ein Jeder widmen muß, dem es um ein richtiges Leben in Bezug auf die leibliche Existenz zu thun ist, und nicht blos um das richtige leibliche Leben, sondern auch um das Seelenleben selbst, wiefern es vom leiblichen Leben gestützt und getragen wird. Wir würden jetzt noch von dem Einflusse der hier betrachteten Lebensbedingungen auf das Seelenleben zu sprechen haben, wenn nicht dieser Gegenstand theils im ersten Kapitel bereits behandelt worden wäre, theils noch späterhin an passenden Orten zur Sprache kommen müßte. Wir gehen also ohne Weiteres zur Betrachtung der zwei übrigen Bedingungen der Erhaltung des leiblichen Lebens fort. Diese sind, angegebener Maßen, die Leibesbewegung und der Schlaf. Wir fassen zunächst die erste ins Auge.

Bewegung ist der allgemeine Lebens=Puls der Natur. Die Sterne kreisen in ihren Bahnen, und unsere Erde bewegt sich mit ungeheurer Schnelligkeit um ihre Sonne. Auf unserer Erde selbst ist entweder Alles schon in ursprünglicher Bewegung wie die Elemente: Luft, Feuer, Wasser; oder es geht auf Bewegung aus. Der Stein, das Metall, werden durch mannichfaltige Umwandlungen dem Reiche der Bewegung zugeführt. Die Pflanzen, die Thiere selbst haben ihre Grundlage aus dem Gebiete der Steine und Mineralien. Die Bewegung selbst drückt immer mehr den Charakter des Lebens aus, je mehr sie aus einem inneren Prinzip hervortritt, welches wir auf seiner Höhe das Prinzip der Selbstbewegung oder auch das Lebensprinzip nennen. So haben schon die Pflanzen ein solches Prinzip in ihren Wurzeln und Blättern, in ihren Säfte=treibenden Röhren, in ihren

Geschlechts=Werkzeugen. Soll man dem Bewegungsprinzip der Pflanzen einen besondern Namen geben, so ist es der des Bildungstriebes. Aber bis zur Selbstbewegung, d. h. bis zur Fähigkeit ihr ganzes Individuum nach innerem Triebe in Bewegung zu setzen, sind die Pflanzen noch nicht gelangt. Es fehlt ihnen noch an besonderen Bewegungs=Werkzeugen, d. h. an solchen, die ausschlüßlich zur Selbst=Bewegung des Individuums und seiner Theile, und zu nichts anderem, bestimmt sind. Kurz, ihnen fehlt der Knochen= und Muskel=Apparat. Dieser tritt stufenweise in der Reihenfolge der Thiere immer deutlicher hervor, bis er sich im Menschen am vollendetsten darstellt. Bleiben wir bei dem letzteren stehen. Es ist hier nicht die Rede von der Beziehung des Muskelapparats auf das psychische Leben, sondern die sogenannte willkührliche Bewegung (welche, in der Absicht unternommen um die Bewegungskräfte zu üben, Leibesbewegung heißt,) wird hier blos betrachtet als eine Hauptbedingung zur Erhaltung des leiblichen Lebens. Nun kommt zwar auf den ersten Anblick durch die Leibesbewegung kein Zusatz zum lebendigen Körper zum Behuf seiner Erhaltung, wie beim Athmen der Luft und beim Genuß der Nahrung; ja, es scheint umgekehrt, je stärker und anhaltender die Leibesbewegung ist, desto mehr der Körper an Kraft zu verlieren, und dadurch seine Erhaltung gefährdet zu sein. Allein ein nur einiger Maßen aufmerksamer Blick auf unsere organische Einrichtung wird uns bald vom Gegentheil belehren. Es ist eine alte Bemerkung daß in einer organischen Einrichtung jedes Glied eine Stütze des Ganzen ist. In der lebendigen Verkettung des organischen Räderwerks darf kein Rad in seiner Bewegung stocken, ohne diese Stockung den übrigen mitzutheilen. Wenn also z. B. die Verdauungswerkzeuge in Unordnung gerathen, so daß ein schlechter Nahrungssaft bereitet wird, so hat dieß den nachtheiligsten Einfluß auf das Blut und das Blutgefäßsystem. Schlechter Nahrungssaft giebt schlechtes, unkräftiges, reizloses Blut. Dieses bringt zunächst den Nachtheil, daß das Herz und die Blutgefäße nur schwach und träge zu ihren Bewegungen angeregt werden. Hiedurch entsteht eine Schwächung der Blutgefäße und Stockung des Bluts theils in den letzteren, theils in andern Organen, wie in der Lunge, in der Leber u. s. w. Sodann, weil das Blut die Quelle der Ernährung ist, eine schlechte

Ernährung aller Theile des Organismus, namentlich des edelsten aller Systeme, des Nervensystems. Von diesem aber, als dem allgemeinen Erregungssysteme des gesammten organischen, und mittelbar auch des psychischen Lebens, geht zuletzt eine Kraftlosigkeit der Erregung aus, welche wieder einen Kreis von neuen Störungen bildet, die wir nicht weiter verfolgen wollen, weil schon durch das Bisherige unsere Behauptung hinlänglich erwiesen ist. Es fragt sich nun: in welchem Verhältnisse steht das System der Werkzeuge willkührlicher Bewegung zu dem übrigen Organismus? um auch von ihm aus, durch seine Thätigkeit oder Unthätigkeit, einen bedeutenden Einfluß auf die Förderung oder Störung der Gesundheit abzuleiten. Das Muskelsystem in seiner vollen Thätigkeit, also in kräftiger Leibesbewegung, wirkt zunächst auf das äußere Hautorgan und die Hauptfunction desselben, nämlich die Hautausdünstung. Wie wichtig diese zur Erhaltung der Gesundheit ist, braucht nicht gesagt zu werden. Eine kräftige Leibesbewegung fördert die Hautausdünstung auf das entschiedenste. Sie wirkt sodann auf den Magen und Darmkanal, indem sie den Appetit erweckt und eine kräftige Verdauung begünstiget. Sie wirkt ferner auf jenes höhere Ernährungs-Werkzeug, welches wir als solches nachgewiesen haben, auf die Lunge, für deren Thätigkeit im Ein- und Aus-Athmen sie ausnehmend förderlich ist. Nicht minder wirkt sie auf das Herz und die Blutgefäße, deren Thätigkeit sie kräftiget und beschleuniget, so daß dadurch der so nothwendige freie Blutumlauf angeregt und unterhalten wird. Endlich wirkt sie auch lebhaft auf das Nervensystem, indem sie dasselbe zu vermehrter Thätigkeit anregt. Man sieht dieß aus der Munterkeit und Lebendigkeit, die man nach kräftiger Leibesbewegung empfindet, und die nur durch das lebhafter geweckte Nervensystem angeregt werden kann. Zwar ist früher bemerkt worden daß die Leibesbewegung auch die Kraft erschöpft. Dieß aber, weit entfernt ein Nachtheil zu sein, ist vielmehr ein großer Gewinn: denn durch die Kraftерschöpfung wird ein wesentliches Erhaltungsmittel des Lebens herbeigeführt: der erquickende, neu belebende Schlaf, dessen Wohlthat keine Nahrung ersetzen kann. Hieraus ergeben sich aber auch die Folgen der längere Zeit unterlassenen Leibesbewegung. Die Hautausdünstung vermindert sich, die Verdauung geht nicht so kräftig vor sich, das Athmen ist

nicht so frei, der Kreislauf des Blutes nicht so rasch, endlich das Nervensystem selbst nicht so erweckt, und wiederum, umgekehrt, nicht so zum heilsamen Schlafe eingeladen. Daß alles dieß einen immer größeren Nachtheil für die Gesundheit haben muß, je länger die Leibesbewegung versäumt und vernachlässiget wird, ergiebt sich von selbst. Aus diesem allem geht das Resultat hervor daß die Leibesbewegung zur Diätetik gehört, und als ein vorzügliches Erhaltungsmittel der Gesundheit betrachtet werden muß. Die Erfahrung lehrt daß Diejenigen, die sich am meisten körperlich bewegen, wenn auch nicht aus dieser einzigen Ursache, meist die gesündesten sind. Am auffallendsten zeigt sich dieß bei Kindern und jungen Leuten. Je mehr die Kinder den Tag über, sei es im Hause, sei es im Freien, herumspringen, desto gesünder und frischer sind sie. Junge Leute die sich viel mit gymnastischen Uebungen beschäftigen, erlangen in der Regel nicht blos eine starke Muskelkraft und Behendigkeit der Gliederbewegungen, sondern auch eine feste Gesundheit. Auch das weibliche Geschlecht, je mehr es in den Fall kommt sich körperlich zu bewegen, desto gesünder ist es in der Regel. Von den Männern versteht sich dieß nicht minder. Nun können wir aber nicht immer als Kinder herumspringen oder als Jünglinge voltigiren; auch leben viele Männer und Frauen in Beschäftigungen, welche kaum einige körperliche Bewegung fordern. Beispielsweise erinnern wir an die früher genannten sitzenden Handwerker, Künstler, Kaufleute, Gelehrte u. s. w., fügen aber auch noch, was das weibliche Geschlecht anlangt, alle diejenigen Mädchen oder Frauen hinzu, die sich mit Nähen, Stricken, Sticken, Klöppeln, Putzmachen u. s. w. beschäftigen, oder auch von allem diesem nichts thun, sondern in behaglicher Muße ihr Leben auf dem Sopha zubringen. In diesen und ähnlichen Fällen wird die Leibesbewegung zur Pflicht, wenn anders die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit eine Pflicht ist. Und so wollen wir denn nun sehen, wie nach Maßgabe der Umstände die Leibesbewegung eingerichtet sein muß, wenn ihr Zweck erreicht werden soll. Es treten uns hier mehrere Fragen entgegen, die der Reihe nach zu beantworten sind. Zuerst: welche Art der Leibesbewegung ist für die Gesundheit am zuträglichsten? Zweitens: Wann soll man sich Bewegung machen? Drittens: wie lange? Viertens: Sind nicht auch bei der

Leibesbewegung gewisse Vorsichts=Regeln zu befolgen? Vor der Beantwortung der ersten Frage ist erst Einiges über die Verschiedenartigkeit der Leibesbewegung zu bemerken. Es giebt zuförderst active und passive Leibesbewegungen; d. h. solche, bei denen man sich thätig, und solche, bei denen man sich leidend verhält. Zu der ersten Art gehören alle gymnastischen Uebungen; zu der zweiten das Fahren im Wagen, im Kahne, das Schaukeln u. s. w. Es giebt sodann anstrengende und leichte oder sanfte Leibesbewegungen. Zur ersten Art gehört das Steigen und Klettern in bergichten Gegenden; zur zweiten das gemäßigte Gehen auf ebener Erde. Es giebt endlich allgemeine, d. h. solche, bei denen der ganze Körper in Bewegung ist, wie z. B. beim Tanzen; und specielle, wo nur ein Theil des Körpers in Thätigkeit ist, wie z. B. die Brust beim Singen, bei Uebung eines Blasinstruments, oder die Arme und Hände, wie beim Spiel eines Saiten=Instruments. Es ergiebt sich aus allem diesem, daß die erste Frage gar nicht im Allgemeinen beantwortet werden kann, indem nach Maßgabe des Alters, Geschlechts, der Constitution, überhaupt der Gesundheitsbeschaffenheit, für verschiedene Individuen auch verschiedene Leibesbewegungen die passendsten sind. Die anstrengenden Leibesbewegungen passen nur für die rüstige Jugend und das kräftige Alter. Die leichten und sanften mehr für das weibliche Geschlecht, und für Menschen von schwacher Constitution und zarter Gesundheit. Für Diejenigen, für welche auch schon die leichteren activen Bewegungen angreifend sind, z. B. für Reconvalescenten, sind die passiven, namentlich das Fahren in einem bequemen Wagen, die zuträglichsten. Da endlich die partiellen Bewegungen oft mehr Anstrengung und Kraft verlangen als die leichteren allgemeinen, so passen sie nicht für Diejenigen welche ein vorwaltend schwaches und leidendes Organ haben, namentlich eine schwache Brust. Diese müssen sich also z. B. des Singens, des Blasens von Instrumenten gänzlich enthalten. Hieher gehören auch Solche, die an krankhafter Nerven=Reizbarkeit leiden. Für diese ist das Spielen von Saiten=Instrumenten ein angreifender und schädlicher Reiz. Es läßt sich also die erste Frage nicht anders als dahin beantworten, daß für Jeden diejenige Art der Leibesbewegung die heilsamste sein wird, welche seiner Individualität am angemessensten

ist. Eine bestimmtere Antwort läßt sich auf die zweite Frage geben: wann man zum Behuf der Gesundheit sich Leibesbewegung zu machen habe. Die sicherste Entscheidung giebt auch hier wieder das Bedürfniß. Das Bedürfniß der Bewegung meldet sich bei einem Menschen der sich sein gesundes Gefühl erhalten hat, eben so bestimmt als das der Nahrung. Einige fühlen dieses Bedürfniß gleich früh Morgens, Andere des Mittags, Andere des Nachmittags oder gegen Abend. Am allgemeinsten erwacht dieses Gefühl, wenn man eine Reihe von Stunden, bei sitzender Arbeit, im Zimmer zugebracht hat. Und da läßt es sich auch wohl am leichtesten befriedigen, weil vorauszusetzen ist daß man nun schon einen guten Theil seines Tagewerks hinter sich gebracht habe, wiewohl es sich auch muß einrichten lassen daß man sich auch zu den genannten Tageszeiten Bewegung mache. Allein Viele, namentlich Frauen, fühlen das Bedürfniß zur Bewegung gar nicht, sondern sie können mehrere Tage zu Hause sitzen ohne daß es ihnen zur Last fällt. Am auffallendsten ist dieß in südlichen Gegenden, wo der Hang zur Ruhe oder Trägheit vorwaltet; wie z. B. schon in Italien. In der Türkei weiß man bekanntlich nicht was Spazierengehen heißt. Allein dieses Bedürfniß mag gefühlt werden oder nicht, so bleibt doch Leibesbewegung für die Gesundheit und ihre Erhaltung etwas höchst nothwendiges; wie dieß aus ihrem Einflusse auf den übrigen Organismus und seine Thätigkeiten nachgewiesen worden ist. Dieser Einfluß ist ein fortgehender, täglicher. Es folgt hieraus die Nothwendigkeit der täglichen Bewegung. Der Ausführung dieser Gesundheits-Vorschrift stellen sich aber mancherlei Hindernisse entgegen. Bald ist es bloße Bequemlichkeit, bald eine angebliche Ueberhäufung mit Geschäften, bald ist es die Scheu vor der rauhen Witterung und die Furcht vor Erkältung u. s. w., was die Anmahnung zur Bewegung im Freien zurückweiset. Aber alles dieß darf nicht beachtet werden, und muß vernünftiger Ueberzeugung und dem festen Willen weichen. Der wahre Grund jener Bewegungs-Scheu liegt gemeinhin in dem Mangel einer festen Lebens-Regelung und Gewöhnung. Man hat sich nicht gewöhnt sich täglich Leibesbewegung zu machen, und darum thut man es auch nicht. Man muß sich aber die Aufgabe dieser Gewöhnung machen, und man wird sie auch, nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten lösen.

Ueberall ist es nur der erste Schritt der Mühe macht. Bei einiger Consequenz gelangt man bald an die andere Seite der Gewohnheit, derjenigen nämlich, wo man es nicht mehr lassen kann sich die tägliche nöthige Leibesbewegung zu vergönnen. Aber ist auch wirklich täg=liche Bewegung nöthig? in der schlechtesten Witterung, bei Sturm, Regen und Schmutz? oder im grimmigen Winter, bei schnei=dendem Winde, wo man im Nu die Glieder erfrieren kann? Aller=dings, nur mit Ausnahme Derer, die einen schwächlichen, empfindli=chen, kränklichen Körper haben. Und doch hat man auch bei Solchen gesehen, daß sie sich durch allmähliche Abhärtung, z. B. durch Gewöh=nung des Körpers an das Waschen mit kaltem Wasser, dahin gebracht haben sehr unfreundliche Einwirkung der Witterung und Jahreszeit ertragen zu können. — Es bleibt jetzt nur noch, in Bezug auf das Wann, die Tageszeit zu bestimmen. Da jedoch hierüber schon Ei=niges angedeutet ist, so sei hier blos hinzugefügt daß an langen Ta=gen der Morgen und der Abend, an kurzen die Mittagszeit für Lei=besbewegung am günstigsten ist. Es schließt sich hieran die dritte Frage: Wie lange man sich Bewegung machen soll. Dieß hängt nun größtentheils von der Constitution ab. Ein kräftiger Körper braucht mehr Bewegung als ein schwächlicher. Wenn der letztere es bis zu einer leichten Ermüdung gebracht hat, so mag er sich begnügen. Bis zur Erschöpfung dürfen sich schwache Menschen niemals bewegen. Dieß bringt sie herunter, statt ihre Kraft zu stärken. Nur volle Ge=sundheit und rüstiges Alter verträgt starke und lange dauernde Be=wegung, und gewinnt dadurch an Kraft und Wohlbefinden. — Und so haben wir denn alle Fragen in Bezug auf Leibesbewegung beant=wortet, die letzte ausgenommen, welche die Aufgabe stellt, ob nicht auch gewisse Vorsichtsregeln zu befolgen sind? Allerdings. Und zwar hat man, was die Art der Leibesbewegungen betrifft, zunächst über die Kinder zu wachen daß sie nicht auf mancherlei Weise zu Schaden gelangen. Sodann ist bei den Turnier=Uebungen der Ju=gend, sowohl von Seiten der Lehrer als der Schüler, große Vorsicht nöthig: denn hier drohen wahre Lebens=Gefahren; wie beim Klet=tern, Springen, Schwingen, oder beim Schlittschuhlaufen und Schwimmen: denn das Wasser bleibt ein treuloses Element, und ver=langt nicht blos Kraft und Geschicklichkeit, sondern auch Besonnenheit.

Selbst der gemeinschaftliche Tanz der Jugend hat seine Gefahren durch Erhitzung und Erkältung, schwere Fälle u. dgl. Wie vielen jungen Leuten hat der Tanz den Tod gebracht! Auch das reife Alter ist vor Gefahr nicht sicher. Naturforscher, die viel auf Bergen klettern, sind keinen Augenblick sicher vor dem Sturz. Eben so Bergleute, die in der Tiefe arbeiten; Müller, überhaupt Maschinisten. Selbst der Greis bewegt sich nicht ohne Gefahr in seinem beschränkten Raume. Auf seinen Stab gestützt kann er im kleinen Zimmer ausgleiten, fallen, Arm oder Fuß zerbrechen. Also lasse man es bei keiner Bewegung an Vorsicht fehlen!

So viel nun über die Leibesbewegung, als das dritte wesentliche Erhaltungsmittel des Lebens und der Gesundheit. Wir wenden uns jetzt zu der vierten und letzten Lebensbedingung, welche aber dem bisher betrachteten in keinerlei Hinsicht nachsteht. Denn weder die Luft, noch die Nahrung, noch die Bewegung vermögen die belebende Kraft des Schlafs zu ersetzen, der uns schlüßlich zu betrachten bleibt.

Der Schlaf ist ein großes Naturgesetz für alles Lebendige dieser Erde bis auf die Pflanzenwelt hinab, ja, bis auf den Boden der sie trägt; er ist eine mächtige Kraft des Lebens, und zugleich ein tiefes Naturgeheimniß. Wer kennt nicht das Gefühl des erquicktesten Lebens nach einem gesunden Schlafe? Und gleichwohl, woher diese Erneuung des Lebens nach einem Zustande, der, wie es scheint, nur ein Zustand der bloßen Ruhe, der reinen Unthätigkeit nach außen hin ist? Wie kann das bloße temporäre Aufhören aller Bewegung und Empfindung die Kraft der Bewegung und Empfindung von neuem entzünden, und alle Thätigkeit des wachen Lebens mit frischer Kraft erfüllen? Und gleichwohl geschieht es. Gewiß, ein großes Naturgeheimniß! Und gerade in dem Zurücktreten der thätigen Kraft in die Ruhe muß es liegen. Diese Ruhe selbst muß kein blos negativer Zustand sein, sondern ein solcher, der eine regenerirende Kraft in sich trägt. Die Erfahrung lehrt auch, daß, je unruhiger der Schlaf ist, desto weniger erquicklich; und umgekehrt, je weniger von außen oder von innen gestört, desto kräftiger. Das wachende, das Empfindungs- und Bewegungs-Leben, oder, was dasselbe ist, das Leben im Bewußtsein, muß temporär aufgehoben sein, wenn wahrer, voller, und erquickender Schlaf Statt finden soll. So wie der Mensch seiner

bewußt ist, schläft er nicht. Es sind also die Organe des wachenden Lebens, das Nerven- und Muskelsystem, die sich in vollkommener Ruhe befinden müssen, soll sich Schlaf, und erquickender Schlaf, einstellen. Der Naturforscher nennt diesen Zustand der Ruhe den der Contraction (Systole), so wie den entgegengesetzten der Thätigkeit: Expansion (Diastole). Man bemerkt die wechselnde Erscheinung von Ausdehnung und Zusammenziehung hauptsächlich an der Pulsation des Herzens, findet aber auch zugleich daß eine solche Pulsation die ganze Natur durchdringt, einerseits als ein Hervortreten der schaffenden Naturkraft zur Erzeugung der mannichfaltigsten Gebilde, andererseits, nach Vollendung dieser Gebilde, als ein Zurücktreten derselben Kraft zu innerer Verschlossenheit, die keinen Lebenshauch mehr in die vergehenden Bildungen sendet. So z. B. öffnet die Erde im Sommer ihren fruchtbaren Schoos, und verschließt ihn im Winter in starrer Ruhe. Diese Ruhe scheint allerdings dem Schlafe sehr verwandt zu sein, und deutet in der starren Gebundenheit der Erde auf den Grund des großen Geheimnisses der Natur. Denn eben aus dieser Starrheit, aus dieser vollkommenen Ruhe, wenn sie ihre Zeit ausgedauert hat, löset sich die Erde mit neuer Kraft erfüllt. Diese Ruhe selbst also muß das krafterzeugende Princip sein oder in sich tragen. Doch wozu dieß Alles? um eindringlicher anzudeuten daß im Schlafe und durch den Schlaf die Kraft des neuen Lebens, wenn gleich auf unbegreifliche Weise, erzeugt wird, wie im Erdboden, so in den, demselben Gesetz der Ruhe unterworfenen, Lebendigen der Erde: den Pflanzen und Thieren; den Menschen als Naturwesen nicht ausgenommen. Und dieß ist es was oben mit der regenerirenden Kraft des Schlafs ausgedrückt sein sollte. Kurz, das Leben bedarf in gemessenen Zeiten eine Erneuerung von innen heraus. Und dieser wichtige Regenerations-Act des Lebens heißt Schlaf. Es giebt eine Diätetik für den Schlaf, wie für die übrigen Lebensbedingungen. Der Schlaf verlangt seine Zeit, und hat seine Grenzen. Das Bedürfniß ruft ihn herbei; und ist das Bedürfniß befriediget, so scheidet er von selbst. Die Kindheit und das Jugend-Alter bedarf mehr Schlaf als das reife und das Greisen-Alter. Der Grund hievon liegt darinne, daß in der Kindheit und Jugend der Schlaf dem Wachsthum ausnehmend förderlich ist, weil während des Schlafs die Organe

der bildenden Kraft oder des Pflanzenlebens in höchster Wirksamkeit sind, da ihre Thätigkeit durch die Organe des wachenden Lebens auf keine Weise gehemmt wird. Dieser Grund eines verlängerten Schlafes findet bei dem reifen und dem Greisen-Alter nicht mehr Statt; und nur bei schwächlichen und kränklichen Personen ist ein längerer Schlaf nöthig, weil sie mehr Kraft-Ersatz bedürfen. Wir sind allerdings so eingerichtet daß wir im natürlichen Zustande für den Schlaf gar nicht zu sorgen brauchen. Er kommt von selbst wenn seine Zeit da ist. Und sie ist da, wenn der Mensch von der Arbeit des Tages gehörig ermüdet ist. Es kommt also nicht sowohl darauf an den Schlaf herbeizurufen, als vielmehr ihn nicht zu verscheuchen. Dieß kann aber, wie schon früher (Kap. 1.) bemerkt wurde als von dem Mißbrauch der Gewalt die Rede war die der Mensch über seinen Leib hat, auf mancherlei Weise geschehen. Mangel an Leibesbewegung den Tag über; spätes, starkes Abendessen; dazu Genuß erhitzender Getränke; späte Gesellschaft, Spiel u. dgl., dieß alles stört die natürliche Ordnung, und macht den später eintretenden Schlaf unerquicklich. Daher muß alles dieses wie überhaupt jede andere nachtheilige Erregung des Abends, vermieden werden. Es ist durch die Erfahrung bewährt daß der Schlaf vor Mitternacht der beste ist, wie er denn auch der festeste ist. Daher jedes Unglück welches sich in der Nacht ereignet, wenn die Menschen im ersten Schlafe liegen, das gefährlichste ist, weil sie so schwer zu erwecken sind. Auf der andern Seite sagt ein altes Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde. Wer zeitig einschläft, hat in der Regel auch zeitig ausgeschlafen. Warum sollte er auch nicht nach einem guten, ununterbrochenen Schlafe von 6—8 Stunden? Er erwacht also frisch und munter und zur Arbeit aufgelegt. Nicht so der, welcher die Nacht zum Tage macht. Ihm ist nicht blos der frühe Morgen, sondern ein guter Theil des Tags verdorben. Mit einer so falschen Lebensordnung kann ein richtiges Leben nicht bestehen. Nicht blos die leiblichen Kräfte, sondern auch die geistigen werden dadurch abgestumpft. Ein gesunder Schlaf stärkt gerade die Werkzeuge des wachenden, oder des Seelen-Lebens, die durch ihn in Ruhestand versetzt werden. Daher die Munterkeit und Aufgewecktheit aller geistigen Kräfte nach einem gesunden Schlafe, die Klarheit des Denkens, die Leichtigkeit des Auf-

fassens, die Lebendigkeit des Gefühls, die Aufgelegtheit zur Thätigkeit, zur Beschäftigung, zum Handeln überhaupt. Und gerade Alles dieß ist es ja, was wir den ganzen Tag über bedürfen um unsere mannichfaltigen Pflichten zu erfüllen und die Aufgabe, die uns für das Leben gestellt ist, auf möglichst vollkommene Weise zu lösen. Es steht also wohl in unserer Willkühr uns hiezu außer Stand zu setzen, indem wir eine oder die andere oder alle Bedingungen der Erhaltung unseres physischen Daseins, und mittelbar auch des geistigen, mehr oder weniger unbeachtet lassen oder auf mannichfaltige Weise verletzen; aber wir haben natürlich die Folgen davon zu tragen, und dieselben, was das schlimmste ist, uns selbst und unserm Verfahren zuzuschreiben. Und da sehe dann Jeder wie er mit seinem Gewissen zu Rechte kommt, und ob er sich getraut mit solcher Verfahrungs-Weise vor dem höchsten Richter zu bestehen, dem wir Rechenschaft über unsere Lebens-Führung schuldig sind. Denn, um es schlüßlich zu wiederholen, die Führung unseres Lebens, auch des physischen, ist in unsere Hände gegeben, aber auch zugleich, in der Stimme der Natur und des Gewissens, die Regel für diese Führung, die wir nicht ungestraft von Tage zu Tage verletzen.

Oben wurde gesagt: es giebt eine Diätetik für den Schlaf, wie für die übrigen Lebens-Bedingungen. Einzelne Züge dieser Diätetik sind bereits vorgezeichnet, z. B. hinlängliche Bewegung am Tage in freier Luft, zeitiges und mäßiges Abendessen, Vermeidung geistiger Anstrengungen am späten Abend u. s. w. Allein es giebt noch andere Momente die nicht mindere Berücksichtigung verdienen. Es giebt arbeitsame Leute, welche durch Abkürzung des Schlafs Zeit für ihre Geschäfte zu gewinnen suchen. In seltenen Fällen vermögen auch wirklich rüstige Naturen mit vier Stunden Schlaf für die Nacht auszukommen und sich hiedurch einen langen Tag zu bereiten. Es fragt sich aber doch wie lange sie diese Entbehrung ohne Nachtheil für ihren Körper aushalten. Mit der Gewohnheit ist es nicht abgethan: denn eine Gewohnheit, welche die Kräfte aufreibt, ist verderblich. Es giebt Andere mit weniger fester Constitution, die dennoch sich die Abkürzung des nöthigen Schlafs erzwingen wollen. Diese arbeiten vielleicht einen Theil ihres allzu früh begonnenen Tags frisch und munter; ist aber der Tag weiter vorgerückt, so ermüden und ermat-

ten sie, die Munterkeit und Rüstigkeit verläßt sie, und sie sind nun genöthiget späterhin den versäumten Schlaf nachzuholen, was aber bei aller Schläfrigkeit, vermöge der widernatürlich unterhaltenen Aufregung nicht immer möglich ist. Sie sind daher genöthigt bald mit ihrem erzwungenen langen Wachen nachzulassen, um so mehr, je mehr es durch künstliche Mittel, z. B. durch Genuß von starkem Kaffee u. dgl. hervorgebracht und unterhalten worden war. Nicht minder, nur auf andere Art, nachtheilig ist der allzu lange Schlaf, in welchem Viele einen großen Lebensgenuß finden; wenn anders das so genannt werden kann was uns um einen großen Theil unserer Lebenszeit bestiehlt. Es sind großentheils Personen von phlegmatischem Temperamente, welches an sich schon die Ruhe liebt. Und was das schlimmste ist, so ist mit diesem Hange zur Ruhe zugleich eine große Neigung zu behaglicher Leibespflege verbunden, eine Neigung zu langen, den Geschmackssinn unterhaltenden Mahlzeiten, die das dick und fett Werden zur Folge haben, und dadurch jenen Hang zur Ruhe und zu möglichst verlängertem Schlafe steigern. Das Leben solcher Leute wird zuletzt ein wahres Pflanzenleben; und wer möchte ein solches wohl ein richtiges Leben nennen? Der allzulange Schlaf wird aber auch begünstiget durch ein zu warmes und weiches Lager, durch eine künstliche Dunkelheit des Schlafzimmers, und durch die Entlegenheit desselben von allem Geräusch des wieder erwachten Tages. Dieß alles aber gehört noch zu den Anstalten Derer die gern lange schlafen wollen. Es braucht nicht erwiesen zu werden daß die hier bezeichneten Klippen, an denen ein gesunder Schlaf scheitert, in einem naturgemäßen Leben vermieden werden müssen. — Unter die Hindernisse, die einen gesunden Schlaf verkümmern, gehört auch der sogenannte Nachmittagsschlaf. Zwar im Sommer, bei großer Hitze, wo der Nachtschlaf kurz ist, weil man spät schlafen geht um die Nachtkühle zu genießen, und wo man durch den frühen Tag zeitig wieder geweckt wird, ist eine mäßige Mittags-Ruhe heilsam und fast unvermeidlich. Anders aber ist es in den übrigen Jahreszeiten. Hier muß der Mittagsschlaf vermieden werden, weil er dem Nachtschlafe vorgreift; und nur Schwächliche und Kränkliche, oder von Krankheiten Genesende, oder endlich Bejahrte, dürfen sich denselben ohne Nachtheil erlauben, ja sie bedürfen ihn; Allen übrigen stört er den

Nachtschlaf. Noch etwas das diesen stört, ist das allzu kalte Schlafen im Winter. Es giebt Leute die sich sehr hart gewöhnt haben, und nicht blos auf einem sehr harten, sondern auch sehr kalten Lager, in einem eben so kalten Schlafbehältnisse, schlafen können. Dieß sind aber rüstige, lebenskräftige, mit der Kälte vertraute Naturen. Wenn Andere, denen diese Vortheile nicht zu Gute kommen, dasselbe thun wollen, so schaden sie sich. Die Nachtkälte überhaupt, so wie die eines kalten Schlafbehältnisses und eines nur mit leichter Hülle bedeckten Lagers, besiegt die natürliche Lebenswärme solcher Personen. Sie frieren im Bett, sie können vor Frost nicht einschlafen, ja, die Kälte läßt sie vielleicht die ganze Nacht nicht zum Schlafe kommen. Diese müssen für ein warmes Lager und für ein mäßig warmes Schlafgemach sorgen, wenn nicht ihr falscher Abhärtungs-Grundsatz, der für ihre Constitution und das Maß ihrer Lebenskraft nicht paßt, ihrer Gesundheit in kurzem nachtheilig werden soll. — Eben so stören gewisse Verwöhnungen, beim Liegen im Schlafe, die Gesundheit des letzteren, z. B. das Liegen auf dem Rücken, oder auf der linken Seite, oder mit über einander geschlagenen Füßen, oder mit über einander gekreuzten und unter den Kopf gelegten Armen. Durch alles dieß entsteht auf mannichfaltige Weise Druck des Blutes und der Nerven; der Schlaf wird schwer, durch schwarze oder heftige Träume gestört, und verliert sein Erquickliches. — Dieß mag jedoch für die Diätetik des Schlafs gnügen, deren Nothwendigkeit am Tage liegt.

Viertes Kapitel.

Das richtige Leben zur Erhaltung der leiblichen Gesundheit durch Beseitigung äuſserer und innerer Schädlichkeiten.

Zwar sind wir in unsern der Cultur unterworfenen Ländern des gemäßigten Erdstrichs vor den Tigern, Löwen, Krocodilen, Schlangen, Bären u. s. w. der übrigen Erdstriche gesichert; auch Erdbeben und Orkane verheeren nicht die Früchte unseres Fleißes; aber dennoch haben wir es noch mit genug Feinden des Lebens zu thun, denen weder der Einzelne, noch die Vereinigung Vieler gewachsen ist. Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, verheerende Seuchen, der Krieg, raffen Güter und Menschen hinweg. Gegen solche allgemeine Feinde des Menschenlebens vermag, wie gesagt, der Einzelne nichts. Aber auch diese Feinde abgerechnet, giebt es noch eine Menge Schädlichkeiten, durch welche die Gesundheit des Einzelnen belästiget und beeinträchtiget wird, die er aber auch durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt beseitigen kann. Wir theilen sie in solche, die ihm von außen her kommen, und in solche, die er innerhalb der Grenzen seines eigenen Daseins hegt und pflegt. Von beiden Seiten her können die Bedingungen des Lebens und der Gesundheit verletzt werden, wiefern der Mensch sie theils nicht erkennt, theils nicht auf ihre Ent-

fernung bedacht ist. Betrachten wir zunächst die äußeren Schädlichkeiten und die Art sie zu beseitigen.

Von außen her dringt zunächst die Kälte nachtheilig auf uns ein durch eine kalte Atmosphäre, durch kaltes Wasser, durch kalte Fußböden, durch kalte Mauern von Gebäuden. — Eine zu kalte Atmosphäre im Winter wirkt deprimirend, zieht die Haut zusammen und drängt das Blut in den Körper zurück, raubt die Lebenswärme, schläfert ein, tödtet. Daher das Erfrieren so vieler Menschen im harten Winter und im Schnee, besonders nach dem Genuß geistiger betäubender Getränke. Daher auch das Erfrieren einzelner Glieder, vorzüglich bei schneidendem Winde. Gehörig warme, wollene Bekleidung, auch Pelzwerk; wohlverwahrte Füße; kräftige Bewegung; vor dem Ausgange, oder unterwegs, erwärmendes aber nicht spirituöses Getränk, (z. B. Warmbier, nicht Brantwein,) Alles dieses schützt gegen den Eindruck der Kälte, oder vermindert ihn. — Kalte Flußbäder an rauhen Tagen, besonders spät in den Herbst hinein, bei einem gegen die Kälte empfindlichen Körper, schwächen die Lebenskraft, erregen Congestionen nach der Brust, nach dem Kopfe, Kopfweh, Ohrenbrausen, Schwindel, selbst Schlagfluß, wenn vor dem Bade der Körper zu warm war. Es ist überhaupt ein Vorurtheil daß die Kälte stärke; sie thut es nur dann, wann sie die Wärmetemperatur des Körpers nicht niederdrückt. Daher schwächliche Personen sich stets vor zu kalten Bädern hüten müssen. — Kalte Fußböden, von Stein, Estrich, wie in den Häusern Italiens, in unsern Kirchen, Museen, Bibliotheken u. s. w., besonders wenn sie mit nicht wohl verwahrten Füßen im Winter auf längere Zeit betreten werden, erzeugen bedenkliche Erkältungen des ganzen Körpers, Andrang des Bluts nach dem Kopfe, Katarrhe, Durchfälle u. s. w. Wer unvorsichtig genug ist das Bett zu verlassen, vorzüglich nachdem er transpirirt hat, und mit bloßen Füßen eine Zeit lang den kalten Fußboden zu betreten, kann augenblicklich von Schwindel, Ohnmacht, ja Schlagfluß befallen werden. Es sollte daher Niemand, was den letzteren Fall betrifft, vorzüglich im Winter, sein Lager ohne gehörige Fußbekleidung verlassen; und was alle die übrigen Fälle anlangt, ohne schützende Kleidung überhaupt, und ohne sorgfältige Verwahrung der Füße insbesondere, dergleichen Orte betreten. — Es gilt dieß

auch von den kalten Mauern steinerner Gebäude überhaupt, die im Winter höchst erkältend auf den Körper einwirken. Das beste ist für Schwächliche und Reizbare dergleichen Gebäude in kalter Jahreszeit gänzlich zu meiden. Eben so wenig taugt es für Solche in der eigenen Wohnung im Winter in kalter, oder nach der Heitzung kalt gewordener Stube zu sitzen. Die äußere Temperatur muß stets der inneren angemessen sein. Auch der Fußboden muß durch Teppiche oder (wollene) Decken verwahrt werden. Viele Personen, und unter diesen auch Gelehrte, können Zahnweh, Gesichtsreißen, Katarrh u. dgl. in der kälteren Jahreszeit nicht los werden. Dieß würde nicht sein, wenn sie sich vor Erkältung der Füße hüteten, wenn sie sich in Acht nähmen eine warme Stube nicht kalt werden zu lassen, und in dieser Kälte stundenlang zu sitzen, oder auch, nach starker Bewegung im Freien, die den Körper sehr erwärmt hat, sich in die kalte Stube, deren Kälte sie jetzt nicht empfinden, zur Arbeit niederzusetzen. Hiedurch eben entstehen die heftigsten Erkältungen. So ist es auch bei jungen Leuten, die in der Nacht vom Tanze erhitzt nach Hause kommen, und nicht für ein gehörig erwärmtes Zimmer gesorgt haben. Kurz, die meisten Erkältungen mit ihren Folgen sind das Werk der Unachtsamkeit auf die sie erzeugenden Schädlichkeiten, und auf die Mittel wodurch diese beseitiget werden könnten.

Ein anderer Feind, der uns nicht wenig lästig ist, ist große Sommerhitze. Alle Hitze spannt ab, und macht körperlich und geistig träge. Zwar läßt sich die Sommerhitze nicht so beseitigen wie die Winterkälte durch geheitzte Zimmer; allein ihre Wirkungen auf den Körper lassen sich doch erträglich machen. Es giebt kühlere, schattige, der Sonne nicht zugängliche Räume, (besonders in steinernen Häusern,); möglichste Ruhe des Körpers; kühlendes Obst; kühlende Getränke, und Vermeidung aller erhitzenden; möglichst leichte, mäßige Nahrung; leichte Bekleidung; und vorzüglich des Morgens oder Abends das kühlende Flußbad; oder auch in den heißen Stunden das Waschen des ganzen Körpers mit frischem Wasser, dem Essig oder Wein zugemischt ist. — Unter die äußeren Schädlichkeiten, die leicht in den Körper eindringen, und mancherlei nicht geringe Beschwerden verursachen, gehört auch die Feuchtigkeit, wenn der Körper längere Zeit von ihr berührt wird. Zunächst ist es die Feuchtigkeit der

Atmosphäre. Es giebt oft im Frühjahr und Herbst eine feuchte, nebelige, regnerische, naßkalte Luft, der man auf längere Zeit ausgesetzt ist. Sie unterdrückt die Ausdünstung, erschlafft die festen Theile, und drängt den Blutumlauf zurück. Daher auch zu solcher Zeit oft Neigung zum Schlagfluß sich zeigt. Kann man es nicht vermeiden sich einer solchen Atmosphäre auszusetzen, so muß man sich durch warme, wollene Kleidung schützen, vorher eine Tasse starken Kaffee, oder einen Schluck Wachholderbeerbrantwein u. dgl. zu sich nehmen, und sich im Freien selbst kräftig bewegen. Nicht selten wird man unterwegs von einem starken Regen getroffen, der die Kleider ganz durchnäßt, und sogar durch die Fußbekleidung dringt. Hier ist nichts nachtheiliger als diese Nässe längere Zeit um sich zu dulden ohne Kleider, Wäsche, Fußbekleidung zu wechseln: denn diese Nässe durchkältet den ganzen Körper, und schadet noch mehr als die Feuchtigkeit der Atmosphäre. Aber auch selbst daheim, in der eigenen Wohnung ist man oft vor dem Einflusse der Feuchtigkeit nicht gesichert. Neugebaute, noch nicht ausgetrocknete Häuser werden oft zu zeitig bezogen, und die Feuchtigkeit dringt überall aus den Wänden heraus und giebt Gelegenheit zu Rheumatismen aller Art. Aber auch selbst in älteren, tief liegenden, oder in der Nähe vom Wasser gelegenen Häusern, sind zunächst die Parterre-Wohnungen, aber auch selbst die höheren Zimmer feucht, so daß die Bewohner solcher Häuser nicht selten Jahr aus Jahr ein von Wechselfiebern u. dgl. heimgesucht werden. Hier giebt es kein anderes Mittel als dergleichen Wohnungen zu verlassen, um nicht die Gesundheit allmählich zu untergraben. — Unter die äußeren Schädlichkeiten gehören zuletzt, unter gewissen Bedingungen, selbst Speisen und Getränke. Theils ist es die Beschaffenheit, theils die Zubereitung beider, welche sie der Gesundheit nachtheilig machen. Was die erstere betrifft, so ist es bekannt genug daß alles unreife Obst, nicht ausgebackenes Brot, hartes Fleisch, oder Fleisch von gefallenen Thieren, oder auch Fleisch, welches zu lange in der Hitze aufbewahrt war und nun anfängt in Fäulniß zu gerathen, oder gekochtes Gemüße, welches nach längerer Zeit wieder aufgewärmt wird nachdem es bereits angefangen in saure Gährung überzugehen, daß Alles dieß so gut wie Gift für den Magen ist, und Kolik, Erbrechen, Durchfall u. s. w. erzeugt. Eben so zu junges,

oder saures, oder überhaupt verdorbenes Bier, saurer Wein, u. dgl. Die Vorsicht und die Sorge für die Gesundheit verlangt Alles dieß zurückzuweisen, und nicht etwa, wie manche Leute thun, auf seinen guten Magen zu vertrauen. Was aber zweitens die Zubereitung betrifft, so ist zuförderst unausgekochtes Gemüse oder Fleisch für die Verdauung nachtheilig, sodann alle zu gewürzte, scharfe Zuthat, oder auch eine verdorbene, wie ranzige Butter, ranziges Fett, ranziges Oel, kahniger Essig, dumpfes Salz, u. s. w., ganz abgesehen von Schädlichkeiten die zufällig an die Speisen gelangen, wie Nadeln, Haare u. dgl. Auch darf die Zubereitung der Speisen in schlecht verzinnten, schlecht glasirten Gefäßen nicht vergessen werden, da sie nicht selten wahre Vergiftung erzeugt. Solchen Uebeln kann man nicht anders entgehen als dadurch, daß die Zubereitung der Speisen nur geschickten und vorsichtigen Leuten anvertraut wird. Eben so ist es mit den Getränken aller Art, deren fehlerhafte Zubereitung jedoch leicht am Geruch und Geschmack erkannt wird, und die daher bei einigem Verdacht von Verfälschung u. dgl. leicht gemieden werden können. Jedoch auch ganz untadelhafte Getränke können zu Schädlichkeiten werden durch die Art wie man sie genießt. Es ist nicht genug die allgemeine Regel zu befolgen und nichts ohne Bedürfniß, zur Unzeit und im Uebermaß zu genießen. Selbst das Wassertrinken kann unter manchen Umständen schaden. Z. B. nach Erhitzung, obschon der Durst es zu verlangen scheint; oder nach Genuß von Obst; wiewohl hier das Biertrinken noch schädlicher ist. Am besten ist dann ein Glas Wein. Doch auch dieser kann schädlich werden, wenn man nicht vorher etwas feste Speise genossen hat. Wein in den leeren Magen spannt die Verdauungskraft ab. Wein nach Milch ist Gift. Eben so Bier nach Wein, oder Brantwein, z. B. Rum, nach Wein. Allzuvieles Kaffee- und Thee-Trinken ist stets schädlich. — Daß auch Leibesbewegungen im Uebermaß, oder der Constitution nicht angemessen, oder mit nicht gehöriger Vorsicht unternommen, zu äußeren Schädlichkeiten werden können, davon ist bereits bei Gelegenheit der Vorschriften zur Leibes-Pflege das Nöthige beigebracht worden; weshalb hier dieser Gegenstand übergangen wird. Ueberhaupt, wiewohl es noch andere äußere Schädlichkeiten giebt, die beschwerlich genug sind, z. B. Staub im Sommer, Stubenrauch im Winter,

mancherlei Insecten in der Luft, in den Geräthschaften u. s. w., so sind sie doch nicht von so verderblichem Einflusse auf die Gesundheit, daß sie ausführlicher Betrachtung bedürften; weshalb wir nun zu den inneren übergehen.

Innere Schädlichkeiten hat man diejenigen zu nennen, welche sich im Inneren unseres Organismus selbst, wiewohl nicht von selbst, erzeugen, sondern durch Mangel an Aufmerksamkeit auf die richtige Leibespflege und durch Vernachlässigung derselben entstehen, und nicht blos der Gesundheit höchst nachtheilig sind, sondern selbst lebensgefährlich werden können. Sie betreffen sämmtlich die Unterdrückung solcher Ausleerungen aus dem Körper, ohne welche die Gesundheit und das Leben selbst nicht bestehen kann, und die man daher füglich negative Lebensbedingungen nennen könnte. Die erste dieser Ausleerungen ist der Stuhlgang. In einer richtigen organischen Oeconomie soll er täglich ein oder ein paar Mal erfolgen. Wer aber viele schwere und harte Speisen genießt, dabei aber das Trinken, besonders von reinem Brunnenwasser unterläßt, viel sitzt, sich wenig Leibesbewegung macht, der legt den Grund zur Leibesverstopfung, welche, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hat, nicht leicht wieder zu beseitigen ist. Purgiermittel, je häufiger sie genommen werden, desto mehr verschlimmern sie nur das Uebel. Aber abgesehen von allen diesen Ursachen kann der Stuhlgang in die größte Unordnung gerathen, wenn der Drang der Natur zu dieser Ausleerung unterdrückt wird, wie dieß oft von Leuten geschieht welche über irgend einer Arbeit sitzen und sie nicht unterbrechen wollen, oder die sich in einer Gesellschaft befinden, welche aus einer solchen Ursache zu verlassen sie nicht für anständig halten, oder endlich, welche aus bloßer Bequemlichkeitsliebe sich nicht aus ihrer Ruhe aufreißen mögen und so den Drang der Natur bis auf bequemere Zeit zurückweisen. Es entsteht aus solcher Unachtsamkeit und Fahrlässigkeit nicht blos widernatürliche Anfüllung und Ausdehnung des dicken Gedärms, sondern es entstehen auch Stockungen in den Blutgefäßen, so wie in den Haupteingeweiden des Unterleibes, in der Leber, der Milz, dem zu Folge auch Andrang des Blutes nach der Brust und dem Kopfe, Neigung zu Lungen- und Herz-Krankheiten, zum Schlagflusse, zu Lähmungen. Wer Alles dieß zum großen Nachtheil seiner Gesundheit nicht erfah-

ren will, hat zunächst durch Wachsamkeit über sich selbst den Ursachen auszuweichen, durch die jene Störungen erzeugt werden; oder, hat er sie schon einreißen lassen, durch eine besser geordnete Diät, Wassertrinken, Leibesbewegung, nach und nach die Natur zur Ordnung zurückzurufen, und vor allen Dingen die Winke der Natur nicht zu verschmähen, sondern auf der Stelle zu benutzen, wo dann allmählich die nothwendige Ordnung sich wieder einfinden wird. — Eine andere Ausleerung, die nicht selten eben so unvorsichtig und zum großen Nachtheil der Gesundheit zurückgehalten wird, ist die des Harns. Auch an diese Ausleerung mahnt die Natur zu rechter Zeit; aber diese Mahnung wird öfters um so mehr verschmäht, je weniger auf der Stelle nachtheilige Folgen daraus zu entstehen scheinen, und für je weniger wichtig diese Ausleerung selbst Vielen, wiewohl höchst verkehrter Weise, erscheint. Dieselben Ursachen, welche die Unterdrückung des Stuhlgangs veranlassen, wirken auch hier: Beschäftigung mit andern Dingen, Scheu den gesellschaftlichen Anstand zu verletzen (die einst dem berühmten Tycho de Brahe einen schnellen und kläglichen Tod brachte;), oder auch endlich bloße Bequemlichkeit. Wohl stellen sich die schädlichen Folgen einer solchen, zur Gewohnheit gewordenen Nichtbeachtung der Forderungen der Natur, meist erst in späterer Zeit ein, aber dann auch um desto peinlicher. Die allmählich erfolgende Verdickung und Lähmung der Harnblase führt nach und nach entweder einen unwillkührlichen Abfluß des Harns herbei, oder die gänzliche Hemmung desselben; wozu sich noch mancherlei Schmerzen krampfhafter Art gesellen, wenn sich Blasenhämorrhoiden oder Blasensteine gebildet haben, welche selbst rüstigen Leuten eine Reihe von Lebens-Jahren, oft ohne Möglichkeit der Hülfe verbittern. Am besten ist daher eine feste und richtige Lebensordnung auch in dieser Hinsicht, oder wenigstens ein baldiges Wiedereinlenken in die Bahn der Natur durch den Gehorsam gegen ihre Stimme, durch leichte Diät mit Vermeidung allzu fetter, gesalzener, saurer Speisen, und eben so des jungen Bieres, saurer Weine. Wesentlich nothwendig aber ist dabei die Gewöhnung an reichliches Wassertrinken und an fleißige Leibesbewegung. — Zu einer dritten inneren Schädlichkeit von großer Bedeutung wird endlich die Unterdrückung der natürlichen Haut-Ausdünstung, oder auch des Schweißes. Das Sitzen in kalten

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Stuben, kalte oder nasse Füße, zu leichte Bekleidung in rauher Witterung und Jahreszeit, oder das zu zeitige Ablegen der wärmeren Kleidung im Frühjahre, unterbricht bei reitzbaren Personen die natürliche Ausdünstung zum großen Nachtheil der Gesundheit. Die geringsten Uebel die hier entstehen sind fast immerwährende Katarrhe und Schnupfen. Es gesellen sich aber auch dazu Durchfall, Zahnweh, Schwindel, Ohrenbrausen, Kopfweh, Rheumatismen, deren Quelle gemeinhin nicht erkannt wird. Am gefährlichsten sind aber durch Erkältung unterdrückte Schweiße, wozu auch die Fußschweiße gerechnet werden müssen. Die ersten bringen lebensgefährliche Krankheiten, wie Brustentzündungen u. dgl. hervor, die letzteren mehr langwierige, aber nicht minder bedenkliche Uebel, des Unterleibes, der Brust, und des Hauptes. Das beste Schutzmittel gegen diese Schädlichkeiten — denn die unterdrückte Ausdünstung und der zurückgetriebene Schweiß werden zu schädlichen Krankheitsstoffen — ist Aufmerksamkeit und Vorsicht in Vermeidung ihrer Ursachen, außerdem aber auch noch eine sorgfältige Hautpflege sowohl im erzeugten krankhaften, als im gesunden Zustande. Im kranken Zustande dient nichts besser, als durch äußere Wärme die Hautausdünstung oder auch den Schweiß wieder hervorzulocken, indem man, im warmen Bette und wohl zugedeckt, das Haut-Organ in seine natürliche Thätigkeit zurückzustimmen sucht, wobei das Trinken von Fliederthee u. dgl. und der Gebrauch von flüchtigen Arzneien, welche die Gefäßthätigkeit nach der Oberfläche treiben, sehr hülfreich sein kann. Es ist diese Verfahrungs-Weise darum die beste, auch wenn der Kranke außer dem Bette aufdauern könnte, weil ihn stets eine gleiche Temperatur umgiebt, die keine Gefahr neuer Erkältung zuläßt. Wo dessen ungeachtet keine Neigung zu erneueter Hautthätigkeit erscheint, da werden warme Bäder mit Reibungen von Nutzen sein, nach deren Gebrauche der Leidende unmittelbar in sein warmes Lager zurückgebracht werden muß. Nur mag man sich nicht verleiten lassen diese Behandlungs-Weise auch in solchen Krankheitszuständen anzuwenden, die schon einen entzündlichen Charakter angenommen haben, überhaupt nichts für sich allein, sondern nur unter der Leitung eines erfahrnen Arztes zu unternehmen. Etwas anderes ist die Hautpflege im gesunden Zustande. An diese sollte Jedermann von Jugend

auf gewöhnt sein. Eigentlich ist es mehr als Hautpflege, was hier gemeint ist: es ist die Reinlichkeit überhaupt, die aber auf die Hautthätigkeit den entschiedensten Einfluß hat, da es nichts weniger als gleichgültig für letztere ist, ob Wäsche, Kleidungsstücke, Betten reinlich gehalten werden oder nicht. Das Nächste freilich ist das reinlich Halten der Haut durch tägliches Waschen, nicht blos des Gesichts und der Hände allein, sondern des ganzen Körpers. Daher die große Wohlthat der Flußbäder im Sommer, denen sich Niemand entziehen sollte, auch wenn sie nur den Vortheil der Reinlichkeit gewährten. Im Winter ersetzt das kalte Waschen des ganzen Körpers im warmen Zimmer das Sommerbad wenigstens einigermaßen, wie so Viele erfahren, die sich dessen bedienen, selbst wenn sie eine reizbare Haut haben. Sie stärken sich dadurch. Allein, wie schon bemerkt, ist auch die Reinlichkeit der Wäsche, der Kleidungsstücke, oder auch umgekehrt, vom größten Einfluße auf die Hautthäthigkeit, nur auf entgegengesetzte Weise. Wer die Wäsche, wie dieß nicht blos von armen, sondern auch von blos nachlässigen und nicht zur Reinlichkeit gewöhnten Menschen geschieht, so lange auf dem Leibe behält bis sie über und über schmutzig wird und riecht, sowohl das Hemd als die Strümpfe, besonders bei schweißigen Füßen; und wer es mit dem Bettüberzuge, und selbst den Ober- und Unterbetten ebenfalls bis dahin kommen läßt: der darf sich nicht wundern wenn nach und nach seine Haut gleichsam verlernt auszudünsten, vorzüglich wenn blos Gesicht und Hände zur Noth gewaschen werden, der übrige Körper aber den Schmutz der nächsten Umgebung theilt, der sich sogar nicht selten der Kleidung selbst bemächtiget, so daß es eine Art von Grauen erregt dergleichen Leute anzusehen, die man schon in einiger Entfernung durch den Geruch erkennen kann. Wiewohl die Kleidungsstücke auch noch in anderer Hinsicht der Hautthätigkeit schaden können, nämlich wenn sie bei Einigen im Sommer zu warm, bei Andern im Winter zu kühl sind. Dicke (wollene) Kleidung im Sommer lockt ohne Noth den Schweiß hervor, und disponirt zur Erkältung. Zu leichte Kleidung im Winter hält die Ausdünstung zurück und zieht die Haut krampfhaft zusammen. Auf der andern Seite hat eine umsichtige Sorgfalt für Reinlichkeit in ihrem ganzen Umfange die gedeihlichsten Folgen, und ist eine Wohlthat für das ganze Leben;

was Jeder weiß der sich zur Reinlichkeit gewöhnt hat. Sie ist, nächst der Mäßigkeit und der Leibesbewegung in freier Luft, eines der besten Verwahrungsmittel gegen Krankheiten aller Art, namentlich indem sie mancherlei ansteckende Krankheitsstoffe, wie sie sich z. B. durch unreine Federbetten mittheilen, vom Körper abhält. In neuerer Zeit sind bekanntlich bei Wohlhabenden die Federbetten durch Matratzen ersetzt worden, die allerdings in jeder Hinsicht der Gesundheit dienlicher sind.

Es ergiebt sich aus Allem diesem, daß die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit durch richtige Führung des leiblichen Lebens, ohne Aufmerksamkeit auf die äußeren und inneren Schädlichkeiten, welche die Gesundheit mannichfaltig bedrohen, nur unvollständig ist, und daß folglich die Vermeidung und Beseitigung dieser Schädlichkeiten einen Haupttheil des richtigen Lebens in dem Kreise des leiblichen Daseins ausmacht. Es versteht sich freilich von selbst daß die Sorge für die Erhaltung des leiblichen Daseins nicht bis zur Verweichlichung gehen müsse, weil gerade hiedurch der Grund zu aller Art von Krankheiten gelegt wird; und eben so ist es klar daß das Leben des Menschen nicht bis zum bloßen Leibesdienste herabsinken müsse: denn dieß hieße nichts anderes als das Mittel zum Zweck machen.

Zweiter Abschnitt.

Das richtige Denk-Leben.

Erstes Kapitel.

Das Denkleben an sich, und seiner Einrichtung nach.

Es ist bereits in der Einleitung bemerkt worden daß das Denken wesentlich zu der inneren Oeconomie unseres Seelenlebens gehört. Es ist für unser persönliches Leben eben so nothwendig wie das Athmen für unser organisches. Niemand kann sich des Denkens ganz und gar entschlagen. Wie die sogenannte Unruhe in einer Uhr sich immer fortbewegt, so sind immerfort unsere Gedanken, wenn auch nur als müssige Vorstellungen ohne Ordnung und Zusammenhang, in Bewegung. Wir vermögen eine Zeitlang ohne lebhafte Gefühle zu bleiben, unser Gemüth kann unbeschäftiget sein, wenn gerade keine besonderen Reize vorhanden sind, die es aufregen. Eben so kann unser Wille eine Zeit lang in Unthätigkeit verharren, und wir können uns einer gänzlichen Unthätigkeit, ja Trägheit hingeben: denn auch der Wille bedarf, wie das Gemüth, der Reize, wenn er in Thätigkeit versetzt werden soll. Aber das Spiel unserer Gedanken, oder wenigstens unserer Vorstellungen, die, so zu sagen, die Keime der Gedanken sind, setzt keinen Augenblick aus, so lange wir uns im wachenden Zustande befinden. Ja, sogar im Schlafe, so lange er kein vollkommener ist, setzen die Träume jenes Spiel der Vorstellungen, selbst ohne unser deutliches Bewußtsein fort, und bestätigen dadurch die schon früher gemachte Bemerkung daß die ursprünglichste Thätigkeit unseres See-

lenwesens das Bilden oder Schaffen ist. Denn alle unsere Vorstellungen, — Gedanken oder Nicht = Gedanken — sind Gebilde, und, so zu sagen, feine Gewebe einer die einzelnen Stoffe zur Form zusammenfügenden Kraft, wie diejenige ist, die wir in der Bildung unseres eigenen Körpers wirksam sehen, ja in der ganzen Natur und bei jeder Gestaltung thätig erblicken. Alle Naturthätigkeit geht auf ein Bilden aus, selbst wo dieses Bilden durch eine vorhergehende Auflösung oder Zerstörung bedingt sein sollte. Zwar können wir dieses fortwährende Bilden nur an den Erzeugnissen unserer Erde beobachten, aber eine unabweisbare Induction nöthiget uns ein Gleiches auch nicht blos auf den übrigen Planeten unseres Systems, sondern auch überhaupt in der Planetenwelt aller Fixsterne anzunehmen, so daß jeder Fixstern, gleich unserer Sonne, die Kraft der Erregung oder Erzeugung besitzt, die Planeten desselben aber mit dem Gebähren oder Gestalten beschäftiget sind. Auf solche Weise können wir nicht umhin eine das Universum durchdringende bildende Kraft anzunehmen. Erkennen wir nun an den Gebilden unserer Erde die deutlichsten Spuren, oder vielmehr Beweise, einer zweckmäßig verbindenden und ordnenden Kraft, so können wir unmöglich abläugnen daß diese Kraft von derselben Art ist, wie diejenige, die auch in unserm Bewußtsein und mit Bewußtsein verbindet und ordnet, kurz: die Kraft des Verstandes oder Denkvermögens. Unser Denken ist also ein Bilden, wie das, was wir in der Natur gewahr werden; und auch wir vermögen unsere Gedanken in äußeren Schöpfungen auszusprechen, nur daß diese nicht Natur = Erzeugnisse sind, sondern Erzeugnisse der Kunst. Und nicht blos die eigentlich sogenannten Kunstwerke, oder Darstellungen der Schönheit in verschiedenen Formen, gehören der menschlichen Kunst an, sondern Alles was mit Zweck und Absicht gedacht und ausgeführt ist, ist Werk der menschlichen Kunst. Alle Bearbeitung der Stoffe der Natur, der Metalle, Steine, Erden, pflanzlicher und thierischer Theile, ja selbst der Elemente der Natur, zu menschlichen Zwecken, die Cultur der Pflanzen und Thiere, und endlich des Menschen selbst, ist menschliche Kunst und Gegenstand derselben. Seine höchste Kunst aber zeigt der Mensch in der Erziehung der Einzelnen zu Menschen, und Aller zum Staate, und in der Hinauf = Bildung des Staats = Lebens zum sittlich = religiösen. Aber welche Bildung muß das Denkleben selbst er=

halten, ehe es sich — und zwar nur stufenweise — zu der Schöpfung und Ausführung aller dieser Erweise seiner Bildungskraft erheben kann! Es ist hier nicht von jener Bildung die Rede, welche die Schule der Denkkraft giebt, oder von der sogenannten logischen oder dialectischen Bildung: denn diese bringt nur einen formellen Gewinn, indem sie die Denkkraft nur innerhalb ihrer eigenen Grenzen, und nach den Gesetzen die nur für sie selbst gelten, übt und zurechtweiset; sondern von dem eigentlichen Denk-Leben, wiefern sich dasselbe den Gegenständen anschließt, sich mit ihnen beschäftiget, und sie auf mannichfaltige Weise nach denjenigen Gesetzen handhabt die in den Gegenständen selbst liegen, und die das Maß und die Behandlungs-Weise dieser Gegenstände bestimmen. Hier bedarf es langer Erfahrung, umsichtiger Beobachtung, und vieler Versuche. Diese Bildung ist nicht das Werk Eines oder weniger Menschen, auch nicht das Werk Eines Volkes und Einer Generation, sondern das Resultat des Denklebens der Menschheit überhaupt im Laufe der Zeiten. Gleichwohl finden wir von dieser Bildung bereits im grauen Alterthume schon bedeutende, ja bewunderungswürdige Spuren, aber freilich nur bei stationären Völkern, wie bei den Indiern, den Aegyptiern, nicht bei nomadischen. Diese, z. B. die Ebräer, erblicken wir auf der Tafel der Geschichte lange Zeit in einer merkwürdigen Einfalt des Denklebens, die sich auch auf das deutlichste in ihrer Sprache zeigt, welche nicht über den Denkkreis ihres einfachen Hirtenlebens hinausreicht, und für Gegenstände übersinnlicher Art keine, oder nur bildliche Ausdrücke hat. Aber erscheint uns nicht, auch bei jenen weiter vorgerückten Völkern das Denkleben noch als ein Leben in Bildern? Ihre Vorstellungen, waren sie etwas anderes als bildliche Vorstellungen? Ihre Felsentempel, ihre Göttergestalten, selbst ihre Inschriften, waren sie etwas anderes als bildliche Gedanken? Waren sie nicht mit den Bildern der Natur, den Pflanzen, den Thieren, gleichsam zusammengewachsen? Die Denkkraft erscheint uns also gleich in ihren ersten Aeusserungen als bildende Kraft; und so wird, was wir über das Wesen derselben behauptet haben, schon durch die ersten Denk-Versuche bestätiget. Es wird sich späterhin ausweisen daß die Denkkraft auch in ihren weiteren Fortschritten, in denen sie sich zur Wissenschaft steigert, diesen Character, diesen Typus, nicht verläugnen kann. Vor

der Hand bleiben wir bei den ersten Erscheinungen des Denklebens stehen, wie sie seiner Natur angemessen sind.

Die Denkkraft also bildet, und muß bildend thätig sein, auch wenn sie nicht durch Bedürfnisse, Triebe, oder Zwecke, dazu aufgefordert wird. Sie ist unausgesetzt thätig, wenn auch nicht immer in höheren Regionen, nicht immer nach Ordnung und Regel. Sie ist immer da, immer zuerst da, sobald das Bewußtsein erwacht; und sie wirkt, wenn sie nicht zum Ernst des Lebens verbraucht wird, im müßigen Spiel. Wir haben sie der Unruhe in der Uhr verglichen: man könnte sie vielleicht noch besser dem Mühlbache vergleichen, der seine Wellen munter forttreibt, auch wenn er nicht gebraucht wird das Mühlwerk im Gange zu erhalten. Doch jeder Vergleich hinkt; und die Denkkraft ist mehr als ein Spiel der Wellen, mit dem sie nur wegen ihres Triebes zur Thätigkeit, und wegen der Ungebundenheit dieses Triebes, verglichen werden kann. Denn das Spiel der Gedanken ist ein freies Spiel; oder vielmehr: wir selbst sind frei in unserm Denken, d. h. es steht bei uns, was oder worüber wir denken wollen, wiewohl unsere Denkkraft selbst, auch in ihrer niedrigsten Function, dem bloßen Vorstellen, an Gesetze gebunden ist, aus deren Schranken sie, so lange sie gesund ist, nicht weichen kann. Nämlich alles geistige (subjective) Bilden muß, wie alles Bilden überhaupt, nach Form und Ordnung vor sich gehen, weil außerdem nur eine chaotische Verwirrung der Bildungsstoffe entstehen würde. Und so bemerken wir an unserer Denkkraft im weitesten Sinne, d. h. wiefern sie überhaupt Vorstellkraft ist, eine doppelte Gesetzlichkeit: eine äußere, und eine innere. Die erstere ist in dem Organismus unserer Sinneswerkzeuge begründet, und beherrscht unsere Vorstellkraft als sinnliches Wahrnehmungsvermögen; die letztere haftet an der Denkkraft selbst, das heißt, an unserer Vorstellkraft als geistigem Bildungsvermögen. Was zuerst die äussere Gesetzlichkeit der Vorstellkraft, als sinnlichen Wahrnehmungsvermögens, betrifft, so wissen wir daß wir nicht anders wahrnehmen können als wie unsere Sinne von aussen afficirt werden. Es ist kein bloßer sogenannter Stoff, der den Sinnen zugeführt wird, so daß, wie Kant behauptet, erst durch den Verstand Ordnung und Form an diesen Stoff gebracht würde: sondern wir haben anzuerkennen daß diese Ordnung und Form schon außer uns an den Gegenständen haftet,

und sich in den Sinnen nur gleichsam wiederspiegelt. Die Natur, wie die Kunst, stellt uns ihre Producte schon fertig dar; die Denkkraft hat nichts hinzuzufügen, und kann nichts hinzufügen, sondern sie muß nur aufnehmen und verinnerlichen was ihr in der Anschauung geboten wird. Auch hat sie in dieser Function nicht einmal den Namen der Denkkraft, sondern nur der Einbildungskraft, und zwar der reproductiven, weil sie alles Aeusserliche, den Sinnen in seiner Form und Fülle Gegebene, in innerer Vorstellung gleichsam wiedererzeugt und zum Bewußtsein bringt. Wir müssen aber die reproductive Einbildungskraft, die nichts anderes vermag und darf als die äusseren Anschauungen in ihrer Gesetzlichkeit innerlich wiederzugeben, von der productiven oder frei bildenden unterscheiden, die sich um diese Gesetzlichkeit nicht bekümmert und sich nur gar zu oft in das Geschäft der ersteren mischt und die Anschauungen verfälscht, so daß wir zu sehen glauben was wir nicht sehen, zu hören was wir nicht hören, und überhaupt Vieles sinnlich zu empfinden woran die Sinne keinen Antheil haben. Hier liegt die Quelle aller Täuschungen, an denen unser sinnliches Leben so reich ist, und die dann am meisten Statt finden, wann unser inneres Leben durch übermächtige Gefühle, Triebe, und Vorstellungen in lebhafter Aufregung ist. Der krankhaften inneren Zustände gar nicht zu gedenken, als welche sogar im Stande sind die ganze Anschauungswelt zurückzudrängen und ihr eine erträumte Phantasiewelt unterzuschieben. Es ist daher eine wahre Kunst, die Aussenwelt rein und unverfälscht aufzufassen und wahrzunehmen, eine Kunst, die nicht etwa in unserer sondernden und verbindenden Verstandes-Thätigkeit besteht, sondern in der Fähigkeit und Fertigkeit uns dieser Verstandes-Einmischung bei der Aufnahme der Anschauungswelt zu enthalten, oder was dasselbe ist, die äussere Gesetzlichkeit der Vorstellkraft, d. h. ihre Abhängigkeit von der festgestellten Beschaffenheit des äußerlich Einwirkenden (der Aussenwelt) zu bewahren. Es wird hier nothwendig uns durch Beispeile vom Gegentheil deutlich zu machen. Furchtsame Menschen sehen bekanntlich, besonders in der Dämmerung, wo sich die Gegenstände nicht in deutlichen Umrissen darstellen, ganz andere Dinge oder Gestalten, als in der wirklichen Gegenwart dem Auge geboten werden. Sie verfälschen diese Gegenstände, indem durch die Furcht die Phantasie erregt wird, und diese

wiederum den Verstand zu falschen Urtheilen veranlaßt. So werden diese falschen Bilder und Urtheile auf die Gegenstände übergetragen, die nun freilich nicht mehr erscheinen wie sie sich dem unbefangenen Sinne darstellen. Dieß ist die Quelle aller Gespenster- und Geister-Erscheinungen. Es ist ferner bekannt daß Verliebte in den Gegenständen ihrer Liebe Reize und Schönheiten erblicken, von denen die Augen unbefangener Beobachter nichts gewahr werden, oder auch daß sie die Blicke, die Mienen, die Bewegungen, die Worte des geliebten Gegenstandes, dessen Huld sie sehnlich wünschen, zu ihren Gunsten deuten, obschon sehr oft diese vermeintlich wahrgenommenen Zeichen der Gunst nur in der durch das Verlangen bestochenen Einbildungskraft und in dem auf ihre falschen Vorspiegelungen gebauten falschen Urtheile ihren Grund haben. So schöpft der Eifersüchtige in Allem, was ihm von dem Gegenstande seiner Eifersucht durch Auge und Ohr zugeführt wird, so wenig auch alles dieß wirkliche Zeichen von Untreue enthalten mag, aus denselben Ursachen nur Nahrung für seine verderbliche Flamme. Daraus, daß in allen diesen Fällen — und in wie vielen nicht noch mehr? — theils die Aussenwelt nicht mit reiner und vollständiger Hingabe des Wahrnehmungsvermögens aufgefaßt wird, theils Phantasie und Verstand sich unberufen in die Lücken der Anschauung einschieben, läßt sich die Verfälschung der letzteren, und die hieraus nothwendig entstehende Täuschung, auf das deutlichste erklären; und somit ist die äußere Gesetzlichkeit der Vorstellkraft auf das vollkommenste erwiesen. Dieß ist, wie überhaupt im Leben, so auch in dem Streben nach Erkenntniß, sorgfältig zu beherzigen. Eine Erkenntniß wird niemals auf Wahrheit und Gediegenheit Anspruch machen können, wenn die Grundlage (Basis) derselben, nämlich die Wahrnehmung, und die aus ihr hervorgehende Anschauung, nicht rein und unverfälscht zum Gegenstande der inneren gesetzlich bildenden Kraft, oder der eigentlichen Denkkraft wird. Dieß hätte sich besonders die neuere und neueste Philosophie sollen angelegen sein lassen, so würde sie nicht in so grobe Täuschungen und Irrthümer verfallen sein. Jedoch hierüber zu sprechen ist jetzt noch nicht an der Zeit, da wir es dermalen nur mit der Betrachtung des Denklebens an sich, und seiner Gesetzlichkeit, zu thun haben. Bis jetzt haben wir nur die eine, die äußere Seite dieser Gesetzlichkeit aufgefaßt. Wir

gehen nun zur Betrachtung der inneren über, die an der Denkkraft selbst haftet. Diese ist, wie wir wissen, bildende Kraft, dergleichen wir in der Natur an Allem, was in ihr bildend wirkt und lebt, wenn es auch nur bewußtlos geschieht, gewahr werden. Es ist schon früher bemerkt worden, daß dieses Bilden in der Natur nach Form und Ordnung vor sich gehen muß, weil außerdem nur eine chaotische Verwirrung der Bildungsstoffe entstehen würde. Wir müssen daher annehmen, oder vielmehr anerkennen, daß alle bildende Kraft in der Natur eine innere Gesetzlichkeit an sich trage, vermöge welcher ihre Bildungen gerade so und nicht anders hervortreten. So bildet die Biene ihre Zellen, so webt die Spinne ihr Gewebe, so baut der Vogel sein Nest, aus rohen Stoffen, die nur durch die Norm der bildenden Kraft ihre bestimmte Gestalt erhalten. Man könnte sagen diese Norm beruhe in einer inneren Nöthigung den gegebenen ordnungslosen Stoff nach berechneten und abgemessenen Verhältnissen zur Ordnung und Einheit zu gestalten, ohngefähr wie der Baumeister den Riß zu einem harmonischen Gebäude nach mathematischen Principien entwirft und ausführt. In dieser Hinsicht enthält die ganze Natur in allen ihren Gebilden eine unübersehliche Mathematik. Diese Mathematik ist in alle individuellen bildenden Kräfte der Natur gelegt, nur daß sie dieselbe bewußtlos ausüben. Diese innere Gesetzlichkeit theilt nun auch die denkende Kraft, als bildende, im Menschen, nur daß sich der Mensch dieser Gesetzlichkeit bewußt ist, oder werden kann; aber abweichen kann er davon nicht, so lange er seines Verstandes mächtig ist. Wobei jedoch auch noch in Betrachtung kommt, daß, erwiesener Maßen, die denkend-bildende Kraft im Menschen es nicht mit einem äußeren rohen Stoffe, sondern mit den Producten des Wahrnehmungsvermögens, nämlich mit Anschauungen, zu thun hat. Die Anschauungswelt ist für den Verstand das, was die gegenständliche Welt für die Sinne ist. Wie die letztere vermöge ihrer gesetzlichen Thätigkeit die Sinne zu gesetzlicher Thätigkeit aufregt, und mit den Sinnen zugleich die Vorstellkraft als Wahrnehmungs-Vermögen: so regt die Anschauungswelt, ebenfalls gesetzlich, den Verstand zur Ausübung seiner besonderen bildenden Thätigkeit auf, die aber auch ihrerseits, wie jede bildende Kraft in der Natur ihre Norm oder gesetzliche innere Nöthigung hat, vermöge welcher sie ge-

rade so und nicht anders bildet. Wir wissen daß die Denkkraft zunächst, und zum Behufe der Erkenntniß, in Bildung von Begriffen, Urtheilen, und Schlüssen thätig ist. Diese Bildung kommt nun eben nicht durch ein willkührliches Verfahren, sondern, wie gesagt, durch eine innere Oeconomie oder Gesetzlichkeit der Denkkraft selbst zu Stande, durch eine innere Nöthigung das Mannichfaltige der Anschauungswelt zu sondern und aus einander zu stellen, dann wieder zusammenzuhalten und zu vergleichen, und dadurch zur Erkenntniß der verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen der Gegenstände zu gelangen. So entsteht eine Begriffs= und Gedanken=Welt, in welcher wir wie in unserm eigenen Elemente leben und weben. Wir weben ganz eigentlich durch die Denkkraft den Zusammenhang zwischen uns selbst, unsern Bedürfnissen und Interessen, unsern Zwecken und Plänen, und überhaupt zwischen unsern inneren Zuständen und Thätigkeiten einerseits, und zwischen der Welt und ihrem Gehalt andererseits. Denn ein ganz eigenes und umgekehrtes Verhältniß der Denkkraft, eine eigenthümliche und neue Thätigkeit derselben ist durch ihre Rückwirkung auf die Aussenwelt bedingt, nämlich die schöpferische oder realisirende, im Gegensatz gegen die aufnehmende oder idealisirende, deren Product die Erkenntniß ist. Doch ist wohl zu bemerken daß die Denkkraft in beiden Fällen nach denselben Gesetzen wirkt, die bald näher in Betracht kommen werden. Vorher nur noch über den genannten Zusammenhang Folgendes. Wir werden unaufhörlich von der (Anschauungs=) Welt zu Gedanken angeregt, und unsere Gedanken bewegen sich wieder nach derselben Welt hin um sich zu realisiren. So ist unser Denkleben ein beständiger Wechsel oder Umtausch der Kunde die wir von der Aussenwelt erhalten (der Welt=Erkenntniß,) und unserer schöpferischen Denkthätigkeit, die wir durch unser Handeln in die Aussenwelt übertragen um die letztere nach unsern Ideen und Zwecken zu behandeln. Demnach findet mittels unseres Denklebens zwischen uns und der Welt ein steter lebendiger Verkehr Statt, den man einem Markte vergleichen könnte, auf welchem die Welt der Verkäufer ist, und wir die Käufer sind, doch so daß, wie auf jedem Markte, der Käufer nicht selten zu seinem Schaden kauft, oder Waare kauft die ihm nicht nutzt. Und dieß wird immer der Fall sein, wenn sich an unsere Welt=Erkenntniß nicht auch die

Selbst=Erkenntniß, und die noch höhere Gottes=Erkenntniß anschließt, für welche beide letztere Arten der Erkenntniß unser Denkleben nicht weniger verwendet werden soll als für die erstere; wovon jedoch in späterer Betrachtung erst die Rede sein kann. Hier halten wir nur die beiden Seiten unserer Denkthätigkeit fest: die Erkenntniß=Seite, und die des Schaffens. Beide Seiten unseres Denklebens sind nicht blos in der Richtung entgegengesetzt, die demselben durch entgegengesetzte Triebe, den Erkenntnißtrieb und den Schöpfungstrieb gegeben wird, sondern auch in den Anfangs= und Ausgangspunkten der Denk=Thätigkeit. Die Erkenntniß=Thätigkeit beginnt mit der Anschauung und endigt mit der Idee, als der höchsten Denk=Einheit. Die Schöpfungs=Thätigkeit beginnt mit der Idee, und endigt mit der Anschauung, als dem Uebergangspunkte zur Realisirung der Idee. Aber so entgegengesetzt sind beide Thätigkeiten dennoch nicht, daß sie nicht etwas Gemeinschaftliches haben sollten; und dieses ist: das Denkgeschäft selbst: das Begreifen, Urtheilen und Schließen. Und in diesem Geschäft offenbart sich ganz eigentlich die innere Gesetzlichkeit des Denklebens, da hingegen die Richtung unseres Denkens, und ob wir uns jetzt auf die Erkenntniß=, dann wieder auf die Schöpfungs=Seite wenden wollen, und umgekehrt, ganz in unserer Gewalt steht und die Freiheit beurkundet die wir über den Gebrauch unseres Denkvermögens besitzen. Es ist uns aber hier hauptsächlich um die Gesetzlichkeit zu thun; und so haben wir denn, wo möglich, auszumitteln unter welchen Gesetzen die Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen steht. Daß die Denkthätigkeit bei dem Begreifen, Urtheilen und Schließen keine willkührliche, sondern an bestimmte Normen gebunden sei, verrathen schon die Namen, die man den verschiedenen Modificationen der Denkthätigkeit bei den genannten Geschäften beigelegt hat: denn alle deuten auf eine gewisse Beschränkung der denkenden oder geistig bildenden Kraft hin, die auf den verschiedenen Stufen der Gedankenbildung eine verschiedene, und zwar gesetzlich=bestimmte sein muß, weil außerdem keine Scheidewand zwischen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aufgestellt werden könnte. Ehe wir aber diese gesetzliche Verschiedenheit näher betrachten, müssen wir daran erinnern daß schon die Denker früherer, ja der ältesten Zeiten eine innere Gesetzlichkeit oder Form des

Denkens überhaupt anzuerkennen genöthiget und darzustellen bemüht gewesen sind. Man sagt dieß schon vom Pythagoras und seinen nächsten Nachfolgern. Entschieden aber liegen die zehn Kategorien oder Urbegriffe des Aristoteles vor uns*). Den folgenden Peripatetikern waren diese Stammbegriffe nicht vollständig genug, deshalb fügten sie die fünf sogenannten Postprädicamente hinzu**). Wenn wir uns nun auch nicht überreden können daß im Denkvermögen an sich schon gewisse Ur= oder Stamm=Begriffe liegen, weil jeder Begriff eine Anschauung voraussetzt, an welcher er sich erst entwickelt: so ist doch nicht zu läugnen daß schon die Alten eine innere Nothwendigkeit oder Gesetzlichkeit bei dem Geschäfte des Denkens ahndeten, wiewohl es erst dem Aristoteles unserer Zeit, dem strengen Kant, gelang das Lösungswort für das Räthsel des Denkens in dem Begriffe der Denkform auszusprechen, als womit er die innere Nöthigung oder Gesetzlichkeit bei Bildung aller Begriffe, Urtheile und Schlüsse bezeichnete. Zwar bezog er den Begriff der Denkform zunächst nur auf die Gesetzlichkeit des Denkens bei Bildung der Begriffe; allein er selbst leitete die Kategorien des Verstandes (wie er die verschiedenen bestimmten Modificationen der Denkform nach Aristoteles nannte,) aus den logischen Urtheilsformen ab; wiewohl er hier ein sogenanntes ὑστερον πρωτερον begangen zu haben scheint, weil jedes Urtheil schon Begriffe voraussetzt, eben so wie der Begriff die Anschauung. Und so sind denn, nach Kant, die Begriffe wie die Urtheile, in Quantität, Qualität, Relation und Modalität verschieden***). Diese Determinationen†) sind eben so viele Leitfäden um an den Gegenständen die Merkmale aufzufinden und festzuhalten, welche, in der Einheit des

---

*) Sie heißen: Substanz, Größe, Beschaffenheit, Verhältniß, Raum, Zeit, Lage, Haben, Thun, Leiden.

**) Sie heißen: Gegensatz, Vorausgehen, Nachfolgen, Zugleich sein, Bewegung.

***) Jede dieser vier Denk=Nöthigungen hat drei eben so nothwendige Momente unter sich. Unter der Quantität stehen: Einheit, Vielheit, Allheit; unter der Qualität: Position, Negation, Limitation; unter der Relation: Substanz, Ursache, Wechselwirkung; unter der Modalität: Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit.

†) So viel als Grenz=Absteckungen, Beschränkungen. Ein Name, der das Geschäft des Denkens (Beschränkens, Bildens) recht wesentlich bezeichnet.

Bewußtseins vereiniget, ein Ganzes oder ebenfalls eine Einheit bilden, welche man, weil diese Merkmale eben in dieser Einheit begriffen sind, ausdrucksvoll den Begriff nennt. Das Bilden der Begriffe ist also nicht dem Zufalle überlassen, sondern hangt von innerer Nothwendigkeit ab, wiewohl wir nicht gezwungen sind uns stets vollständige, klare, deutliche Begriffe zu bilden, da dieß eine Sache der freiwilligen Intension unserer Denkkraft (der Aufmerksamkeit) ist, die bald größer und sorgfältiger, bald geringer und nachlässiger sein kann; was wiederum von der Macht und Cultur unseres geistigen Bildungs-Vermögens und Triebes abhängig ist. Auf gleiche Weise ist es auch mit den Urtheilen beschaffen, die durch Vergleichung, Unterscheidung, und Verhältniß-Bestimmung mehrerer Begriffe entstehen. Je nachdem die Denkkraft hiebei gründlicher oder oberflächlicher zu Werke geht, werden auch die Urtheile richtiger, bestimmter, vollständiger, oder unrichtiger, unbestimmter und mangelhafter. Es braucht nicht bemerkt zu werden daß ein großer Theil des Gelingens oder Mißlingens unserer Unternehmungen während unseres ganzen Lebensverlaufs von unsern Urtheilen und ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit abhängt, so wie diese hinwiederum von der Beschaffenheit unserer Begriffe. Jedoch ist dieß jetzt noch kein Gegenstand unserer weiteren Forschung, da wir vor der Hand nur das Geschäft des Denklebens überhaupt in Betracht ziehen, wiefern es durch innere Gesetzlichkeit oder Nothwendigkeit bestimmt ist. Dieses Geschäft ist aber mit der Bildung von Begriffen und Urtheilen noch nicht beendiget, sondern es gesellen sich noch hinzu die auf Begriffe und Urtheile basirten Schlüsse. Diese kommen zu Stande, wenn mehrere Urtheile dergestalt mit einander verbunden werden, daß von einem auf das andere gefolgert wird, indem beide wie Grund und Folge zusammen hangen. Man erkennt aber dieses Verhältniß, oder vielmehr, man wird genöthiget dasselbe anzuerkennen eben durch die innere Gesetzlichkeit, welche unsere Denkkraft auch beim Geschäft des Schließens leitet und begleitet. Wir sind nämlich genöthiget alles Bedingte von einem (wenigstens in Bezug auf dieses Bedingte) Unbedingten abzuleiten z. B. ein Besonderes aus einem Allgemeinen, ein Nachfolgendes aus einem Vorhergehenden, einen Theil aus einem Ganzen, (denn der Theil ist in dem Ganzen enthalten, und ohne das Letztere

wär auch der erstere nicht denkbar). „An dieses Verhältniß des Grundes und der Folge — sagt der Logiker Krug — ist unser ganzes Denken gebunden, wiefern es ein bündiges und zusammenhangendes Denken sein soll: denn eine grundlose Gedankenverknüpfung muß dem Verstande eben so verwerflich erscheinen als eine widersprechende". Das Geschäft des Schließens kann nun aber auf verschiedene Weise Statt finden, je nachdem das Grund-Urtheil oder der Grund-Satz von einem verschiedenen Stand- oder Betrachtungs-Punkte aus gestellt wird. Man nennt dieß die Schlußarten oder Schlußformen. Sie hangen von der verschiedenen Art der Urtheilsformen ab, und es giebt deren drei: die kategorische, die hypothetische, und die disjunctive. Jeder dieser Schlußarten liegt also ein gleichnamiges Urtheil zum Grunde. Nur fragt es sich stets ob auch das Grundurtheil richtig ist, und ob der Schluß-Satz auch wirklich aus dem Grund-Satze folge: denn es giebt auch falsche Schlüsse, für deren Prüfung die Logik die Regeln aufzustellen hat. Nicht die Denkgesetze sind an diesen, wie an allen andern Irrthümern, Schuld, sondern es ist die falsche Anwendung derselben, entweder aus Uebereilung, oder aus irgend einem, den Verstand bestechenden, Einflusse auf die Begriffe und Urtheile, und folglich auch auf die Schlüsse.

So bewegen wir uns daher im Denkleben immerfort in dem Kreise von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, sei es daß wir beflissen sind uns Kunde und Kenntnisse von der Welt, uns selbst und dem höchsten Wesen zu erwerben und uns so das Gebiet der Wissenschaften anzueignen, oder daß wir aus der Tiefe unseres Geistes, und durch schöpferische Kraft, Ideen ausgestalten und in der Aussenwelt zu realisiren bemüht sind. Wir gleichen, in Bezug auf die Thätigkeit unseres Denklebens, den Pflanzen, die aus dem Erdboden und aus dem Aether ihre Nahrung d. h. ihren Bildungsstoff einsaugen um ihn in die eigenen Gebilde umzuwandeln, deren Gipfel die Blüthe ist und die Frucht. Auch unser Denkleben soll Blüthen und Früchte erzeugen aus dem Vorrathe von Kenntnissen und Einsichten, die es sich durch seine einsammlende und ordnende Thätigkeit erworben hat; und diese Blüthen und Früchte sind unsere Werke, unsere Bildungen und Schöpfungen in der körperlichen sowohl, als in der geistigen Welt um uns her, d. h. im Reiche der Dinge und in dem der Menschheit.

Wenn hiebei das Denkleben gar oft einen verkehrten Weg einschlägt und, sei es in der Wissenschaft, sei es in der Kunst aller Art, und überhaupt im Handeln nach Zwecken, nicht selten sein Ziel verfehlt, so folgt daraus die große und nothwendige Aufgabe das Denkleben überhaupt der Ordnung und Regel zu unterwerfen die in unserer Bestimmung und Einrichtung gegründet ist, und aus der Vernunft, der Leiterin des ganzen Menschenlebens, ihre Weisung schöpft.

Zweites Kapitel.

Verschiedene Erscheinungs-Weisen des Denklebens.

Es ist aus dem Vorhergehenden wohl hinlänglich klar daß im Menschen nicht blos ein nothwendiger Trieb, sondern auch eine nothwendige Einrichtung zum Denkleben vorhanden ist. Allein beide haben mit anderen Einrichtungen und Trieben im Menschen das gemein daß sie der Freiheit des Menschen Preis gegeben sind, und daß sie richtig entwickelt und geleitet sein wollen wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen und gedeihliche Früchte bringen sollen. Die Erscheinungen des Denklebens aber, wie sie uns die Erfahrung vorführt, zeigen uns, auch wenn wir nur die allgemeinen Begriffe von Ordnung und Uebereinstimmung zum Maßstab nehmen ohne noch eine bestimmte Norm des Denklebens aufzustellen, so viel Ungeregeltes und Widersprechendes, daß wir den Einfluß der nicht- oder falsch-gebrauchten Freiheit beim Denkleben kaum verkennen können. Zwar ist bei vielen Menschen eine gewisse natürliche und gleichsam instinctmäßige Leitung zum richtigen Denkleben, welcher sie fast unbewußt folgen, nicht abzuläugnen, und auch diese Erscheinungen werden bei unserer jetzigen Betrachtung ihre Stelle finden: jedoch werden sie von andern abweichenden gerade in dem Maße überwogen, wie es in der Welt mehr unverständige als verständige Menschen giebt. Es ist von höchster Wichtigkeit diese mannichfaltigen Erscheinungen des Denk-

lebens zu verfolgen, da sie uns fast unwillkührlich treiben, zur Förderung des richtigen Lebens überhaupt, auch eine bestimmte Norm für das richtige Denkleben aufzusuchen; wie dieß weiterhin geschehen wird.

Wir haben nun, bei der Auffammlung der verschiedenen Erscheinungen des Denklebens, auf zweierlei verschiedene Momente Rücksicht zu nehmen welche diese Erscheinungen modificiren. Das erste ist die verschiedene Cultur des Denklebens, das zweite der Zusammenhang des Denklebens mit dem Gemüths- und Thatleben, und der Einfluß den die letzteren auf das erstere, nicht ohne Mitwirkung der uns verliehenen Freiheit, ausüben. Wir wollen beide Momente nach einander verfolgen. Was erstlich die Cultur des Denklebens betrifft, so ist es mit derselben wie mit der Erziehung und Bildung des Menschen überhaupt beschaffen. Wie es einen Mangel an Erziehung und Bildung bei vielen Menschen giebt, bei andern wieder eine Verziehung und Verbildung, bei wenigen endlich eine durch richtiges Naturgefühl geleitete Erziehung und Bildung: so ist es auch mit der Gestaltung des Denklebens beschaffen. Die meisten Menschen wachsen auf ohne daß man auf die Entwickelung und Uebung ihrer Denkkraft, so wie auf die Anwendung derselben für das Leben die geringste Sorge getragen hat. So lernen sie weder die Welt noch sich selbst kennen; nur in ihrer nächsten Umgebung sind sie allenfalls zu Hause. Ihre Begriffe beschränken sich auf die Gegenstände mit denen sie es täglich zu thun haben, und sind fast nur mehr Anschauungen als Begriffe zu nennen. Daher auch das Vermögen zu urtheilen und zu schließen nur spärlich in ihnen geweckt wird. So bei allen Denen, die sich mit einförmigen groben mechanischen Arbeiten beschäftigen. Bei Diesen ist das Denkvermögen in einer Art von Schlummer, und an ein eigentliches Denkleben ist kaum zu denken. Sie zeigen dieß auch in ihrer Rede, die der Spiegel des Denklebens ist. Ihre Aeußerungen z. B. beim Erzählen, sind ohne Ordnung und Zusammenhang. Sie können den Faden der Erzählung nicht fest halten, bringen das Hinterste zuvorderst, verfallen und verlieren sich in Abschweifungen die nicht zur Sache gehören, mischen, wie man zu sagen pflegt, das Hundertste ins Tausendste, und bezeugen durch alles dieses die Verworrenheit ihrer Gedanken und die Uncultur ihres Denkver-

mögens. Und so ist auch ihr ganzes übriges Denkleben, so weit von einem solchen die Rede sein kann, mehr ein Aggregat von zufällig erregten Vorstellungen, die nicht weiter verfolgt und in Zusammenhang gebracht werden, sondern wie in einem Strome fort und fort unverbunden vorüberfließen. Ihr ganzes Thun und Lassen wird nicht durch Gedanken, sondern entweder durch Triebe und Neigungen, oder durch äußere Nöthigung und Gewohnheit bestimmt. — Ganz anders ist das Denkleben Derjenigen beschaffen, die eine sogenannte wissenschaftliche Erziehung und Ausbildung genossen haben. Hier kann das Denkleben nach doppelten Seiten hin eine eigenthümliche Richtung nehmen, je nachdem die Bildung des Individuums eine gelehrte, oder eine philosophische ist. Eine gelehrte Bildung nämlich nennen wir diejenige, wo Jemanden die sämmtlichen allgemeinen Wissenschaften und vielleicht auch mehrere von den besonderen durch Lehre und Unterricht beigebracht worden sind, so daß er dieselben angelernt hat, dergestalt daß sein Fassungsvermögen gleichsam ein Repertorium fremder Gedanken geworden ist. Einen Solchen nennt man einen eigentlichen Gelehrten, und nannte ihn ehemals, wenn der Reichthum seiner erworbenen Kenntnisse sehr groß war, einen Polyhistor. Das Verdienst solcher Gelehrter besteht noch heutzutage in einem reichlich gefüllten Gedächtnisse, das aber seine Schätze auf Unkosten der freien Denkkraft aufgespeichert hat. Denn indem auch der Verstand nur zur Aneignung fremder Denk-Weisen gebraucht und benutzt worden, ist ihr ganzes Denkleben in den Kreis von Autoritäten eingeschlossen, in welchem es sich nicht frei bewegen kann, sondern sich eben nur in den Schranken angelernter Gedanken herumdrehen muß. Hiemit geht die ganze Individualität oder Originalität des Denklebens und sein Einfluß auf das praktische Leben verloren, und die also Gebildeten sind mehr den Automaten zu vergleichen die ihre Bewegungen durch das in sie gelegte Räderwerk vollbringen, als wirklich freien Wesen, die sich durch Selbstbestimmung in Thätigkeit setzen. Man nehme z. B. einen Mathematiker, dessen Denkleben in angelernten mathematischen Formen und Formeln absorbirt ist. Die Erfahrung hat gelehrt daß dergleichen eingelernte Denker außerhalb ihres Kreises sich wie Kinder verhalten, die nicht wissen wozu die Welt und das Leben vorhanden ist. Derselbe Fall ist es mit den blos

historischen Juristen, Theologen, Archäologen, Philologen, u. s. w. Ihr Denkleben ist durchaus ein Autoritäts-Leben. Was nun zweitens die sogenannte philosophische Bildung betrifft, so ist sie ihrerseits von ganz entgegengesetzter Art: denn beide, die gelehrte, wie die philosophische Bildung, haben blos die Einseitigkeit gemein. Sind wir berechtiget die so eben betrachtete gelehrte Bildung eine concrete zu nennen, weil alles Anlernen auf gegebenen Materialien beruht, die aus unendlich vielen einzelnen Theilen oder Einzelheiten bestehen, welche wir unter dem Namen des Concreten zusammenfassen: so sind wir gleicher Weise berechtiget die philosophische Bildung mit dem Namen einer abstracten zu bezeichnen, indem alle Philosophie von Abstraction anfängt, und sich fort und fort in Abstractionen bewegt. Wenn ferner das Einsammeln von Kenntnissen etwas natürliches ist, weil wir dazu durch unsere Einrichtung angewiesen sind — nur daß es nicht blos beim Einsammeln und Anlernen sein Bewenden haben muß: — so ist dagegen alles Philosophiren ein künstlicher Proceß, weil er nur durch eine nicht natürliche Trennung alles Gegebenen vom Denken selbst, zu Stande kommen kann. Denn das Abstrahiren ist eben das Absehen vom Gegebenen, ja das völlige Zurückweisen desselben. Daß dieses bei aller Philosophie und philosophischen Bildung der Fall sei, beweiset die Geschichte der Philosophie selbst. Von ihrem Beginn an suchte die Philosophie den Grund der Dinge, weil sie durch ihn zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen hoffte. Aber auch von ihrem Beginn an hat sie den falschen Weg zu ihrem Ziele eingeschlagen, nämlich den Weg der Abstraction. Und sehr recht sagt Goethe: „Wo der erste Schritt ein Irrthum ist, da ist der ganze Weg ein Irrthum.“ Ehe noch die Denker unter den Griechen philosophirten, wohnte im Orient der Geist der Speculation, doch nicht als abstrahirender Verstand, sondern als schaffende Phantasie. Die Symbolik und Mythologie der Orientalen war ihre Philosophie, und ihre Philosophie zugleich ihre Religion. Sie personificirten die erhaltenden und zerstörenden Kräfte der Natur; und wenn die mythisch-symbolischen Ansichten der ältesten Indier und Perser über den unendlichen Grund der Dinge in seinem allmählichen Herabsteigen zum Endlichen vorwaltend idealistisch waren, so waren die der Chaldäer, Aegyptier, Phönizier, kurz,

der Völker Vorderasiens, vorwaltend realistisch, oder wenn man will, materialistisch. Und so war den philosophirenden Griechen schon der Weg des Idealismus und Materialismus geöffnet, den sie auf ihre Weise betraten, und auf welchem, nachdem auch unter den Griechen die mythische und symbolische Periode vorüber war, die ursprünglich an der Religion haftete, in der idealistischen Richtung Pythagoras und die italische Schule, in der materialistischen Thales und die jonische Schule die Vorgänger waren. Auf diese Weise sehen wir die Idealphilosophie und Naturphilosophie unserer Tage schon in den ersten Formen der griechischen Philosophie, wie in Keimen, vorgebildet. Beide Formen jener ursprünglichen griechischen Philosophie stimmen darinne überein, daß sie das Unbedingte oder den Grund der Dinge suchen — zu welchem allerdings ein eingeborner Trieb den Menschen zieht, der aber nur in der Religion seine Befriedigung findet; — aber beide unterscheiden sich, wie gesagt, dadurch daß sie ihr Ziel auf entgegengesetzten Wegen verfolgen, jedoch durch ein und dasselbe Mittel: die Abstraction, oder was gleichbedeutend ist, die Reflexion. Wir wollen hiemit dem Geschäfte des Reflectirens, das sich in dem Elemente der Abstraction bewegt, nicht zu nahe treten, indem es in Verbindung mit den übrigen Verstandesthätigkeiten wesentlich zu unserm Denken gehört: nur als abgesonderte Thätigkeit für sich, oder vielmehr als eine Thätigkeit, welche alles Gegenständliche von sich absondert und zurückweiset um ein eigenes Gedankenreich, das Reich der Philosophie, zu gründen, können wir es nicht billigen, sondern müssen es als einen vergeblichen Versuch des menschlichen Verstandes sich von seiner Gebundenheit an objective und subjective Bedingungen seines Wirkens zu befreien, streng mißbilligen und verwerfen. Wir sind hiebei genöthiget unsere frühere Aeusserung zurückzurufen daß diese Art zu denken ein künstliches Denken sei, welches keineswegs unserer Einrichtung und Bestimmung angemessen ist; wie sich auch aus seinem Erfolge ergiebt. Denn was hat der auf diese Weise gewonnene Idealismus sowohl als Materialismus für Frucht getragen? Der letztere, oder wenn man lieber will, die Naturphilosophie, als der erste und älteste Weg den Grund der Dinge zu erforschen, begann mit Thales und seiner Schule als Elementarphilosophie, d. h. als eine Abstraction von allem Concreten in der

Natur, und als ein Zurückgehen auf eines oder das andere ihrer Elemente, um dasselbe zum Grunde der Dinge zu stempeln. So setzte Thales zuerst den Ursprung der Dinge in das Wasser, Anaximenes in die Luft, Heraclit in das Feuer, und Anaximander in das Chaos. Von hier aus bis zur Atomenlehre und zum eigentlichen Materialismus war nur ein kleiner Schritt: denn man durfte nur wieder von den Elementen abstrahiren, wie Leucipp, der Gründer des Atomismus that, und es blieb blos ein untheilbares Etwas in unzählbarer Vielheit übrig, oder eine Unendlichkeit von Atomen, als der Grund aller zusammengesetzten Wesen oder Dinge. Auf diese Abstraction baute Democrit und nach ihm Epicur das System des Materialismus auf; woraus man sieht daß der Begriff der Materie nichts weniger als ein concreter, vielmehr ein höchst abstracter Begriff ist, was er auch in den Umwandelungen des Materialismus späterer Zeiten geblieben ist und bleiben mußte. Denn Baco erweckte mit dem Empirismus die atomistische Philosophie von neuem, deren ausgezeichnetster Verbreiter Gassendi war, welcher die Grundsätze Epicurs als Fundament seines philosophischen Systems benutzte. So bildete auch Hobbes die Grundsätze Baco's zum entschiedensten Materialismus aus, der von den französischen Philosophen: La Mettrie, Helvetius, la Grange, Diderot, d' Alambert, und überhaupt von den französischen Encyclopädisten, gleichsam mit offenen Armen aufgenommen wurde, und, gleich dem alten Materialismus, auf Atheismus auslief, dessen Grundstütze die Materialität der Seele war. Wie wenig bedachten diese Feinde aller Abstraction, daß sie es nicht mit palpabeln und überhaupt durch die Sinne erkennbaren Gegenständen, sondern eben nur mit leeren Abstractionen zu thun hatten, indem, wie gesagt, der Grundbegriff der Materie nur aus einer solchen entspringt, und die Materie selbst durch keinen einzigen Sinn nachgewiesen werden kann, wie der Verf. dieses in einer besonderen Schrift gezeigt hat*). Bedenkt man nun daß alle die genannten Männer mit allen ihren Schülern ihr Denkleben nach solcher Ansicht eingerichtet hatten, so sieht man wohl

*) Ueber die Hypothese der Materie u. s. w. Leipzig, 1828.

daß dasselbe kein natürliches, sondern ein künstliches, ja ein erkünsteltes war. Nicht minder ist dieß aber auch der Fall mit Denen, die, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, den entgegengesetzten Weg des Philosophirens einschlugen. Auch die Erfinder, Verbreiter und Vollender des Idealismus leitete die Abstraction. Pythagoras war, so viel wir wissen, der erste, der vom Sein abstrahirte, und das Denken als das Wesentliche festhielt. Xenophanes und Parmenides bauten auf diesem Grunde fort, und der letztere sprach den Satz aus: „Alles Sein ist mit Vernunft erfüllt, und das wahre Erkennen des Seins (Wissen), und das Denken und Aussprechen dieses Erkennens ist eben Eines." Parmenides stand in der That schon an der Grenze des neuesten Idealismus, dem Sein und Wissen Eines ist. Wohl vernichteten die Sophisten, ebenfalls durch das Mittel der Abstraction, den Idealismus eben so wie den Materialismus; der erstere stand aber, gleichsam verklärt, in Plato, der letztere, zum Realismus veredelt, in Aristoteles wieder auf, doch nur dadurch, daß Jener von der Körperwelt, dieser von der Ideenwelt abstrahirte. Die späteren Schulen trugen, mehr oder weniger, eines oder das andere dieser entgegengesetzten Elemente in sich, wie denn z. B. im Stoicismus das idealistische, im Epicuräismus das materialistische Princip hervortritt. Und wenn sich bei den Dialectikern und Skeptikern aller Dogmatismus verlor, so geschah es, weil sie auf dem Wege der Abstraction zur Abwerfung jedes Dogma's gelangten, und die Nichtigkeit alles objectiven und subjectiven Philosophirens zu ihrem Zielpunkte machten. Ihre Verfahrungs-Weise war darum, weil sie die Widersprüche der Dogmatiker aufdeckten, nicht weniger erkünstelt als die ihrer Gegner. Denn wenn diese die Wahrheit noch nicht errungen hatten, so ist es doch dem Menschen natürlich nach Wahrheit zu streben; die Möglichkeit der Erkenntniß der Wahrheit aber abläugnen ist nicht natürlich, und eine solche Behauptung (abgerechnet daß das Läugnen auch ein Behaupten, und als solches ebenfalls dogmatisch ist) kann sich nur durch künstliches Blendwerk stützen. Wir erblicken also hier sogar ein von Falschheit getragenes künstliches Denkleben: denn die Dialectiker und Skeptiker lebten und webten in ihrer Ansicht. Als nun späterhin die Philosophie ihren Sitz in Alexandrien nahm, wurde sie durch Beimischung orientalischer Elemente

um nichts gebessert, ja das Denkleben der sogenannten Neuplatoniker ging in Schwärmerei und Mysticismus über. Auch im Mittelalter wurde die Sache nicht besser: denn hat sich die Philosophie jemals deutlich als ein Abstractionsgewebe gezeigt, so geschah es unter den Scholastikern, sie mochten nun, dem Plato oder dem Aristoteles huldigend, ihr künstliches Denkleben unter dem Namen der Realisten oder Nominalisten führen. Und haben etwa, als die neuere Zeit begann, Cartesius, Leibnitz, und andere berühmte Namen, die Philosophie von den Fesseln der Abstraction befreit? Das Cartesische cogito ergo sum, und die Leibnitzischen Monaden beweisen das Gegentheil. Ja, gewann denn der große Kant das Gebiet seiner Kritik auf einem andern Wege als auf dem der Abstraction? Und Fichte, als er sich über seinen Meister emporschwang, was hat er anders gethan in seiner Wissenschaftslehre, als die Abstraction auf ihren Gipfel erhoben? Als endlich Schelling die Einseitigkeit des Fichte'schen Idealismus durch seine Identitätslehre verdrängte, und die Natur in den sichtbaren Geist, den Geist in die unsichtbare Natur umwandelte, und in beiden durch seine speculative Anschauung Eines und Dasselbe erkannte, konnte er zu dieser Anschauung selbst nicht anders als durch Abstraction gelangen, durch Abstraction nämlich vom natürlichen Standpunkte, auf welchem Welt und Geist oder Schöpfung und Schöpfer durch eine unübersteigliche Kluft geschieden ist. Doch Hegel verstand die Kunst selbst diese letzte und höchste Anschauung durch Abstraction zu sublimiren und in den Begriff einzusetzen, so daß nach ihm der Begriff Alles in Allem ist, und nun nichts übrig bleibt als zuletzt den Begriff selbst in Nichts aufzulösen; ein Geschäft, welches, genau betrachtet, bereits die älteste, d. h. die Indische Philosophie vollbracht hat, so daß, wenn es jetzt wieder vorgenommen würde — wie leicht geschehen kann — die Philosophie ihren Kreislauf aus Nichts zu Nichts beschlossen hätte.

Und so haben wir denn hoffentlich nachgewiesen daß das philosophische Denkleben, vermöge des Elements der Abstraction, in dem es sich bewegt, ein künstliches oder erkünsteltes ist, wiewohl die Philosophen aus der neuesten Schule in dem Gange der Pilosophie, oder vielmehr in der zeitlichen Aufeinanderfolge der Philosopheme, eine Art von organischer Entfaltung des allgemeinen Denklebens nach

einem höchsten Ziele hin zu erkennen vermeinen. Allein sie bedenken erstlich nicht daß alle organische Entfaltung eine nothwendige ist, daß aber das Princip aller Geschichte, und folglich auch der philosophischen, die menschliche Freiheit ist, und folglich an eine organische Progression hier nicht gedacht werden darf. Ferner bedenken sie nicht daß das Princip aller Organisation die Einheit ist, daß aber nirgends weniger Einheit gefunden werden kann als in den philosophischen Systemen, die so verschieden sind als die Individualitäten ihrer Erfinder. Endlich bedenken sie nicht, daß, wenn wir auch eine solche Einheit in dem philosophischen Bestreben anerkennen wollten, nämlich das Forschen nach dem Grunde der Dinge, dieses Ziel, welches der lebendige Gott ist, überhaupt nicht durch Denken, am wenigsten aber durch abstractes Denken, erreicht werden kann, sondern daß nur ein reines Herz und ein reiner Wille zur Gottes=Nähe und Gemeinschaft gelangt. Auch wäre es in der That ein Unglück zu nennen, wenn es nur denen, die ein abstractes Denkleben führen, vergönnt wäre Gott zu finden, da sich bei weitem der größte Theil der Menschen zu einem solchen Denkleben nicht aufschwingen kann.

Dem künstlichen Denkleben steht das natürliche gegenüber, dessen Erscheinungen eben so erfreulich sind, als sie nicht eben häufig angetroffen werden. Wir verstehen aber unter dem natürlichen Denkleben dasjenige, welches der Einrichtung und den Bedürfnissen des Menschen, als Erdbürgers, entspricht, und über die Schranken beider nicht hinausgehen will. Wir werden deshalb kein Bedenken tragen dieses Denkleben auch das richtige zu nennen, — was es auch in seinem Kreise ist — wenn es vollständig wäre, d. h. zugleich das geistige mit umfaßte. Die Natur aber läßt den Geist unberührt, und kann ohne ihn ihr Geschäft vollkommen betreiben. Man glaube auch nicht daß dem natürlichen Denkleben, obschon es ein Denkleben ist, Unrecht geschehe wenn man es vom geistigen sondert. Denn nicht das Denken macht die Geistigkeit aus, sondern die Sphäre, in welcher und für welche gedacht wird; und diese Sphäre ist die der Freiheit, an welche das Naturleben nicht gelangt. Wohl kann das natürliche Denkleben bis an die Grenze der Geistigkeit gelangen, aber nicht bis über diese hinaus oder hinauf. Es geschieht dies in allen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen; und die Poesie,

als die Seele aller Kunst betrachtet, so wie die Denklehre, als die Seele aller Wissenschaft, haben ihren Wohnsitz und treiben ihr Geschäft unmittelbar an dieser Grenze. Daher auch die Täuschung unserer neuesten Enthusiasten für Kunst und Wissenschaft, daß beide für das strebende Menschenleben die höchsten Gegenstände seien. Sie sind es, aber nur für den, der nichts Höheres kennt, für den, dem das Reich der Freiheit noch nicht aufgeschlossen ist. Denn das Reich der Freiheit oder des Geistes ist nicht von dieser Welt, d. h. es gehört der Naturwelt nicht an, deren Gesetz der Selbstbestand ist, sondern es ist das Reich der reinen Gesinnung und der reinen That, d. h. das Reich der Liebe. Der größte Dichter oder Denker kann diesem Reiche fremd sein; und wenn er es nicht ist, so ist er weder durch Kunst noch Wissenschaft in dasselbe eingegangen; denn nur die Pforte der Religion öffnet diesen Eingang. Das natürliche Denkleben also ist allerdings der Einrichtung des Menschen zum Leben auf der Erde, aber noch nicht seiner höheren Bestimmung angemessen. Kein Volk hat sich im Kreise des natürlichen Denklebens schöner bewegt und richtiger des (irdischen) Lebens Mitte gehalten als die Griechen. Weshalb sie auch von Allen, die in ihrem Sinne leben, als das Muster für alle Völker aufgestellt werden. Das Gesetz für diesen Lebenskreis ist das Maß. Schon die ältesten Weisen der Griechen haben es lehrend ausgesprochen, und ihre Künstler es in vollendeten Werken zur Anschauung gebracht. Und keiner unserer neueren Dichter und Denker hat mehr im Sinne des griechischen Lebens gedichtet, gedacht und gelebt, als Goethe, an welchem wir, so zu sagen, ein Muster des natürlichen Denk-Lebens besitzen. Als Poet, als Naturforscher, als Welt-Weiser — denn auch diesen Namen, oder vielmehr diese Eigenschaft, darf man ihm nicht absprechen — folgt er überall dem Gesetze des Maßes, und sein ganzes Denkleben wird von diesem Gesetze getragen und gehalten. Es ist der Mittelpunkt seiner Kunstproductionen, seiner Weltbetrachtung, und seiner Reflexionen. Kurz, in keinem Neueren — etwa den genialen Winkelmann abgerechnet — hat sich der Sinn für das griechische Denkleben so aufgeschlossen, oder, wenn man will, so wiedergeboren, als in Goethe. Daher alle seine Vorzüge wie seine Mängel. Daher seine Liebe und Verehrung der Natur, seine Anhänglichkeit an die Natur, —

was in der That seine eigentliche Religion war, — daher die Fülle und Form seiner Naturanschauung, und seine der Gesetzlichkeit der Natur nachgebildete Denk=Weise, die sich scheute die Grenzen alles Natürlichen zu überspringen, und daher einen so großen Vorzug vor allen Hyperbeln einer sich selbst überfliegenden Philosophie besaß, mit denen er sich auch nie versöhnen, und an denen er noch weniger Antheil nehmen konnte. Daher aber auch jener Mangel an eigentlich religiösem Geiste, an der vertrauensvollen Hingabe des Herzens an Gott; daher jene Scheu vor Gott zu treten und im Gebet zu ihm zu reden; daher überhaupt jener Widerwille vor demüthiger Selbst=Erniedrigung gegen das Höchste, dagegen aber jene Anhänglichkeit an den Selbstbestand und jenes Streben diesen Selbstbestand immer kräftiger, immer umfassender und ausgebreiteter zu machen, so weit es möglich war ohne das Maß zu verletzen; daher endlich sein Haß — so kann man sich wohl ausdrücken — gegen die erhabene und trostreiche Lehre von der Erlösung: denn das Kreuz war ihm auf das äußerste zuwider. Kurz, Goethe war „nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Um es nochmals zu wiederholen: Welt=Leben, Welt=Thätigkeit, und Welt=Weisheit waren die Elemente in denen er sich bewegte. Wenn man sich daher das natürliche Denkleben — im guten Sinne — auf der höchsten Stufe und in seinem größten Umfange anschaulich machen will, so darf man sich nur Goethe's ganzes Empfinden und Fühlen, Schaffen und Wirken ein langes Menschenalter hindurch vor Augen stellen: dieses Geöffnetsein aller Sinne für die mannichfaltige Einwirkung der Natur=Erscheinungen, dieses Einsaugen, so zu sagen, aller Natur=Formen und Kräfte, diesen Trieb und diesen Sinn alles äußere Mannichfaltige in seinem Geiste zu verbinden und zur Einheit zu bringen, und wiederum diese Einheit seiner Anschauungen und Begriffe in geistigen Bildungen zu gestalten und bald als wissenschaftliche, bald als Kunst=Werke zu Tage zu fördern; ferner diese innige Freude am tausendfältigen Leben, Wirken und Schaffen der Natur, diese trauliche Beziehung seines eigenen Lebens, seiner Gefühle, Gedanken, Bestrebungen auf das gesammte Weltleben, und, um kurz zu sein, diese klarbewußte Verschmelzung seines eigenen Lebens mit dem Leben der Welt im weitesten Sinne, folglich auch mit der Menschenwelt. Und alles dieß mit

einer gewissenhaften Scheu vor Täuschung und Verblendung, vor Irrthum und Vorurtheil, mit keuschem Beobachtersinne und rein erhaltener Urtheilskraft, so daß man füglich sagen kann: so weit sich die Wahrheit im Kreise der Natur offenbaren kann, ist vielleicht Niemand für diese Wahrheit empfänglicher, und für ihre unbefangene Auffassung und Benutzung thätiger gewesen als Goethe. Auf diese Weise erscheint er uns als der echte Repräsentant des natürlichen Denklebens im reinsten und edelsten Sinne, und als ein Muster des richtigen Denklebens in diesem Kreise, der aber freilich selbst ein beschränkter ist.

Genau betrachtet ist keine der bisher dargestellten Erscheinungs-Weisen des Denklebens von allem Einfluß des gemüthlichen, oder auch wohl blos des sinnlichen Interesse frei. Das Denkleben der Ungebildeten, welches man füglich ein rohes nennen könnte, hangt, wie auch bereits angedeutet worden, gar sehr von den sinnlichen Trieben und Begierden solcher Menschen ab, und trägt gleichsam die Farbe derselben. Das Denkleben der Gebildeten dagegen, welches wir das künstliche genannt haben, wird durch die Neigungen ihres Gemüths, auch wohl durch Leidenschaften, gelenkt und geleitet. Wie denn bei Gelehrten, bei Künstlern, und selbst bei Philosophen, außer der natürlichen Neigung zu den Gegenständen ihrer Beschäftigung, bald Stolz oder Eitelkeit, auch wohl Neid, bald Ehrgeiz und Ruhmsucht die Erscheinungs-Weise ihres Denklebens bedingen. Nur die wohlgeordneten Seelen, die sich des natürlichen Denklebens befleißigen, scheinen eine Ausnahme hievon zu machen, indem sie ihre Neigungen und Leidenschaften im Zaume halten und ihnen keinen merkbaren Einfluß auf die Richtung und Gestaltung ihres Denklebens gestatten, als welches unter einer höhern Regel, nämlich der des Maßes, steht. Sie übertreffen sogar hierinne selbst Diejenigen, die wir hinsichtlich der Erscheinung ihres Denklebens noch nicht in nähere Betrachtung gezogen haben, weil erst bei jetziger Gelegenheit von ihnen die Rede sein kann, nämlich Diejenigen, oder einen großen Theil von ihnen, die sich das geistige Leben zum Ziel gesetzt haben. Allerdings gilt dieß nicht von den Wenigen, die wirklich in der geistigen Lebensmitte stehen und die so glücklich sind durch die höhere Kraft ihres Gemüths fremde Einflüsse abweisen zu können. Von diesen

kann überhaupt jetzt noch nicht die Rede sein. Aber es giebt eine Menge Seelen von geistigem Aufschwung, denen es um Frömmigkeit zu thun ist, welche gleichwohl in ihrem Streben, wie in Bezug auf ihr übriges, so auch auf ihr Denkleben, durch störende Einflüsse von der rechten Bahn abgeleitet werden. Einige nämlich stehen unter dem Einflusse ihres verlangenden und sehnsüchtigen Gemüths, und einer lebhaften, ja brennenden Phantasie. Diese sind Selbstlinge ohne es zu wissen. Sie ziehen ihre Gedanken von der Welt ab, die sie verschmähen, um sich einen Himmel zu bauen, und in demselben in überschwenglichen Gefühlen zu schwelgen. Ihre Liebe zum Höchsten ist ein Begehren, eine Passion, und ihre Frömmigkeit selbst das Mittel diese Passion zu befriedigen. Ihr Denkleben ist eine fortgesetzte Schwärmerei, die in ihrer Ueberspannung nicht selten bis zu Visionen führt, wie sie in dem klösterlichen Leben der sogenannten Heiligen häufig zu Tage gefördert werden; wovon die Lebensbeschreibungen solcher Heiligen die klarsten Zeugnisse ablegen. Es giebt aber auch Gemüther denen dasselbe Streben nach geistiger Vollendung, nur auf eine andere Weise, einwohnt, doch so, daß das Denkleben solcher ebenfalls eine schiefe Richtung nimmt. Sie fühlen, so zu sagen, die Heiligkeit des göttlichen Wesens, aber ihre Scheu vor demselben artet in knechtische Furcht aus, und beschränkt ihr Denkleben dergestalt, daß sie es nicht wagen sich gegen die Schreckbilder eines blinden Glaubens aufzulehnen. Und so treiben sie sich in ängstlichen Vorstellungen über ihre Sündhaftigkeit umher, und wähnen nur durch eben so blinde Unterwürfigkeit und durch leidendliches Erwarten der göttlichen Gnade, die Heiligung, nach der sie sich sehnen, erwerben zu können.

Jedoch es giebt noch eine Gewalt über das Denkleben, und eine Erscheinung, oder vielmehr eine Reihe von Erscheinungen des letzteren in Folge jener Gewalt, die keine geringere als die des Temperaments ist. Wir wissen daß das Temperament, wiewohl nur organisch begründet, *) dennoch dem ganzen Seelenleben für seine irdische

---

*) Man schreibt heutzutage hauptsächlich dem Blute und seiner Beschaffenheit die Entstehung und den Einfluß des Temperaments auf das Seelenleben zu, und unterscheidet somit ein kaltblütiges (phlegmatisches), ein warmblütiges (cho-

Dauer die Stimmung giebt, und daß nur lange und schwere Krankheiten, oder der Einfluß des hohen Alters, allenfalls auch bleibende Umgestaltungen der äußeren Lebensverhältnisse, z. B. Armuth nach Wohlstand, oder Geschäftlosigkeit nach einem vielbeschäftigten Leben, das Temperament und seinen Einfluß wo nicht eigentlich umzuändern, doch zurückzudrängen vermögen. Diese Störungen des Temperaments abgerechnet, lehrt uns die Beobachtung, daß, wo anders ein bestimmtes Temperament hervortretend oder vorwaltend ist, auch sein Einfluß auf das Gemüths- That- und Denk-Leben sich unverkennbar zeigt. So ist, was das Gemüthsleben betrifft, der Phlegmatiker gleichmüthig und Ruhe-liebend, der Sanguiniker affectvoll und veränderlich, der Choleriker leidenschaftlich und heftig, der Melancholiker düster und in sich gekehrt. Das Thatleben aber anlangend: der Phlegmatiker schwer beweglich, der Sanguiniker zwar leicht beweglich aber ohne Ausdauer, der Choleriker nach außen hin beharrlich-thätig, der Melancholiker still und in sich selbst beschäftigt. Doch wir haben es hier nur mit dem Denkleben zu thun, wiefern dasselbe durch das Temperament modificirt wird und eine eigene Erscheinungs-Weise darbietet. Bei dem Phlegmatiker geht das Denkgeschäft langsam und bedächtig vor sich; er übereilt sich nicht, prüft Alles mit ruhigem Verstande, und wird von seiner nicht lebhaften Einbildungskraft auch nicht zu Täuschungen und Irrthümern fortgerissen. Desto mehr der Sanguiniker, der zwar schnell und leicht, aber auch nur oberflächlich auffaßt, und gern vorschnell urtheilt, wobei er Täuschungen und Irrthümern kaum entgehen kann. Der

---

lerisches), ein leichtblütiges (sanguinisches) und ein schwerblütiges (melancholisches) Temperament. Nicht ganz mit Unrecht: denn es ist nicht zu läugnen daß die Beschaffenheit des Bluts sehr auf die Lebensstimmung einwirkt. Allein diese Beschaffenheit selbst hängt wieder von den Hauptsystemen des menschlichen Organismus ab, nämlich von dem Lymph- Arterien- Venen- und Nerven-System. Und so begründet eigentlich und ursprünglich ein träges Lymphsystem das phlegmatische, ein lebhaftes Arteriensystem mit seinem Centrum, dem Herzen, das sanguinische, ein langsames Venensystem mit seinem Centrum, der Leber, das melancholische, und ein energisches Nervensystem mit seinem Centrum, dem Gehirn, das cholerische Temperament. S. des Verf. Anthropologie, am hieher gehörigen Orte.

Choleriker dagegen, wie er nach allen Seiten aufmerksam ist, und schnell und scharf auffaßt, so urtheilt er auch schnell, aber scharf und bestimmt, und durchschaut mit Adlerblicke die Beschaffenheiten und Verhältnisse der Gegenstände die in den Bereich seines meist nach außen hin gerichteten Denkens fallen. Der Melancholiker endlich liebt es sich in die Tiefe seines eigenen Innern zu versenken und überhaupt nach dem Innern und nach den Gründen der Dinge zu forschen. Daher auch Speculation und speculative Wissenschaften sein Denkleben gleichsam absorbiren, wenn im Gegentheil das Denkleben des Cholerikers, nach außen gerichtet wie es ist, sich überall an das Praktische anschließt, und daher ausschlüßlich den praktischen Wissenschaften huldigt. Von dem Denkleben des Sanguinikers ist nicht so Löbliches zu berichten: denn seine Einbildungskraft, die ihn überhaupt beherrscht und fortreißt, läßt ihn kaum zu einem ernsten und gründlichen Forschen gelangen, da hingegen der Phlegmatiker, von dieser Fessel frei, zwar im beschränkten Kreise, aber mit Sicherheit und ruhiger Consequenz die Gegenstände seines Denkens verfolgt. Als Philosoph ist er Skeptiker, wie der Sanguiniker Materialist, der Choleriker Realist, und der Melancholiker Idealist. (S. die Anthropologie des Verf.).

Drittes Kapitel.

Princip und Basis des richtigen Denklebens.

Es ergiebt sich aus dem Inhalte des eben vorgetragenen zweiten Kapitels daß in allen hier dargestellten Erscheinungen des Denklebens keine ist, die wir mit dem Namen des richtigen Denklebens bezeichnen könnten. Denn das gemeine oder rohe Vorstellungsleben ist eigentlich gar nicht Denkleben zu nennen, da ihm der eigentliche Charakter des Denkens, die Ordnung, und überhaupt die Einheit abgeht. Das künstliche Denkleben ist zwar im Besitz dieser Einheit des Gedankens — wiefern es nicht blos ein angelerntes ist ohne freie Selbstthätigkeit —; aber ihm mangelt, oder vielmehr es weiset von sich zurück, alles Gegebene und ursprünglich Gegenständliche, und seine Thätigkeit erzeugt somit nur eine leere, hohle Form, welche, als ein Kind der Abstraction, mit dem Leben keine Gemeinschaft hat. Vom natürlichen Denkleben ist erinnerlich daß es nur ein einseitiges ist, und daher auf den allgemeinen Namen des richtigen nicht Anspruch machen kann. Eben so kann endlich der gemüthliche und praktische Einfluß von Interessen, die nicht die höchsten der Vernunft sind, so wie der Einfluß der Temperamente auf das Denkleben, diesem nicht dazu förderlich sein daß man es ein richtiges nenne. Und so werden wir denn fast unwillkührlich getrieben die Bedingungen des richtigen Denklebens aufzusuchen.

Das Denkleben ist, wie wir wissen, nur in so fern frei, als es in der Willkühr des Menschen steht sich die Gegenstände seines Denkens selbst zu wählen, und überhaupt sein Denkvermögen oder seinen Verstand zu gebrauchen oder nicht zu gebrauchen. Nur in diesem Sinne, also als freier Gebrauch der Denkkraft, kann dem Menschen ein freies Denken zugeschrieben werden, und zwar unbedingt, wiefern ihm überhaupt die Freiheit zugestanden werden muß. Denn wir sind Herren aller unserer Werkzeuge; und der subtilste Verstand ist doch nur ein Werkzeug. Allein ein anderes ist freier Gebrauch der Denkkraft, ein anderes freie Denkkraft. Die letztere muß, wie das erste Kapitel dieses Abschnitts ausweiset, dem menschlichen Denkleben durchaus abgeläugnet werden. Wir mögen den menschlichen Verstand als Erkenntnißvermögen, (richtiger als die innere Bedingung alles Erkennens), oder auch als Vermögen der Zwecke auffassen: in beiden Fällen ist er, erwiesener Maßen, gesetzlich gebunden. In Beziehung auf das Erkennen ist der Verstand an das Gegebene, Gegenständliche gebunden, und zwar nicht blos im Sinne Kant's, an den formlosen Stoff, sondern auch an die dem Stoffe einwohnende Form: denn es läßt sich eben der Stoff von der Form nicht trennen. Unser Denken, so weit es sich mit Erkenntniß beschäftiget, ist eben nichts anderes als ein in uns Ein-Bilden des außer uns schon Gebildeten, oder bestimmter ein Nach-Bilden des schon Vor-Gebildeten, kurz, ein Aufnehmen der Gegenstände in die Vorstellung, gerade so, wie auch der Spiegel die Gegenstände in sich aufnimmt, nicht sie entweder in sich erzeugt, oder als formlose Stoffe in sich erst zur Form bringt. Wir sind in dieser Hinsicht nichts mehr, nichts anderes und nichts besseres als Spiegel, nur lebendige, nur selbst-erkennende Spiegel. Die Gegenstände selbst regen uns auf, ja nöthigen uns sie so zu denken, d. h. sie uns so vorzustellen, wie sie ihrer Natur nach sind, nicht wie wir wollen, oder fordern, oder uns einbilden daß sie sein sollen, nach einer etwa uns innerlich gegebenen oder von uns selbst erzeugten Norm. Was die Gegenstände, gleichviel ob von außen oder von innen gegeben, sind und wirken, das sind und wirken sie in demselben Geiste, in dem auch wir leben weben und sind. Und diesen Geist zu erkennen, ward uns nicht blos gestattet, sondern zur Aufgabe gemacht, weil auch wir diesen Geist, in welchem und

durch welchen Alles ist, in uns tragen. Unser Verstand ist nur das Vermittelnde zwischen dem Geiste außer uns, und dem Geiste in uns. Unsere Denkkraft kann weder etwas zu dem Sein der Dinge hinzu, noch etwas davon hinweg thun, außer das letztere in der Abstraction, durch die uns aber die Realität der Gegenstände verloren geht. Kurz, unsere Denkkraft muß eben alles Gegenständliche nehmen wie sie es findet. Und so ist sie gleichsam nur ein höher gesteigerter Sinn. Wie das Auge eben auffassen muß, was und wie es ihm zur Wahrnehmung geboten wird, so muß auch unser Verstand denken, was und wie es ihm zu denken geboten wird. Ein Verstand, der sich gegen diese Nöthigung sträubt, der sich mit Willkühr seiner eigenen Thätigkeit überläßt, trennt sich von dem Zusammenhange der Aussen- und Innen-Welt des Geistes, trennt sich vom Zusammenhange des Lebens und Geistes selbst, er wird in das Gebiet der Träume, der Schatten, entrückt, er treibt ein wesenloses Spiel mit sich selbst. Die Wahrheit außer uns (die Wirklichkeit) wird zur Wahrheit in uns nur dadurch daß wir sie getreu auffassen, sie in uns denken, wie sie außer uns gedacht ist. Denken wir anders, so denken wir falsch, so logisch richtig auch unser Denken sein mag. Alles unser Denken demnach, wiefern es sich auf Gegenstände bezieht, muß auch ein gegenständliches, d. h. ein den Gegenständen angemessenes, ihnen in ihren Verhältnissen und Beziehungen gleichendes Denken sein. Dadurch entsteht das, was wir Evidenz nennen: das völlig sich Gleiche, sich völlig Deckende, Innere und Aeussere, (Wahrheit als Uebereinstimmung des Subjects und Objects). Sollte diese Ansicht des Denkgeschäfts zum Behuf der Erkenntniß noch zu dunkel ausgedrückt sein, so bleibt uns, um verstanden zu werden nichts anderes übrig, als uns eben auf den alltäglichen Vorgang des Verstehens zu beziehen, wenn wir ein Buch lesen, oder einen Vortrag hören. Wenn nicht im Buche, oder im Vortrage, ein uns verwandter Geist zu uns spräche, wie wollten wir denn in dem was wir lesen oder hören, einen Sinn finden? Sind wir selbst es in diesem Falle, die wir den Inhalt des Buchs oder Vortrags ursprünglich erzeugen? Und wenn wir denn eingestehen müssen daß der Sinn des Gelesenen oder Gehörten ursprünglich im Buche oder Vortrage selbst liegt, so werden wir auch leicht zugeben daß dieser Sinn oder Inhalt

für uns verloren gehen würde, wenn wir etwa, zerstreut, nicht aufmerksam, nicht jedes geschriebene oder gehörte Wort auffaßten wie es der fremde Geist verlangt, oder auch, wenn wir uns bei dem Gelesenen oder Gehörten etwas ganz anderes dächten und in das Buch oder den Vortrag hineinlegten, als der Inhalt von beiden wirklich in sich trägt*). — So ist der Verstand als Erkenntnißvermögen gesetzlich gebunden, und genöthiget seine früher (im ersten Kap. dieses Abschnitts) betrachteten inneren Denkgesetze, nicht wie er will und mag, sondern wie es die Gegenstände und ihre Verhältnisse verlangen, anzuwenden. Aber auch als Vermögen der Zwecke ist dem Verstande eine gleiche Nöthigung aufgedrungen. Denn wenn gleich der Mensch seine Zwecke, wie die Gegenstände seines Forschens, frei wählen kann, da diese Wahl von seinem Willen geleitet wird, so ist doch jeder Zweck selbst etwas Gedachtes, welches ohne Widersinnigkeit und folglich auch Unausführbarkeit, weder den inneren noch den äußeren Bedingungen des Denkens widersprechen kann. Wenn Jemand unter solchen Widersprüchen sich einen Zweck denken wollte, z. B. die Erfindung der Quadratur des Zirkels, oder die Ausmessung des Unermeßlichen, oder eine Fußreise in den Mond, so würde sich sogleich ergeben daß sein Verstand aus seinen Angeln gehoben ist. Und hiemit haben wir schon ein Stück des Weges zurückgelegt, der zu unserm jetzigen Ziele führt, und dürfen uns späterhin nur auf das hier Vorgetragene berufen. Es sind nämlich die Bedingungen des richtigen Denklebens aufzustellen. Wir haben diese mit den Namen Princip und Basis bezeichnet. Hierüber ist zunächst Erörterung zu geben oder Rechenschaft abzulegen. Schon die Naturforscher sind mit den Begriffen Princip und Basis vertraut, und können sie bei der Auffassung ihrer Gegenstände und bei der Beurtheilung der Verhältnisse derselben nicht entbehren. So haben z. B. die Chemiker schon längst bei der Untersuchung scheinbar einfacher Stoffe, wie etwa der Alcalien, Princip und Basis unterschieden, wo sie unter dem ersten das dominirende oder bestimmende, unter der letzteren die Grundlagen, oder das woran das Princip haftet, und woran es sich bildend oder um-

*) S. des Verf. Pisteodicee. (Lpz. 1829). S. 35 — 38 der Einleitung.

wandelnd erzeigt, verstanden haben. Und so giebt es denn in vielen solcher Stoffe, woran man sonst nicht dachte, metallische Basen, die unter der dominirenden Einwirkung von Elementar=Principien stehen, durch welche die Metallität zunächst unerkennbar gemacht und gleichsam verlarvt wird. So ist in der Physik z. B. die Lehre vom Hebel auf die Begriffe von Princip und Basis begründet, so daß unter das erstere die bewegende Kraft, unter die letztere der Träger oder Stützpunkt dieser Kraft, als Hypomochlion, aufgefaßt wird. So wird in der organischen Physik oder Physiologie, sowohl der Pflanzen als der Thiere, das zeugende Princip, als das die Gestalt und ihr Leben Bestimmende, und den Typus und die Norm sowohl der Gestalt als des Lebens in sich Tragende, und die Basis oder der Bildungsstoff, als das Gebährende und gestaltend=Gestaltete unterschieden. Es ergiebt sich hieraus die Nothwendigkeit zu aller Naturthätigkeit in Stoffbildung, wie in Bewegung und Lebens=Erzeugung ein Bestimmendes und Bestimmtes, ein Herrschendes und Dienendes, ein Zeugendes und Gebährendes, kurz einen Gegensatz von Princip und Basis, als einander gegenseitig postulirend, nicht blos anzunehmen, sondern auch anzuerkennen. Noch weit deutlicher aber tritt diese Nöthigung hervor bei dem Denkleben und für dasselbe, überhaupt und in allen einzelnen Fällen. Hier ist es nun zunächst erforderlich uns das Denkleben in seiner ganzen Lebendigkeit und in seinem vollen Umfange zu vergegenwärtigen. Wenn wir unser Leben mit allen seinen Berührungen, von unserm natürlichen Standpunkte aus, mit einem Kreise vergleichen, in welchem wir der Mittelpunkt sind, so müssen wir sagen daß dieser ganze Kreis, vom Centrum zur Peripherie, mit unserm Denkleben erfüllt ist. So weit das Licht unseres Bewußtseins strahlt: in das Himmelsgewölbe hinauf und über die weite Erde hin, in die Gegenwart hinein und in die Vergangenheit zurück, in die Eine aber unermeßliche Werkstätte der Natur, und in die mannichfaltigen kunstreichen Werkstätten der Menschen, überhaupt in ihr unübersehliches Thun und Treiben, Dichten und Trachten, Wirken und Schaffen, insbesondere aber in ihre neuesten und ältesten Gedanken in Rede und Schrift, endlich in das Sein und Walten des Geistes über der Natur= und Menschen=Welt, und in die Tiefen des Geistergesetzes in jeder Menschenbrust, welches Zeugniß ablegt

von jenem Geiste der da Herr ist über Alles: in diesem ganzen Umfange leben unsere Gedanken und erfüllen und durchdringen ihn, mehr oder weniger, je nachdem das Denkleben entwickelter und ausgebreiteter, oder unentfalteter und beschränkter ist. Auf jeden Fall lebt der Mensch nur so weit als seine Gedanken reichen, und nur in dem Umkreise dieser Gedanken. Er athmet, so zu sagen, wie schon früher bemerkt worden, in seinem Denkleben; und, was die Hauptsache ist, er hat die Art, wie er sein Denkleben führt, zu verantworten: denn auf sein Denkleben ist sein Thatleben gebaut. Dieß führt uns nun zu der näheren Betrachtung der Art und Weise, wie wir unser Denkleben einrichten sollen, oder bestimmter, zu den Bedingungen des richtigen Denklebens, die wir unter dem Begriffe des Princips und der Basis aufgestellt haben. Es wurde so eben gesagt daß diese beiden Bedingungen, die sich schon in allem Sein und Wirken der Natur beurkunden, mit strenger Nöthigung auch für das Bestehen und Gedeihen des menschlichen Denklebens hervortreten. Und diese Nöthigung ist jetzt genauer auseinanderzusetzen und zu klarer Erkenntniß zu bringen. Man nehme an daß das Denkleben des Menschen nur ein verworrenes sei, ohne Ordnung und Einheit: so ist leicht zu begreifen, daß das ganze menschliche Bestehen in dem Kreise den das Bewußtsein umfaßt, nicht blos gefährdet sei, sondern überhaupt gar nicht Statt finden könne. Denn wie die ganze Natur nur durch Ordnung und Einheit bestehen kann, so auch das Menschenleben. Es ist aber auch dafür gesorgt daß eine solche Unordnung und Verwirrung im Menschenleben nicht leicht Statt finden könne, eben vermöge der Gesetzlichkeit an welche der menschliche Verstand gebunden ist. Hiezu kommt das Interesse am Leben selbst und an seinen mannichfaltigen Beziehungen, welches nur durch ein geordnetes Denkleben befriediget werden kann. Aber: „das Leben ist der Güter höchstes nicht". Das höchste ist die Bestimmung des Menschen, die ihn eben nicht an der Scholle des Erdenlebens fest halten soll. Hiezu ist nun eine Leitung des Denklebens von Nöthen, wie sie kein irdisches Interesse geben kann. Und diese Leitung ist es, die durchaus ein Princip des Denklebens verlangt, ein oberstes Regulativ, wodurch das gesammte Denkleben des Menschen beherrscht, und für Alle wie für den Einzelnen einer unumstößlichen, wenn auch durch Frevel ver-

letzbaren oder ausweichbaren, Ordnung unterworfen wird. Dieses Princip kann nicht im Verstande liegen, der nur zu häufig angewendet wird es zu umgehen, indem der Verstand für selbstische, ja für frevelhafte und verbrecherische Zwecke gewonnen wird. Es muß im Gegentheil über dem Verstande seinen Grund und sein Bestehen haben, und indem es den Charakter des Gesetzes an sich trägt, zugleich mit der Macht desselben versehen sein. Nichts ist einleuchtender als daß ein solches Gesetz nur aus der Vernunft hervortreten kann, deren Macht, wie sie sich über den Willen erstreckt, auch über den, den Willen leitenden, Verstand sich verbreiten muß. Unser Bewußtsein giebt uns hierüber hinlängliche Aufklärung und Bestätigung; ist doch unser Bewußtsein unsere Vernunft selbst. Und so sind wir uns denn wohl bewußt daß wir unsere Zeit und unsere Denkkraft nicht an unnütze, gehaltlose und trivielle, noch weniger an frivole, den Leichtsinn und die Sinnlichkeit nährende, am allerwenigsten aber an Gegenstände hingeben sollen, welche für Leib und Seele, für uns und Andere, für Gegenwart und Zukunft verderblich sind, sondern daß wir unsere Gedanken, wenn nicht die nöthige Erholung von anstrengender Thätigkeit aller Art, ein leichtes und heiteres Spiel derselben erfordert, der Hauptsache nach auf ernste und würdige Zielpunkte richten sollen, die mit unserm Berufe, und überhaupt mit unserer Bestimmung in nahem Zusammenhange und in inniger Verbindung stehen. Unser Bewußtsein sagt uns ferner daß wir uns, wie vor allem flatterhaften, zerstreuten, ungeordneten, oberflächlichen, so vor allem grübelnden, und umgekehrt, vor allem phantastischen Denken hüten sollen. Unser Bewußtsein sagt uns endlich, daß wir unsere Denkkraft nicht anwenden sollen, um durch dialectische Spitzfindigkeiten und sophistische Gaukeleien, wie man zu sagen pflegt, schwarz in weiß zu verwandeln, anerkannte Thorheiten zu rechtfertigen, oder wohl gar Schlechtigkeiten zu entschuldigen, das wahrhaft Heilige anzuschwärzen oder lächerlich zu machen, und die unverschämtesten Lügen zu Wahrheiten umzustempeln. Im Gegentheil sagt uns unser Bewußtsein daß wir uns nicht blos alles Ernstes eines gründlichen Denkens befleißigen sollen, sondern auch, und ganz vorzüglich, daß unser ganzes Denkleben ein aufrichtiges, wahrhaftiges, nur der Wahrheit huldigendes sein soll. Wer erkennt nicht in Allem diesem

die Sprache der Vernunft? Ja das Wort, welches wir zuletzt ausgesprochen haben, das Wort Wahrheit, drückt dieser Sprache das unverkennbare, das unverfälschte Siegel der Vernunft auf. Was ist aber Wahrheit? Auch nur die Vernunft kann uns diese Frage beantworten, und diese Antwort wird uns zugleich das Princip des richtigen Denklebens kennen lehren.

Nur die Vernunft vermag den Schein und die Täuschung, den Irrthum und die Falschheit, den Selbstbetrug und die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden. Sie muß also das Criterium oder Grundmerkmal, oder wenn wir genauer sprechen wollen, sie muß die Wahrheit selbst, als Maßstab alles dessen was nicht Wahrheit ist, in sich enthalten: denn alle Provinzen unseres Seelenlebens, in welchen sich das Gegentheil der Wahrheit erzeugen kann, können auch nicht der Quell der Wahrheit sein und ihr Wesen in sich enthalten. Daß und was Wahrheit sei, bezeugt, laut aller Erfahrung, allein unser Bewußtsein, folglich unsere Vernunft. Viele haben, daß es überhaupt Wahrheit gebe, oder wenigstens daß sie für den Menschen erkennbar sei, gezweifelt. Allein wie wüßten wir etwas von Schein und Täuschung, von Irrthum und Falschheit, von Selbstbetrug und Lüge, wenn es keine Wahrheit gäbe, und wenn sie nicht erkennbar wär'? Aber, wie gesagt, nur die Vernunft kann uns über die Wahrheit und ihr Wesen Aufschluß geben; ist sie doch eben, wie früher anerkannt worden, das Bewußtsein des Wahren und Rechten, welches nicht ausstirbt, so lange wir noch überhaupt Bewußtsein haben, welches die Begriffe des Wahren und Rechten gleichsam als seine Elemente in sich enthält. Doch hievon in späterer Betrachtung. Noch kann man aber die Frage aufwerfen ob hier von subjectiver oder objectiver (innerer oder äußerer) Wahrheit die Rede sei? Denn von Alters her hat man beide unterschieden. Auf diese Frage können wir füglich antworten: sowohl von der einen als von der andern ist die Rede und muß die Rede sein, denn sie sind beide dasselbe, nur nach verschiedenen Seiten hin betrachtet. Wie könnte auch die Wahrheit von sich selbst verschieden sein? In jeder Verschiedenheit ist eine Verneinung; und wenn wir mit Bewußtsein verneinen, so sagen wir damit aus, daß wir dem Verschiedenen die Einheit absprechen. Wir werden hier fast unwillkührlich darauf hingewiesen daß wir in un-

ſerm Bewußtſein die Einheit höher ſtellen als die Verſchiedenheit, oder, wenn wir dieſe Begriffe noch ſchärfer beſtimmen wollen, daß wir die Uebereinſtimmung höher ſtellen als den Widerſpruch: denn alle Verneinung iſt ein Widerſpruch, nämlich gegen die Einheit. Woher kommt uns aber der Begriff der Einheit, der Uebereinſtimmung, oder, was daſſelbe iſt, der Gleichheit, der Identität? Dieſer Begriff tritt unmittelbar aus dem Bewußtſein ſelbſt hervor, und ſpricht ſich aus im Ich. Das Ich bejaht ſich ſelbſt, und bewähret oder bewahrheitet ſeine Einheit in dem Ausdrucke: ich bin ich, oder auch ſchlechthin in dem Ausdrucke: ich bin. Es ergiebt ſich hieraus daß die Begriffe: Ich, Einheit, Bejahung, Wahrheit, und Sein in einem engen Zuſammenhange ſtehen. Es kommt nur darauf an näher zu unterſuchen wie dieſer Zuſammenhang beſchaffen iſt. Das Verhältniß iſt ganz einfach. Daß das Ich in Einheit beruhe, oder Eines ſei, lehrt das Bewußtſein; eben ſo, daß dieſe Einheit vom Ich ſelbſt bejahet werde. Sie wird aber bejahet durch den Ausdruck des Seins (im: ich bin,) als welcher alle Verneinung ausſchließt. Indem aber mit dem Sein die Einheit bejahet wird, iſt zugleich mit der Einheit oder in der Einheit die Wahrheit ausgeſprochen: denn eben was im Bewußtſein nicht geläugnet werden kann, das iſt Wahrheit. Wahrheit alſo und Einheit ſind identiſch, oder, was daſſelbe iſt: Wahrheit iſt Einheit. Es fragt ſich nur noch wie ſich die ſubjective (innere) Wahrheit zur objectiven (äußeren) verhalte. Sie verhält ſich eben wie Denken und Sein. Die Einheit im Denken giebt dem Denken den Charakter der ſubjectiven Wahrheit, und die Einheit im Sein giebt dem Sein den Charakter der objectiven, die man Wirklichkeit nennt. In der Wahrheit ſelbſt iſt alſo kein Unterſchied: ſie iſt überall Einheit; der Unterſchied liegt blos in der Beziehung; durch dieſe aber wird die Einheit, und folglich auch die Wahrheit, nicht aufgehoben, ſondern nur beſtätiget. Unſer Bewußtſein ſelbſt beſtätiget ſie; denn wir können das Denken und Sein nur in ſo fern im Bewußtſein auf einander beziehen, als beiden die Einheit gemeinſam angehört. Einheit iſt alſo der höchſte, Alles umfaſſende Begriff, der zugleich das Weſen unſeres Bewußtſeins, oder unſerer Vernunft ſelbſt, ausſpricht. Wenn demnach von einem Regulativ, oder von einem Princip für das richtige Denkleben

die Rede ist, und wenn nur die Vernunft dieses Princip aufstellen und dieses Regulativ geben kann, so ist es nichts anderes als Einheit, was sie verlangen kann, da sie selbst Einheit ist; und es ist ganz gleich ob wir sagen: in unserm ganzen Denkleben soll Einheit herrschen, oder: die Vernunft soll unser ganzes Denkleben beherrschen. Denn darüber ist man von Alters her einig, und die Weisen haben gelehrt, und den Unweisen ist es ins Herz geschrieben, daß die Vernunft die Lenkerin unseres Lebens sein soll; und was vom Leben als Ganzem gilt, das gilt auch vom Denkleben als Theil, um so mehr da unser ganzes Leben durch das Denken vermittelt ist. Aber das Gebot der Vernunft in Bezug auf das Denkleben unter einen Begriff zu bringen, oder, was dem gleich ist: das Princip des Denklebens zu bestimmen, ist, so viel uns bekannt, nur hinsichtlich der Logik versucht worden, deren Gesetz der Uebereinstimmung allerdings in dem Princip der Einheit enthalten ist, aber sich nur auf das formelle Denken bezieht. Das Denk-Leben jedoch ist von größerem Umfange als dieses Denken: denn es umfaßt ja unser ganzes Dasein und alle seine Verhältnisse, so weit sie zur Vorstellung kommen und in Gedanken aufgefaßt werden. Es ist daher für das Princip des Denklebens ein Ausdruck nöthig, welcher, indem er das Allgemeinste in sich begreift, auch auf das Besonderste anwendbar ist. Und diesen Ausdruck haben wir in dem Begriffe der Einheit gefunden, wie sich sogleich ergeben wird, wenn wir die Anwendung desselben auf unser Denkleben selbst machen. Es soll also Einheit in unserm Denkleben sein, wenn es Anspruch auf ein richtiges machen will. Dieß heißt mit andern Worten: worauf sich auch immer unsere Gedanken beziehen, so sollen sie so beschaffen sein daß wir dabei keinen Widerspruch in unserm Bewußtsein erfahren. Dieser Widerspruch aber, wenn er entsteht, ist von doppelter Art. Er entsteht einmal, wenn wir nicht das Wahre, das Uebereinstimmende, denken: denn das Unwahre widerspricht der Vernunft. Er entsteht zum zweiten, wenn wir nicht das Rechte, das unserer Bestimmung Gemäße, denken: denn auch dieses widerspricht der Vernunft. In beiden Fällen geht also die Einheit unseres Denklebens verloren, und mit ihr die Einigkeit unserer selbst mit uns selbst im Bewußtsein. Uebrigens ist zu bemerken daß das Wahre auch immer das Rechte ist, und umgekehrt: denn beides ist in der Einheit der

Vernunft begründet. Nur in der Beziehung ist beides verschieden, in sich aber Eines, so, daß das Wahre das Rechte im Denken ist, das Rechte aber das Wahre im Handeln. Immer ist es die Einheit welche verletzt wird, mögen wir nun das Unwahre oder das Unrechte denken. Dagegen wenn wir immer die Einheit im Denken bewahren, wir sicher sind das Wahre und das Rechte ergriffen zu haben.

Jedoch wir können nicht abläugnen daß es der versprochenen Anwendung des Princips der Einheit auf unser Denkleben, um es als den Leitfaden des richtigen Denklebens zu bewähren, noch an Vollständigkeit fehlt. Es rührt daher, daß wir dieses Princip noch nicht auf die Basis des Denklebens bezogen haben. Dieß ist aber zu dieser Vollständigkeit durchaus erforderlich: denn das wissen wir aus dem früher Auseinandergesetzten, daß ein Princip ohne Beziehung auf die ihm zugehörige Basis nicht wirksam sein kann. Glücklicher Weise brauchen wir uns nach dieser Basis nicht lange umzusehen, denn sie ist uns bei dem Auslaufe dieses Kapitels bereits gleichsam freiwillig in die Hände gekommen, so daß wir jetzt ihren Begriff und Inhalt nur zurückrufen dürfen um die Anwendung des Princips der Einheit auf unser Denkleben zu vervollständigen. Erinnern wir uns also nur daß die Gegenständlichkeit überhaupt, oder die Gesammtheit der Gegenstände ins Besondere, die Basis unseres Denklebens ist, gleichviel ob diese Gegenstände aus der Quelle der äußeren Sinne, oder aus der des inneren (der Vernunft) fließen. Raum und Zeit mit ihrem Inhalte einerseits, andererseits aber auch das Ueberräumliche und Ueberzeitliche, oder das Ewige mit seinem Inhalte, machen die Basis unseres Denklebens aus, den Grund und Boden, in welchem es wurzelt, von dem es getragen und genährt wird, und welcher es durch seine mannichfaltigen Elemente zum eigegenen Schaffen und Bilden aufregt. Das Princip dieses Schaffens und Bildens ist nun, wie gesagt, die Einheit. Nun giebt es zweierlei Beziehungen, in die sich unser Denkleben zu dieser Gesammtbasis setzen kann und soll. Die eine ist die aufnehmende, deren Resultat die Wissenschaft ist, und die rückwirkende, deren Resultat die Kunst. Wenden wir uns nun mit der aufnehmenden Thätigkeit unseres Denklebens auf den Raum und seinen Inhalt, oder auf die Natur, und bemühen wir uns das Mannichfaltige der Natur in

Einheit aufzufassen, so entsteht uns die Naturwissenschaft. Wenden wir uns ferner mit der aufnehmenden Thätigkeit unseres Denklebens auf die Zeit und ihren Inhalt, oder auf die Geschichte, und suchen wir ihr Mannichfaltiges in Einheit aufzufassen, so entsteht uns die Geschichtswissenschaft. Wenden wir uns endlich mit der aufnehmenden Thätigkeit unseres Denklebens auf das Ewige und seinen Inhalt, oder auf Gott, und suchen wir die mannichfaltige Offenbarung Gottes in Einheit aufzufassen, so entsteht uns die Theologie. Eben so ist es mit der Kunst beschaffen, nur daß in jedem ihrer Kreise das rückwirkende bildende Denkleben, von dem Princip der Einheit geleitet, theils reell, theils ideell, thätig ist. Wirkt es reell in den Raum, so erzeugt es die Kunst, oder die Gesammtheit der Künste, welche die physische Cultur umfassen; wirkt es ideell in den Raum, so erzeugt es die plastische Kunst, oder die Gesammtheit der plastischen Künste. Wirkt es reell in die Zeit, so erzeugt es das menschliche Gemeinleben, oder den Staat; wirkt es ideell in die Zeit, so erscheint die redende Kunst, oder die Gesammtheit der redenden Künste. Endlich, wenn es reell in die Sphäre des Ewigen einwirkt, so tritt die Sittlichkeit und das sittliche Leben hervor, und wenn es ideell in dieselbe Sphäre einwirkt, die Religion und das religiöse Leben. Das sittlich-religiöse Leben ist die höchste Kunst. Auf diese Weise ist nun die Anwendung des Princips des Denk-Lebens auf seine Basis, wenn gleich nur in den äußersten Umrissen, vollständig dargelegt. Es geht aus diesem Allem hervor daß das nach Princip und Basis richtige Denkleben theils der Wissenschaft, theils der Kunst, in der hier angenommenen Bedeutung beider, angehört; wobei aber wohl zu bemerken ist, daß alles was hier Kunst heißt, durch das Denkleben nur innerlich gleichsam geschaffen oder für die äußere Erscheinung vorbereitet, aber nicht äußerlich verwirklicht wird, indem das letztere die Sache des handelnden oder That-Lebens ist.

Wie sind wir aber auf einmal in das Gebiet der Wissenschaft und Kunst gekommen? da ja hier nur vom richtigen Denkleben nach den verschiedenen Lebens-Beziehungen des Menschen die Rede sein soll; wie bereits in der dritten Nummer der Einleitung festgestellt worden ist, wo diese Beziehungen ganz einfach auf zwei Endpunkte,

nämlich auf die Welt und auf den Geist zurückgeführt wurden. Auch steht jeder Mensch in diesen Beziehungen, und hat nach ihnen sein Denkleben einzurichten; wogegen nicht ein Jeder in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst steht. Allein wir haben ja hier Wissenschaft und Kunst nicht in dem engen Sinne genommen, in welchem beide gewöhnlich aufgefaßt werden, sondern in einem viel allgemeineren, wo unter Wissenschaft das Erkennen oder die Erkenntniß überhaupt, und unter Kunst nur das innere Schaffen verstanden wird, welches allem Handeln, sei es im Raume, oder in der Zeit, oder im Gebiete des Ewigen, vorausgehen muß. Kurz, wir haben mit jener Feststellung von Wissenschaft und Kunst, das Denkleben in seinen innersten, unmittelbarsten Beziehungen aufgefaßt, in die es eintritt und in denen es steht, es möge sich nun nach der Welt oder nach dem Geiste hinwenden. Und hiemit haben wir nichts weiter gethan, als daß wir für das Denkleben, wiefern es ein richtiges sein soll, zum Princip auch die Basis hinzugefügt haben. Und beide kann kein Mensch entbehren der wirklich ein richtiges Denkleben führen will. Er braucht deshalb kein Gelehrter und kein Künstler zu sein, aber Erkenntniß und ein Vorbilden seines Handelns kann er nicht entbehren, sowohl in Beziehung seines Denklebens auf die Welt, als auf den Geist. Wir sind also nicht von unserm Wege abgewichen, sondern haben nur ein helleres Licht auf denselben fallen lassen: denn das Ziel desselben, die Beziehung des Denklebens auf die Welt und den Geist, bleibt immer dasselbe, und soll sofort in nähere Betrachtung gezogen werden. Sollen wir, um uns allgemein verständlich zu machen, den ganzen Gehalt der bisherigen Auseinandersetzung in einem leicht zu übersehenden Zusammenhange nochmals kürzlich darstellen, so erklären wir uns folgendermaßen. (S. Einleit. III.) Unser ganzes Denkleben soll an die Vernunft, als die Schiedsrichterin über alles Rechte und Wahre, gekettet sein. Nur durch sie kommt Einheit und Zusammenstimmung, wie in unser Erkennen, so in unser Handeln, wiefern es durch Denken vermittelt wird. Nun sind wir aber in unserm Denken, wie in unserm Handeln, durch den Raum, durch die Zeit, und durch das Ewige bedingt, durch jedes auf verschiedene Weise nach seinen verschiedenen Gegenständen. Die Beziehungen des Denklebens sind gegeben, und dürfen nur festgehalten werden

um die Gesammt=Aufgabe desselben zu lösen, nämlich Einheit in diese Beziehungen zu bringen, was nur durch die Vernunft möglich ist. Die Aufgabe bleibt immer dieselbe, das Denkleben mag sich nach der Sphäre der Welt oder des Geistes hin bewegen. Wie nun das richtige Denkleben sich in beiden zu bewähren hat, ist der Gegenstand der folgenden Betrachtungen.

Viertes Kapitel.

Das richtige Denkleben in Beziehung auf die Welt.

Wir fassen diese Beziehung deshalb zunächst auf, weil uns im Leben die Welt zuerst entgegen tritt. Wir wollen aber gleich beim Auslaufe unserer Untersuchung die Natur = und die Menschen = Welt, oder die Welt des Raumes und der Zeit, unterscheiden, weil beide das Denkleben auf ganz verschiedene Weise in Anspruch nehmen. Hier ist nun vor allen Dingen jenes alte, aus Mißverständniß heiliger Vorschrift entstandene, Vorurtheil zu beseitigen daß man der Welt entsagen müsse, wenn man Antheil am Reiche Gottes haben wolle. Der wahre Sinn der göttlichen Vorschrift ist dieser, daß der Mensch an das Nichtige und Vergängliche sein Herz nicht hängen, daß er nicht der Sklave des Ungöttlichen werden solle. Denn eine andere Bedeutung als die des Ungöttlichen hat hier das Wort Welt nicht. Aber die Natur, oder die Schöpfung, die wir ja auch mit dem Worte Welt zu bezeichnen pflegen, ist nicht ungöttlich, sie ist aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, und der Schöpfer hat uns in diese seine Welt gesetzt daß wir in ihr leben, daß wir uns in ihr und an ihr entwickeln, unsere körperlichen und geistigen Kräfte und Anlagen ausbilden, und durch dieselben auf die Welt mannichfaltig wirken sollen, theils wiefern sie Naturwelt, theils wiefern sie Menschenwelt ist. Es heißt aber den göttlichen Willen und die mensch=

liche Einrichtung und Bestimmung auf dieser Erde und für das Erdenleben gröblich verkennen, wenn man den Wahn in sich erzeugt und unterhält: es sei göttliches Gebot die Welt überhaupt zu verschmähen, ihr keinen Einfluß auf uns zu gestatten, ihr unsere Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu entziehen, sondern uns von ihr so viel als möglich zu trennen, und, so weit es gehen will, sie ganz und gar aus den Augen zu setzen und zu vergessen. Die Entstehung des Anachoretenlebens, der Mönchsorden, und der Klöster, ist die Frucht von diesem Wahn, der über ein Jahrtausend seine verderbliche Kraft auf viele Millionen Seelen, ganz dem Geiste des Christenthums entgegen, ausgeübt hat. Der heilige Gründer unseres Glaubens verlangt blos, in Beziehung auf Gott, daß wir ihn über Alles lieben sollen, und in Bezug auf die Welt: „Fället euch Reichthum zu, so hänget das Herz nicht daran". Und einer seiner eifrigsten Schüler spricht: „Schaffet und arbeitet mit euren Händen;" und: „ihr sollt haben als hättet ihr nicht." Was will dieß Alles anders sagen, als: ihr sollt eure Verhältnisse zur Welt nicht aufgeben, sondern euch nur frei von ihrem fesselnden Einflusse erhalten. Aber nirgends steht geschrieben daß nur in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, nur in einer völligen Unwirksamkeit für dieselbe, nur in geistlichen Betrachtungen, und was noch mehr ist, nur in harten Buß-Uebungen, Geißelungen, Ertödtungen unserer ganzen leiblichen Einrichtung mit ihren Bedürfnissen und den diesen angemessenen Trieben das Heil unseres Lebens zu erringen ist. Hinweg also mit dem falschen Denkleben, welches allen diesen Verirrungen zum Grunde liegt! Wir wissen besser wie wir uns gegen die Welt, sowohl die Natur- als die Menschen-Welt, stellen sollen. Wir wissen, daß wir der Natur, durch göttliche Einrichtung, unser ganzes Dasein und die Erhaltung desselben, daß wir ihr zunächst die Entwickelung unseres leiblichen und geistigen Lebens verdanken. Wer weiß nicht, was auch bereits früher hier und da in dieser Schrift angedeutet ist, daß unser Leib durch Kräfte und Gesetze der Natur erzeugt und gebildet wird, und daß das Seelenleben selbst nur mittels dieses Leibes erwachen kann. Wer weiß nicht, daß die Natur durch Luft und Nahrung unser Leben erhält, daß sie uns durch Kleidung und Obdach schützt, kurz, daß sie unsere leibliche Erhalterin und dadurch auch die Erhalterin unseres Seelenlebens, ja

daß sie die geistige Weckerin und Lehrerin dieses Lebens ist. Unsere Seele erwacht zur Weltanschauung durch die Sinne. Die Weltanschauung lockt die Weltbetrachtung hervor. Diese erweckt die Gedanken, und lehrt uns unterscheiden, sammeln, ordnen, verbinden, und unsere ganze Vorstellkraft erhält durch sie ihre erste Nahrung und Richtung. Noch mehr: die Weltbetrachtung erweckt unser Gemüth, und erfüllt es mit den Gefühlen des Schönen und des Erhabenen. Wer bleibt gleichgültig bei der Pracht des Frühlings, bei der mannichfaltigen Entfaltung der zarten Blätter und der noch zarteren Blüthen an Gesträuchen und Bäumen, bei dem bunten, duftenden Flor der vielfältigen, schöngestalteten Blumen? Wer bleibt gleichgültig bei einem heiteren Sonnen-Aufgang, oder bei einem, vom Abendroth umkleideten Sonnenuntergang? Und wer wird nicht durch den Anblick des gestirnten Himmels zu dem Gedanken und dem Gefühl der Unendlichkeit geführt? Wie treu bezeugen dieß schon die Stimmen alter Zeiten: „Die Himmel erzählen des Schöpfers Macht, und die Erde ist voll seiner Güte.“ Die Naturwelt weckt also auch das religiöse Gefühl. Ja, ein Apostel führt sogar die Schöpfung zum Beweise an daß ein Gott ist; (wie denn auch eine Schöpfung ohne Schöpfer nicht gedacht werden kann). Aber auch unsere Thatkraft wird durch die Naturwelt geweckt. Diese enthält zwar die Elemente zur Befriedigung der Bedürfnisse unseres Erdenlebens: allein es ist weislich dafür gesorgt daß wir der Entwickelung und Anstrengung unserer Thatkraft nicht entbehren können, wenn wir gnügende Befriedigung erhalten wollen, und daß wir deshalb die Elemente, die Kräfte, die Erzeugnisse der Erde erst uns zu eigen machen, und für unsere Zwecke zubereiten müssen; was nicht ohne mannichfaltige Wissenschaft und Kunst geschehen kann. Und so weckt denn die Naturwelt auch den Erfindungsgeist des Menschen und reizt ihn immerfort zu gesteigerter Thätigkeit. Und dieser Naturwelt sollten wir uns entziehen? wir sollten sie gering, ja für Nichts achten? Dieses heißt eben so viel als wir sollten unser Leben und die Kräfte unseres Lebens austrocknen und verkümmern lassen. Nein! dazu sind wir nicht geschaffen und eingerichtet; nur ein durch falschverstandene religiöse Vorschriften irre geführtes, umnebeltes und gefesseltes Denkleben kann eine solche verkehrte Richtung einschlagen, die, wenn sie allge-

mein wäre, den Untergang des Menschen-Geschlechts herbeiführen würde. Denn auch für seine höhere Bestimmung würde der Mensch auf diese Weise unausbleiblich verloren sein. Aber auch uns von der Menschenwelt zu trennen würde zu unserm Verderben gereichen. Können wir sie doch vom ersten Augenblicke unseres Lebens an nicht entbehren! Wir finden uns zuerst in menschlicher Umgebung, Pflege, Obhut. Was sollte aus dem Neugebornen werden, wenn sich die Mutter nicht mit grenzenloser Liebe, Sorgfalt und Aufopferung seiner annähme? Wir sehen schon wie mißlich es bei guter Zeit um den Menschen steht, wenn er der Mutterliebe entbehrt, und welchen nachtheiligen Einfluß dieß auf sein künftiges Leben hat. Die Eltern sind die Schutz-Engel des werdenden Menschen. Gerade das Menschliche, das Geistige, wird durch ihren Einfluß in ihm geweckt. Er lernt durch sie, ehe er noch denken kann, lieben und vertrauen. Und was ist der Mensch ohne Liebe und Vertrauen? Was ist er aber auch ohne Ehrfurcht, ohne Anerkennung eines Höheren als er selbst ist, ohne Unterwerfung unter dieses Höhere, ohne Gehorsam? Und diesen inneren Keim seines geistigen Lebens, diese Grundlage echter Religiosität, entwickeln die Eltern in ihm, wenn sie wahre Eltern sind. Dann die Sprache, dieses unentbehrliche Mittel aller Vernunft- und Verstandes-Entwickelung, wie wird sie dem Menschen zu Theil, wie entfaltet sie sich in und aus ihm, ohne menschliche Umgebung, ohne die Menschenwelt überhaupt? Wir sehen es bei den sogenannten wilden Menschen, bei den Unglücklichen, welche frühzeitig aus menschlicher Umgebung gerissen wurden, wie sie verthieren, wie der göttliche Strahl der Vernunft in ihnen nicht entzündet wird. Die Sprache ist die Vermittlerin der Erziehung, sie öffnet allem Unterrichte die Pforten, sie führt zur Entwickelung unseres ganzen inneren Wesens, zur Erkenntniß und Anerkennung von unsers Gleichen, zur Entfaltung unserer Persönlichkeit, zur Bekanntschaft mit der Natur und mit Gott selbst. Und wie wäre dieß Alles möglich ohne die Menschenwelt? Kurz: nur unter Seelen wird der Mensch zur Seele, nur unter geistigen Wesen zum geistigen Wesen: denn nur die Anlage zum geistigen Leben schlummert in ihm, und sie stirbt ab, wenn sie nicht geweckt wird. Nur im Verkehr mit Menschen erwacht das Gefühl für Wahrheit und Recht, erwacht das Gewissen, die heilige Scheu,

erwacht die Dankbarkeit, die freie Liebe, der freie Gehorsam, die freie Ehrfurcht, kurz Alles, was aus dem Menschen Schönes und Edles hervorgehen kann. Und nicht blos der Anfang aller Bildung wird durch die Menschenwelt bei dem werdenden Menschen gemacht, sondern auch die Reife und möglichste Vollendung jeder Bildung wird bei dem Herangewachsenen durch Menschen und ihre heilsame Einwirkung gefördert. Nicht als ob das Gegentheil nicht auch erfolgen könnte — denn es giebt bekanntlich viel Verderben unter den Menschen —; allein wir müssen das Zufällige von dem Wesentlichen unterscheiden; und dieses letztere ist, daß der Mensch bestimmt ist den Menschen zu entwickeln und auszubilden, oder zu dieser Ausbildung anzuregen. Warum sollten wir also die Menschenwelt fliehen? Wir würden unsere eigenen Feinde sein, wenn wir es thäten: denn selbst die feindseligen Einwirkungen derselben können dazu dienen uns zu fördern und zu veredeln. Sind wir doch nicht ohne Schutzgeist, der den feindlichen Angriffen zu widerstehen vermag. Und, wie gesagt, in der Einrichtung und Bestimmung des Menschen liegt es nicht, daß er seines Gleichen verderbe. Wozu noch kommt daß auch von außen und durch höhere Fügung Anstalten getroffen sind diesem Verderben vorzubeugen und die schädlichen Einwirkungen unwirksam zu machen. Im Allgemeinen aber sind, so lange es eine Menschenwelt giebt, auch Menschen durch Menschen in allem Guten und Löblichen gefördert worden.

Können wir nun weder die Natur- noch die Menschen-Welt entbehren, kann aber nur die Vernunft, in den Beziehungen unseres Denklebens zu beiden, unsere Leiterin sein, so versteht es sich von selbst daß wir beide nicht zu den einzigen und höchsten Gegenständen unseres Erkennens und Schaffens machen werden, sondern daß unser ganzes Denken oder Erkennen und Schaffen in Bezug auf räumliche und zeitliche Gegenstände nur ein Mittel für unsern höchsten Zweck, das heißt, für unser geistiges Leben, sein werde. Aber eben weil die Vernunft die Leiterin unseres Denklebens in den Weltverhältnissen ist, werden wir auch alle Klippen und Strudel vermeiden, von denen uns Verderben droht. Wir sind von früher Jugend auf mit Täuschungen, Irrthümern und Vorurtheilen umringt; wir saugen sie gleichsam mit der Muttermilch ein; eine frühere Zeit hat sie geboren,

die Tradition hat sie groß gezogen, und uns werden sie an=gelernt und ein=gebildet ehe wir noch unterscheiden, wählen und verwerfen können. Nur die Vernunft und ihr Sonnenlicht vermag diese Nebel zu zerstreuen, die sich um unsere Jugend lagern und unserm Denkleben den richtigen Weg verdunkeln. Und so vermag auch nur die Vernunft uns vor den Schlingen zu bewahren, die weit weniger die Welt, als unser eigenes Herz uns legt indem es sich dem selbstischen Begehren hingiebt und allmählich Neigungen und Leidenschaften in uns aufkommen läßt, die unser Denkleben gefangen nehmen, seine Klarheit trüben, seine Energie lähmen, und uns in die Gewalt und Knechtschaft der äußeren Verhältnisse bringen. Wie denn endlich auch nur die Vernunft uns vor jener Knechtschaft bewahrt, oder, sind wir in dieselbe gerathen, aus ihr herausreißt, von welcher der Anfang dieses Kapitels handelt, nämlich von der Knechtschaft des Geistes den wir mit eingeschüchtertem Gemüth oder mit erhitzter Einbildungskraft verkennen; welche Knechtschaft jedoch nur in so fern hieher gehört, als sie uns hindert, ja ganz untauglich macht das Raum= und Zeit=Leben richtig zu würdigen, aufzufassen, und zu behandeln. Der Sieg, den die Vernunft über alle diese Hindernisse unseres Denk=lebens in Bezug auf die Welt davon trägt, bringt uns zwar nur einen negativen, aber dennoch einen großen Gewinn, indem wir dadurch Raum für das richtige Denkleben in Bezug auf die Welt erhalten, und uns nun frei in der Natur= und Menschen=Welt bewegen, ihre Verhältnisse zur Ordnung und Einheit zusammen fassen, und unge=hindert schaffend und bildend in sie einwirken können. Ein großer, ein herrlicher Gewinn, welcher uns nicht blos nach außen hin eine richtige Stellung gewährt und unsere für die Welt bestimmten Kräfte natur= und bestimmungs=gemäß sich entwickeln und wirken läßt, und dadurch zum großen Theil beiträgt unser Leben zu befriedigen und uns zufrieden und heiter zu machen, sondern auch der Entwickelung und Ausbildung unseres geistigen Lebens, weit entfernt ihr feindlich entgegen zu treten, auf alle Weise förderlich ist. Und diese richtige Stellung unseres Denklebens und seiner Thätigkeit in Bezug auf die Welt wollen wir nun näher betrachten.

Das Erste was dem richtigen Denkleben in Bezug auf die Na=turwelt oder die Welt des Raumes obliegt, ist die möglichste Erkennt=

niß derselben oder Bekanntschaft mit derselben. Man pflegt die gesammte Kenntniß der Raumwelt Naturwissenschaft zu nennen. Wenn man mit diesem Namen nichts anderes andeutet als die Summe dessen was wir von der Naturwelt wissen, so kann man sich diesen Namen gefallen lassen; soll aber hiemit ausgedrückt sein die gründliche und vollständige Erkenntniß der gesammten Natur, so maßt sich die Wissenschaft mehr an als sie hat und geben kann; wie auch bereits früher angedeutet worden ist. Denn erstlich besitzt sie keine Erkenntniß der gesammten Natur, da uns nicht einmal unsere Erde ihrer inneren Beschaffenheit nach bekannt ist, wenn wir auch ihre Oberfläche einiger Maßen kennen, geschweige daß wir im geringsten mit der inneren und äußeren Beschaffenheit der unermeßlichen Zahl der Himmelskörper bekannt wären. Zweitens ist auch unsere Kenntniß von den Naturerzeugnissen unserer Erde in allen sogenannten drei Reichen nichts weniger als gründlich und vollständig zu nennen: denn hiezu würde gehören daß wir mit den Kräften und Gesetzen vertraut wären, welche die Entstehung und Ausbildung der Mineralien, Pflanzen, und Thiere bewirken. Leider aber fällt uns überall nur das Entstandene, nicht aber das die Entstehung Bedingende, und seine Wirkungsweise, in die Augen. Man rühmt zwar heutzutage die genetische Forschungsmethode die von den sogenannten Urphänomenen ausgeht und die auf sie und (wie es scheint) aus ihnen folgenden Entwickelungen verfolgt. Allein ein Phänomen ist eben schon etwas Gewordenes, und lehrt uns die Kräfte und Gesetze, aus und nach welchen es wird, nicht kennen; und eben so wenig ist der Grund der Metamorphose der Urphänomene erkennbar. So ist z. B. das Ey (der Keim) aus welchem Thier und Pflanze wird, schon etwas Gewordenes, Erzeugtes, die erzeugende gesetzliche Kraft aber und ihre Wirkungs-Weise bleibt uns verborgen. Zwar ist es leicht gesagt daß der Keim schon die Idee des Gebildes unsichtbar vorgebildet in sich trage. Diese Idee aber ist, eben ihrer Unsichtbarkeit wegen, kein Gegenstand der Beobachtung, weder ihrem Wesen (Kraft), noch ihrer Form (Gesetz) nach; und so bleibt es uns unbekannt auf welche Weise sowohl das Urphänomen, als alle Nachphänomene (die Metamorphosen) erzeugt und gebildet werden. Und wie in diesem angeführten Falle, so ist es

mit den Erzeugnissen der gesammten Natur. Es hilft uns nichts daß wir sagen: Alles entspringt aus dem Flüssigen und hat ursprünglich Kugelform. Beides, das Flüssige und die Kugelform sind schon Phänomene, sind selbst schon etwas Gewordenes, und ermangeln der Spuren verborgener gesetzlicher Kraft, die aus dem allgemeinen Phänomen der Flüssigkeit und der Kugelform die verschiedenartigsten besonderen Gebilde und Lebendigkeiten hervortreibt. Kurz, das Unsichtbare bleibt unerkennbar, und die das Sichtbare in seiner vollen Bildung und Lebendigkeit erzeugende Kraft, nebst der Art und Weise ihres gesetzlich bestimmten Wirkens, bleibt unsern Augen verborgen. Hiemit soll nicht gesagt sein daß die ebengenannte Forschungsmethode ein falscher Weg sei um zu näherer Kenntniß der Natur-Erzeugnisse zu gelangen; im Gegentheil können wir der synthetischen Methode (und das ist die genetische) bei der Naturforschung eben so wenig entbehren als der analytischen; aber man soll nur keine größeren Resultate von ihr erwarten als sie geben kann, und etwa wähnen daß wir durch sie die Natur begreifen lernen. Wir begreifen nur was wir in die Schranken des Begriffs zusammen fassen können; die Natur aber geht überall über unsern Begriff hinaus, und läßt sich nicht von ihm fesseln. Wer kann z. B. Rechenschaft davon geben wie, d. h. durch welche Kräfte und nach welchen Gesetzen, das Gewebe der einfachsten Blume, des einfachsten Grases entstanden und das ist was es ist? Und so bei allen Erscheinungen der Natur, von der Bildung des Infusionsthierchens an bis zur Bildung der Gestirne. Man glaubt die Räthsel der Natur wie durch eine Zauberformel zu lösen und die Wunder der Schöpfung in den Begriff zu bannen, indem man den Begriff der Polarität als einen Schlüssel betrachtet der uns die Geheimnisse der Natur aufzuschließen vermag. Allein die Polarität, die wir allerdings überall in der Natur wahrnehmen, ist selbst ein Räthsel, und die polarischen Verhältnisse in ihren unendlichen Multiplicationen sind Rechnungsexempel, die wir nicht auflösen können. Auf das richtige Denkleben gestellt, welches sich bemüht das Gegebene rein und vollständig aufzufassen und unter der Leitung der Vernunft nach den Gesetzen des Verstandes zu derjenigen Erkenntniß oder Einsicht zu verbinden, die uns bei unserer Beschränktheit gnügen muß, weiset der unbefangene Naturforscher

jene transcendenten d. h. über die Grenze unseres Erkenntnißvermögens schreitenden Bestrebungen zurück, überzeugt daß er auf diesem Wege aus dem Gebiete der Wahrheit in das der Dichtung gerathe; wie es der neuen — aber bereits antiquirten — Naturphilosophie auf eine Bewunderungs- aber auch zugleich Bedauerns-werthe Weise ergangen ist. Der Gedanke, die gesammte Natur aus dem denkenden (Menschen-) Geist construiren d. h. die Schöpfung nacherschaffen zu wollen, ist allerdings ein Riesengedanke, aber nur wie jener der Titanen, die den Ossa auf den Pelion thürmten, hiemit aber dem Himmel um kein Haar breit näher kamen. Der menschliche Geist vermag nur seine eigenen Gedanken zu construiren, die, wenn sie sich nicht auf das schon vorhandene Gegenständliche stützen, ohne Grund und Boden in das weite Blaue hinaus flattern, wohin sie auf den Schwingen der Einbildungskraft getragen werden, die ihnen keinen objectiven Gehalt, keine Realität, zu leihen vermag. Und so gleicht die ganze Naturphilosophie der **Fata Morgana**, die zwar Berge und Thäler und Wälder und Seen erschafft, aber nur in den Wolken. Diesen Trug zu erkennen setzt uns blos das richtige Denkleben in den Stand; und dieß ist zwar nur ein negativer Gewinn desselben, aber doch ein Gewinn, indem es uns die falschen Wege des Forschens vermeiden lehrt, und den wahren Weg zum Ziele immer im Auge behalten läßt. Und dieses Ziel? nun, es ist kein anderes, als die Verknüpfung des uns gegebenen Mannichfaltigen in der Natur, zur Einheit der Erkenntniß. Nicht als sollten wir die gesammte Natur in Einen Gedanken zusammen fassen: denn die Natur selbst — wenn der Ausdruck erlaubt ist — enthält unendlich viele Gedanken; sondern wir sollen eben die mannichfaltigen Gegenstände, als solche, in ihrer Verschiedenheit erfassen, und für jeden die Einheit die ihn hält und trägt, nach Maßgabe der Einheit, die in uns selbst liegt, aufzufinden suchen. So werden wir in der Natur, so weit sie erkennbar vor uns liegt, zwar überall Einheit, aber in den mannichfaltigsten Formen und Verhältnissen erblicken, wo sie wahrhaft und wirklich sind. Auf diesem Wege sind die Beobachter der Natur von den ältesten Zeiten an bis auf die heutige zu der Menge von Kenntnissen gekommen, welche jetzt unsere eigentliche und wahre Naturwissenschaft ausmachen. Sie sind aufmerksam auf die Erscheinungen der Natur,

auf die Wirkungen ihrer Kräfte, und auf das Beharrliche oder Wechselnde in diesen Erscheinungen und Wirkungen gewesen, und überall haben sie sich, gleichsam instinctmäßig, bemüht das gesammelte Mannichfaltige auch in mannichfaltige Einheitsbeziehungen zu bringen. Es ist dieß der natürliche, und darum richtige Gang des menschlichen Forschergeistes, der, nicht durch Anmaßung und Dünkel verführt, seine Grenzen nicht überschreitet. Und so haben wir nach und nach eine an Fülle und Form immer mehr gewinnende Naturbeschreibung, und, nachdem zur Beobachtung die Mathematik sich hinzugesellt, den Grundbau einer Physik erhalten, deren Krone die Astronomie und die Mechanik ist; endlich hat das Experiment auch das Reich der Elemente und Stoffe, d. h. der Kräfte der Natur, so weit sie in ihren Wirkungen ersichtlich sind, in ihren Wechselverhältnissen belauscht, und die Chemie hervorgerufen, deren Grenzen sich täglich erweitern. Auf demselben Wege schreitet man, nachdem man den Wust von alten Vorurtheilen hinweggeräumt hat, zu näherer Kenntniß der Lebens-Erscheinungen und ihrer nächsten Bedingungen vor, um so eine Biologie zu begründen, die als Grundlage der Medizin, mit Recht den Namen der Physiologie an sich trägt, indem sie die Norm der Lebenserscheinungen den in der Pathologie zu verfolgenden Abnormitäten derselben gegenüber stellt. Nur scheint es noch überall an einem Regulativ zu fehlen, welches der Forschung ihr richtiges Ziel vorhält und über ihre Grenzen wacht. Ein solches Regulativ kann nur aus der richtigen Auffassung der Bedingungen unserer Erkenntniß überhaupt hervorgehen. Diese Bedingungen beziehen sich theils auf die Materie, theils auf die Form unserer Erkenntniß, und sind keine andern als die wir schon kennen, nämlich: treue Auffassung zusammengehöriger Erscheinungen, und logische Verknüpfung derselben zur Einheit. Hieraus entsteht, was wir am besten mit dem Ausdrucke des gegenständlichen Begriffs bezeichnen, als in welchem die Materie und Form der Erkenntniß vereiniget ist. Auf diesem Wege erhalten wir eine der Einrichtung unseres Erkenntnißvermögens angemessene vollständige und klare Erkenntniß. Und dieß ist Alles was wir wünschen können. Das Regulativ für jeden Zweig der Naturforschung wäre also die Gegenständlichkeit der Begriffe welche diesen Zweig als ein Ganzes umfassen. Die Beschaf-

fenheit der Gegenstände (das Materielle der Erkenntniß) bestimmt alsdann das Ziel der Forschung, und die logische Einheit (das Formelle der Erkenntniß) ihre Grenzen. Denn ein anderes Ziel hat z. B. die Naturbeschreibung, ein anderes die Chemie, u. s. w.; und daß keine Forschung in die andere überlaufe und sich mit fremdartigen Elementen beschäftige, dafür sichert die logische Einheit, welche keine Einmischung des Heterogenen in das Gleichartige duldet, als woraus Verwirrung und Getrübtheit der Erkenntniß entstehen würde; wovon uns z. B. die Physiologie früherer Zeiten ein warnendes Beispiel hinterlassen hat: denn diese hat, auf eine die Biologie sehr verwirrende und trübende Weise, mechanische, mathematische, chemische Elemente in die reine Auffassung und Einheit des Begriffs vom Leben und seinen Thätigkeiten hervorgebracht. So hat denn ein jeder Kreis der Naturforschung sein eigenes Regulativ, durch welches der Forscher gesichert wird sich frei in seinem Elemente zu bewegen. Zu Folge dieses Regulativs hat sich die Naturbeschreibung mit Aufstellung der Formen ihres Gebiets zu begnügen, und sich weder in die Entstehungs- noch in die Wirkungs-Weise dieser Formen einzumischen. Die Chemie muß an der Analyse und Synthese der Stoffe genug haben und darf sich nicht mit der Construction der Formen, und noch weit weniger mit Erklärung der Lebenserscheinungen selbst befassen. Die Physik muß sich gegen die Alleinherrschaft der Mathematik verwahren, als welche in dem Gebiete der Naturthätigkeiten keine Stimme hat, die über die Gesetze der Mechanik hinausgehen. Eine rein mechanische Physik ist nicht blos eine Einkerkerung, sondern eine Ertödtung der Natur. Am allerwenigsten darf sich die Mathematik in die Erklärung der Lebenserscheinungen einmengen; wie sie denn in unsern Tagen so dreust gewesen ist sogar die Erscheinungen des psychischen Lebens in ihren Bereich zu ziehen. Ein solcher Frevel führt den Untergang der Biologie und Psychologie herbei; und Diejenigen, welche ihn begehen, geben zu erkennen daß sie über die Grenzen des richtigen Denklebens hinausgeschritten sind. Wir können uns bei dieser Gelegenheit nicht enthalten den schon früher in dieser Beziehung angeführten, als Naturforscher nicht minder denn als Dichter ausgezeichneten, Goethe, als das Muster eines unbefangenen Naturbetrachters aufzustellen, dessen Verfahrungs-Weise allgemeine

Nachahmung verdient. Er ist ein Muster, nicht blos für die Wissenschaft, sondern auch für das Leben selbst; wiefern es mit der Natur in Gemeinschaft und Verbindung tritt. Dieser rege Sinn für Alles, was als auffallende Naturerscheinung hervortritt, diese Theilnahme an aller Wirksamkeit der Natur in ihren verschiedenen Kreisen, dieses sich Hineinleben in die Lebendigkeit der Natur, diese Kindlichkeit, möchte man sagen, mit der er ihr als seiner Lehrerin und Leiterin folgte, Alles dieß hatte auf sein Denkleben, und die Richtigkeit desselben in Beziehung auf die Natur, den bedeutendsten Einfluß. Es setzte ihn nicht blos in den Stand ein treuer Beobachter zu werden, sondern es verschaffte auch seiner, der Natur gleichsam angeschmiegten, Denk=Weise jene Einfachheit, und in Folge dieser, jene Klarheit, welche die sichere Bürgschaft der Wahrheit ist, indem sie von dem Strahle innerer Einheit ausgeht und durch denselben den Zusammenhang und die Verbindung der Gegenstände in ihren Verhältnissen und Beziehungen erblickt. Ohne diese Klarheit ist weder eine deutliche Erkenntniß, noch eine schaffende Behandlung der Dinge möglich. Und gleichwohl ist letztere das zweite, was bei dem richtigen Denkleben in Beziehung auf die Natur zur Erörterung kommt. Daher auch bei Goethe selbst die Leichtigkeit sich mit den mannichfaltigen Gegenständen der Cultur aller Art vertraut zu machen, und auf dieselben, von seinem Standpunkte aus, fördernd einzuwirken. Kein Werk der menschlichen Hand und des menschlichen Fleißes war ihm unbedeutend und gleichgültig. Er interessirte sich auf das lebhafteste für die ganze menschliche Betriebsamkeit. Handwerke und mechanische Künste, der Landbau und der Bergbau, das Fabrikwesen, überhaupt die mannichfaltige Bearbeitung der so vielfältigen Stoffe der Natur, und die Anwendungsweise der Mittel, deren sich die Kunst hiezu bedient, Alles dieß besaß seine regste Theilnahme. Denn der erfindende Menschengeist tritt aus Allem diesem hervor, und an seinen Erfindungen bethätiget sich nicht blos der Verstand, sondern auch die Einbildungskraft, so daß man das Reich der physischen Cultur fast zugleich ein Reich menschlicher Poesie nennen könnte. Und in der That schließt sich auch die schöne Kunst den Künsten der Nothdurft an: denn von Alters her sind Gebäude und Geräthschaften allmählich nicht blos aus ursprünglicher Rohheit zur Schönheit der Form überge=

gangen, sondern auch außerdem noch mit mancherlei Bildwerk ausgeschmückt worden, und an dem was das Bedürfniß verlangt, hat der Trieb der Verschönerung bald großen Antheil genommen. Und so hat sich die Baukunst, die Bildnerkunst, die Mahlerei nach und nach aus dem Reichthum menschlicher Bildungskraft erzeugt, und den Raum und seinen Inhalt mannichfaltig mit ihren Denkmalen ausgestattet. Wer kann nun alle diese Erscheinungen erblicken, ohne sein eigenes Gedankenleben von ihnen aufgeregt zu finden und sie gleichsam im Geiste nachzubilden? Das richtige Denkleben darf sich dieser Beschäftigung mit allem was Menschengeist und Menschenhand hervorgebracht hat, nicht entziehen, ohne eine Lücke in seiner Thätigkeit zu lassen, welche für die Lebenswirksamkeit eines Jeden von großem Nachtheile ist: denn unmittelbar oder mittelbar haben wir immer in das äußere Getriebe menschlicher Thätigkeit, durch welches die Natur um uns her gleichsam umgestaltet wird, mehr oder weniger einzugreifen.

Wir sind hier fast unwillkührlich in das Gebiet herübergelangt, welches jetzt noch zu betrachten ist, nämlich in das Gebiet der Menschenwelt. Hier giebt es nun wiederum eine reiche Beschäftigung für das Denkleben, wenn es sich als richtiges erweisen soll, und zwar zunächst für die Erkenntniß. Ist doch die Menschenwelt unsere eigentliche Welt; und die Unbekanntschaft mit ihr kann nicht ohne den größten Nachtheil für unsere Ausbildung und unser Wirken sein. Menschenkenntniß ist die erste Bedingung zum Verkehr mit den Menschen. Und nicht blos die besondere Kenntniß Derer die zunächst um uns sind, und die allgemeine Derer, die zugleich mit uns leben, sondern auch die Kenntniß der Menschheit überhaupt, wie sie sich von Alters her in Raum und Zeit entwickelt hat, ist ein nothwendiger Gegenstand des richtigen Denklebens. Daher also der Werth und die Nothwendigkeit der Geschichtswissenschaft. Wir können uns die ganze Erscheinungsweise, die Gesinnungen, die Handlungen der heutigen Welt, die Bewohner unseres Welttheils, unseres Landes, unserer Stadt, nicht erklären, wenn wir nicht die Entwickelung der Völker, der Staaten, der allgemeinen und besonderen Cultur, so weit sich Alles dieß ergründen läßt, gleichsam vor unsern Augen haben entstehen sehen. Der größte Theil der gangbaren Begriffe, und folglich

auch ihres Einflusses auf das Leben und die Verhältnisse eines Jeden, ist historischen Ursprungs. Wir führen als Beispiel nur die Religions=Begriffe an. Ohne fremder Welttheile, ja auch nur anderer Länder unseres eigenen Welttheils zu gedenken, wie verschieden, und von welchem verschiedenen Einflusse sind die Religions=Ansichten im südlichen und nördlichen Deutschland, in größeren und kleineren Städten, und wiederum in Städten und auf dem Lande. Und überall stoßen wir auf historischen Ursprung. So ist es auch in politischer Hinsicht; so ist es in Beziehung auf die Sitten, Gewohnheiten, Lebens=Weisen, auf die Lebens=Bestrebungen, und selbst auf die Freuden und Ergötzlichkeiten des Lebens. Kein Mensch steht so unabhängig oder so unbefangen da, daß nicht seine ganze Persönlichkeit von historischen Berührungen durchdrungen sei. Je besser wir also das Wesen und den Einfluß derselben verstehen, desto besser verstehen wir den Menschen. Und nun nochmals: wie wollte man ohne Menschenkenntniß in der Welt auskommen? Allerdings wird alles Aeußere, was an den Menschen gelangt, durch seine Individualität modificirt; aber selbst diese lernen wir besser begreifen, wenn wir das nicht zu ihr Gehörige, sondern gleichsam nur Angebildete, von ihr abzusondern vermögen. Wir erleichtern uns dadurch das Studium dieser Individualität, welches freilich zum Umgange und zum Verkehr mit den Menschen, so wie zu unserer Einwirkung auf sie, überhaupt zu ihrer wahren Würdigung, unerlaßlich ist. Es würde unserm Denkleben wenig Ehre machen, ja es würde unsern Gesammt=Verhältnissen zum großen Nachtheil gereichen, wenn wir uns jeden Augenblick über die Menschen um uns her täuschten, von ihnen erwarteten was sie nicht sein und leisten können oder wollen, und ihnen ganz andere Ansichten und Gesinnungen anmutheten, als sie wirklich haben. Es ist also eine große, und für ihre Lösung unerlaßliche Aufgabe des richtigen Denklebens, uns mit der Menschenwelt bekannt zu machen und sie gehörig zu würdigen. Aber freilich verlangt die richtige Lösung dieser Aufgabe eben so ihr Regulativ, wie die richtige Auffassung und Behandlung der Natur. Und hier tritt uns zunächst das Princip des richtigen Denklebens, die Vernunft, mit ihrem Lichtstrahle entgegen. Die Vernunft ist die Feindin aller Befangenheit und Einseitigkeit; und nichts ist für die Beurtheilung der Menschen nachthei=

liger als diese Beschränktheiten. Wie aber die Vernunft unpartheiisch ist, so schmeichelt sie auch nicht, und erblickt kein menschliches Gebrechen im günstigen Lichte. Nur richtet und verdammt sie nicht, wo Umstände und Verhältnisse die Entwickelung der Freiheit und Selbstständigkeit menschlicher Gemüther behindert, und mannichfaltige Gebrechen herbeigeführt haben. Das Regulativ für die richtige Beurtheilung der Menschen hat demnach, wie in der Vernunft sein Princip, so in den von aussen gegebenen Momenten seine Basis. So viel über die Beziehung des richtigen Denklebens auf die Menschenwelt hinsichtlich der Erkenntniß. Es bleibt nur noch übrig auch über das richtige Denkleben zu sprechen, wiefern es sich als schaffende und bildende Kraft auf die Menschenwelt äußert. Es ist bereits (gegen das Ende des dritten Kapitels) ausgesprochen worden daß das Denkleben schaffend und bildend in die Menschenwelt eintritt, einmal reell, in der Construction und Einrichtung des Staats, sodann auch ideell in den Schöpfungen der redenden Kunst. Was zunächst den Staat betrifft, so gehören hieher alle Entwürfe zu einem vollkommenen Staate von Plato an bis auf die neueste Zeit. Wer demnach den Beruf und die Kraft in sich fühlt in diesem Gebiete thätig zu sein, dem steht ein großer Spielraum offen: denn wie weit sind noch die Staaten von ihrer Vollkommenheit entfernt! Nur ist hiebei zu berücksichtigen daß es auch bei dieser Wirksamkeit des Denklebens nicht ohne Regulativ abgehen kann, wenn sie eine gedeihliche sein soll. Das Princip desselben ist abermals die Vernunft: denn wie wäre ein vollkommener Staat denkbar, wenn er nicht der Vernunft angemessen wäre? Dagegen muß aber die Länder- und Völker-Verschiedenheit die Basis eines solchen Regulativs sein, wie schon Montesquieu in seinem canonischen Werke de l' Esprit des Lois hinreichend gezeigt hat. (Tom I. Livre I. Chap. 3.) Was aber das zweite anlangt, nämlich das Schaffen und Bilden in Poesie, Musik, und der eigentlichen Kunst der Rede, so ist dasselbe dem Menschen so natürlich und gleichsam angeboren, wie die Sprache selbst; und es steht zu bezweifeln, ob der Mensch, wenn er ganz aus diesem Elemente herausgerissen würde, zur völligen Ausbildung seines Lebens gelangen könnte. Nicht als ob ein Jeder Dichter oder Tonsetzer oder Redner sein müßte: aber von je her hat schon der Genuß aller

Erzeugnisse der redenden Kunst das zarteste Spiel des Denklebens geweckt, und die schaffende Kraft wenigstens zum Nachbilden aufgeregt. Denn wer kann ein Drama des Sophokles, oder einen Gesang des Homer, oder ein Lied von Goethe lesen, ohne es im Stillen und gleichsam verstohlen, nachzubilden? Und so ist es auch mit der Musik und der Kunst der Rede. Alle diese Schöpfungen der redenden Kunst könnten uns nicht entzücken, wenn wir sie nicht verstünden, und wir würden sie nicht verstehen, ohne sie, auch unbewußt, nachzubilden. Aber auch hier giebt es, für den Hörer wie für den Künstler, ein Regulativ. Und dieses ist das Musterhafte, oder, was dasselbe ist, das Schöne. Auch hier finden wir die Vernunft wieder thätig: denn ihr Charakter ist Einheit; und Einheit ist der Stempel der Schönheit wie der Wahrheit; nur daß die Schönheit Einheit in den Anschauungen, wie die Wahrheit Einheit in den Begriffen ist. Die Schönheit nun ist um so vollendeter, je mannichfaltiger die Anschauungen sind, welche in der Einheit, wie in einem Brennpunkte, zusammentreffen. Wer sich also in seinen Kunst-Genüssen oder Leistungen nur streng an das Schöne hält, der kann versichert sein daß sein Denkleben auch in der Beziehung, von welcher wir jetzt reden, ein richtiges ist, und den wohlthätigsten Einfluß auch auf sein empfindendes und handelndes behaupten wird.

Fünftes Kapitel.

Das richtige Denkleben in Beziehung auf den Geist.

Wenn das Wort Geist im Gegensatz gegen die Welt ausgesprochen wird, so kann darunter nur der Schöpfergeist verstanden werden: denn die Welt ist die Schöpfung. Wiewohl nun dieser Geist sich in der Schöpfung offenbart, so ist doch die Schöpfung nicht der Schöpfer, oder mit andern Worten, die Natur nicht Gott. Die Schöpfung ist das Werk des Schöpfers; und wer wollte nicht das Werk vom Werkmeister unterscheiden? wer nicht den Künstler von seinem Kunst-Erzeugniß? Gleichwohl lernen wir den Künstler nur aus seinen Kunstwerken kennen: einen Raphael aus seinen Gemälden, einen Mozart aus seinen harmonisch-melodischen Tönen. Aber der menschliche Künstler trennt sich von seinem Werke nachdem er es vollendet hat: scheidet auch der Schöpfer der Welt von seiner Schöpfung? Nein! seine Schöpfung ist Geist und ist Leben, wie er selbst fort und fort, in immer steigender Entwickelung. Wir nennen den Raum unendlich, und ihn erfüllen die Welten. Wissen wir ob auch schon eine unendliche Fülle der Welten in den Raum eingegangen ist? Und wenn sie es wäre, so sind doch die Welten im Raume nur die Träger höherer Entwickelung als der des Lebens im Raume. Es giebt auch ein Leben in der Zeit; und die Zeit, das wissen wir, ist noch nicht erfüllt, wiewohl sie voll der Schöpfungen des göttlichen Geistes ist,

nämlich voll geistiger Wesen: denn was Gott in der Zeit erschafft, ist geistiger Art. Aber nur die Entstehung geistiger Wesen in der Zeit gehört zu Gottes Schöpfung: denn das Leben der geistigen Wesen in der Zeit ist ein anderes als das der Dinge und Wesen im Raume. Es ist von einem Elemente durchdrungen, welches der Raum nicht in sich trägt: vom Elemente der Freiheit, welches die Existenz geistiger Wesen bedingt. Nämlich das Leben der Freiheit ist das Leben der Thaten. Wir nennen es die Geschichte. Auch in der Geschichte offenbart sich Gott nothwendig: denn die Geschichte ist die Entwickelung des geistigen Lebens; und es giebt kein geistiges Leben ohne den Geist, ohne Gott. Aber anders offenbart sich Gott in der Geschichte als in der Schöpfung. Die Geschichte ist nicht Schöpfung; sie ist Handlung, sie ist das Drama der geistigen Wesen, das von der Freiheit ausgeht, und sich fort und fort in dem Elemente der Freiheit bewegt. Die Geschichte ist, wie gesagt, das Reich der Thaten; und an die Thaten geistiger Wesen rührt die Schöpferhand nicht, weil sie der Freiheit angehören, die nicht durch äußere Macht bestimmt wird, sondern die sich selbst bestimmt. Tritt aber in dem hier Gesagten nicht ein Widerspruch gegen das Obige hervor, daß sich Gott auch in der Geschichte offenbare? Keineswegs. Gott offenbart sich in der Geschichte auf dieselbe Weise wie die freien Wesen wirken, ebenfalls als freies Wesen, als Geist, durch That. Die Schöpfung überhaupt, im Raume sowohl als in der Zeit, ist keine göttliche That, sondern blos eine göttliche Handlung. Eine That ist nur unter Voraussetzung freier Wesen und in Bezug auf dieselben möglich, eine Handlung ist aber blos die Thätigkeit eines freien Wesens überhaupt. Wenn ein Künstler schafft, so bedarf er nur der bildenden Kraft, unter der Leitung des Verstandes und Willens; aber dieses Schaffen ist keine That: denn diese setzt die Gesinnung eines freien Wesens gegen andere freie Wesen voraus, gleichviel ob diese Gesinnung gut oder böse sei. So auch bei Gott. Seine Schöpfung gleicht, das Siegel der Göttlichkeit, d. h. der Vollkommenheit abgerechnet, dem Kunstwerk des Künstlers. Dieser mag sein Werk entweder erhalten oder zerstören, so ist beides keine That: denn das Kunstwerk ist kein freies Wesen. Wie verhält sich nun Gott gegen die freien Wesen als seine Geschöpfe? Er kann ihnen und ihren Thaten nur seine Gesin-

nung entgegen stellen. Gott ist nothwendig gut: denn ein böser Gott ist ein Widerspruch. Nun nennen wir aber die gute Gesinnung gegen freie Wesen Liebe. Gott kann sich also in der Geschichte — denn von dieser ist eben die Rede — nur als Liebe offenbaren. Wie auch die Thaten der geistigen Wesen beschaffen sein mögen: Gott kann ihnen nur mit der That der Liebe entgegen treten. Selbst Gottes Strafe des Bösen kann nur Liebe sein. Gesetzt die Geschichte, nicht blos der geistigen Wesen auf dieser Erde, d. h. der Menschen, sondern auch der geistigen Wesen in allen Welten, wäre nur eine fortlaufende Reihe mannichfaltig sich in einander verschlingender, oder einander widerstreitender, böser Thaten, so würde doch Gott, als die Folgen dieser bösen Thaten ausgleichend, sich offenbaren: denn in dieser Ausgleichung ist die Liebe thätig. Mit andern Worten: Gott würde Alles, was böse gemeint ist, zum Guten wenden. Nicht als ob er die bösen Thaten selbst unmittelbar in gute umwandelte, denn das hieße die Freiheit freier Wesen aufheben: sondern er würde die bösen Thaten zum Guten lenken, d. h. ihnen, nachdem sie verübt waren, in ihrem Erfolge eine andere Richtung als die beabsichtigte geben. Und dieses ist bei Gott wohl möglich, ohne der Freiheit geistiger Wesen Eintrag zu thun: denn jede That, nachdem sie vollendet, ist wie der geworfene Stein, der gar wohl von außen her eine andere Richtung erhalten kann. Jede That, nachdem sie verübt worden, fällt, so zu sagen, in Gottes Hand zurück. Die tausend und aber tausend Thaten der Geschichte sind nun als eben so viele Fäden zu betrachten, aus denen der über der Zeit thronende Meister nach dem Muster ewiger Harmonie in seinem Geiste das Gewebe der Seligkeit aller geistigen Wesen wirkt, mag auch eine Unzahl derselben durch Mißbrauch ihrer Freiheit noch so sehr daran gearbeitet haben die allgemeine Ordnung und Harmonie im Reiche des Geistes zu stören und zur Unordnung, ja, zur Zerrüttung dieses Reiches das ihrige beizutragen. Und dieß ist die That der Liebe, durch welche Gott sich in der Geschichte offenbart: denn die Liebe ist eine freie That, aber eine solche, welche die Freiheit geistiger Wesen nicht stört sondern fördert. Jede andere freie That hemmt die geistigen Wesen in ihrer Thätigkeit, d. h. in ihrem Leben; aber die Liebe wirkt wie die Frühlingssonne: sie treibt Knospen und Blüthen hervor, sie steigert das Leben

bis zu seiner höchsten Entfaltung, bis zur unvergänglichen Seligkeit. Dieses höchste Leben kann freilich erst erscheinen wenn die Zeit erfüllt ist, d. h. wenn die Liebe der geistigen Wesen zum Zeitlichen, der Liebe zum Ewigen gewichen sein wird. Dieß kann aber erst dann geschehen, wenn die ewige Liebe selbst, für das was sie ist erkannt wird: denn alsdann hat das feindselige Aufeinander=Wirken freier Wesen ein Ende, und, wie dort geschrieben steht, ist Gott Alles in Allem. Nach dieser Erkenntniß Gottes haben die einzigen geistigen Wesen auf dieser Erde, die Menschen, von Anfang an gestrebt, und Gott ist ihnen durch mannichfaltige Offenbarung entgegen gekommen. Zum Theil haben sie sich aber auch diese Gottes=Erkenntniß schwer, ja unmöglich gemacht, indem sie, erst unmerklich, dann unter immer größeren Ausbeugungen, von dem Pfade des reinen Gehorsams abwichen, bis sie das Ziel ihres Strebens ganz aus den Augen verloren, so daß ihnen zuletzt die Gottes=Erkenntniß kein Ziel mehr war. Nur Diejenigen erhielten sich den Sinn für diese Erkenntniß aus göttlicher Offenbarung offen, die sich die innere Einheit im Gefühl, oder den kindlichen Glauben bewahrten und somit reines Herzens blieben. Ihnen traten keine für göttlich gehaltene Truggestalten entgegen, sondern ihnen enthüllte sich Gottes geistiges Wesen in immer wachsender Klarheit, und sie wurden die nicht blinden und mechanischen, sondern die schauenden und freien Werkzeuge erneueter Offenbarung an die Andern, denen die früheste einfache und reine Enthüllung Gottes fremd geworden war. So entwickelte sich allmählich in den Seelen der Geweihten das richtige Denkleben in Beziehung auf den Geist; und von ihnen kann man sagen was dort der Dichter spricht:

„daß stets, wer in Ihm lebt, und webt, und ist,
„nicht seinen Geist und seine Kraft vermißt."

Es hat aber dieses richtige Denkleben den doppelten Vortheil, daß es, einmal den Grund der Abweichung von der wahren Gottes=Erkenntniß und die mannichfaltigen Arten dieser Abweichung klar begreift, sodann aber auch, wenn auch nur stufenweise, zur wahren Theologie gelangt. Und diese beiden Arten der Erkenntniß des richtigen Denklebens in Beziehung auf den Geist, als das höchste Wesen, wollen wir jetzt in möglichst deutlicher Auseinandersetzung verfolgen.

Wir lösen aber hiemit die bereits früher gestellte Aufgabe (Kap. III. zu Ende) nur zum Theil: denn wir verweilen hier blos in der Erkenntniß-Sphäre des richtigen Denklebens in Beziehung auf den Geist. Es bleibt aber hierauf noch die Bildungs- oder die praktische Sphäre des richtigen Denklebens in derselben Beziehung übrig, deren Geschäft, obbesagter Maßen, die Aufstellung der Idee der höchsten Kunst, nämlich des sittlich-religiösen Lebens ist. Auch dieser Aufgabe und ihrer Lösung dürfen wir uns nicht entziehen, und sie wird den zweiten Theil der Betrachtungen dieses Kapitels ausmachen, als womit die Summe der Auseinandersetzungen dieses Abschnitts geschlossen ist.

Was also den ersten Theil unserer Aufgabe, oder die beiden Arten der Erkenntniß des richtigen Denklebens in Beziehung auf den Geist betrifft, so ist, besagter Maßen, die erste dieser Arten negativ, und betrifft den Gewinn den das richtige Denkleben bringt hinsichtlich des Grundes der Abweichung von der wahren Gottes-Erkenntniß, und der mannichfaltigen Gestalten dieser Abweichung. Was zuerst jenen Grund anlangt, so liegt er offenbar im Menschen selbst, er möge in ihn gelangt sein auf welchem Wege er wolle. Es ist der Hang zum Bösen. Dieser Hang liegt nicht, wie viele Neuere behaupten, die sich Rationalisten nennen, in der sinnlichen Natur des Menschen, d. h. in der Einrichtung, vermöge welcher der Mensch ein Sinnenwesen ist und von Bedürfnissen des leiblichen Lebens abhängt: denn diese Einrichtung ist göttlich, und ist die äußere Bedingung aller höheren Entwickelung. Dieser Hang liegt im Gegentheil in der moralischen Natur des Menschen, das heißt nicht: in seiner Moralität oder Vernünftigkeit — denn dieß wäre der ärgste Widerspruch der sich denken ließe — sondern in der ihm eingebornen Freiheit, ohne die er kein moralisches Wesen sein könnte, die aber, eben weil sie Freiheit ist, sich der Vernunft widersetzen kann, und, um sich als Freiheit zu behaupten, als Feindin der Vernunft auftritt, welche Gehorsam fordert. Die Neigung der Freiheit, sich der Vernunft entgegen zu setzen, ist es eben, was den Hang zum Bösen ausmacht. Diese Neigung ist vom Schöpfer nicht in den Menschen gelegt, sondern sie ist, wie ein Gifthauch an ihn gelangt. Die Quelle des letzteren wollen wir hier nicht weiter verfolgen. Genug, der

Hang zum Bösen, d. h. zum Vernunftwidrigen, welches in der Behauptung des eigenen Willens besteht, ist im Menschen nicht abzuläugnen; die Erfahrung eines Jeden bestätiget ihn. Und die Anerkennung dieses Hanges ist der Schlüssel um das Räthsel der mannichfaltigen Abweichung eines großen Theiles der Menschen von der wahren Gottes-Erkenntniß zu lösen. Die alte Klage, „daß die Menschen sich nicht wollten vom Geiste Gottes regieren lassen," eine Klage, die noch jetzt bei einem großen Theile derselben wiederholt werden kann, hat eben in jenem Hange ihren Grund, oder vielmehr sie bestimmt uns das Wesen jenes Hanges auf das genaueste. Wen der Geist Gottes nicht regiert, der ist in seinem Streben auf alles Andere, nur nicht auf Gott und seine Erkenntniß gerichtet. Er versinkt in selbstisches Dichten und Trachten, Thun und Treiben. Je tiefer dieses in ihm einwurzelt, desto mehr entfernt er sich von Gott und dem Streben nach seiner Erkenntniß. Es soll hiemit nicht gesagt sein daß unsere natürliche und nothwendige Stellung zur Welt eine solche Abneigung von Gott erzeuge: denn es ist ja sogar Gottes Wille daß wir die Welt auf das mannichfaltigste benutzen sollen — wie auch früher bereits zur Gnüge gezeigt worden —; sondern es ist nur unsere völlige Hingabe an die Welt, die uns von Gott so ganz entfremdet. Und dieß von den ältesten Zeiten her. Dieß steht keineswegs im Widerspruche mit den erhabenen Gedanken und Gesinnungen in Bezug auf das höchste Wesen, deren in dem Anfange der Einleitung zu dieser Schrift rühmliche Erwähnung geschehen ist. Denn nur gottbegeistete Menschen unter den ältesten Völkern waren von dergleichen Gedanken und Gesinnungen erfüllt, und offenbarten sie als Lehrer und Gesetzgeber dem rohen Haufen. Dieser aber war und ist überall und zu jeder Zeit sich gleich. Unsere ältesten biblischen Berichte melden daß bereits zu den Zeiten der Erzväter, dieser gottvertrauten Männer, der rohe Haufe so versunken war in Gottvergessenheit, und in Ausschweifungen der niedrigsten und verworfensten Art, — und es werden hier die Städte Sodom und Gomorrha vorzugsweise aber auch beispielsweise genannt, — daß man sich des Schauderns nicht erwehren kann, wenn man von diesen Greueln liesst, und daß man nicht im Stande sein würde zu begreifen wie schon in der Tages-Frühe des Völkerlebens eine solche Entmenschung

möglich war, wenn nicht die gänzliche Gottesvergessenheit es uns begreiflich machte. Wie denn aber auch auf der andern Seite der Hang zum Bösen mit seiner Uebergewalt uns das Versinken der Menschen in den Pfuhl der Unreinigkeit wiederum als die Quelle jener bodenlosen Gottesvergessenheit bezeichnet. Es findet hier ein Wechselverhältniß Statt, welches uns die Erklärung des zeitlichen Verderbens so vieler Menschen erleichtert. Hatte doch der erste Brudermord — und der Mörder opferte noch am Altare des wahren Gottes — schon das erste Blatt der Geschichte der Menschheit mit Blut befleckt. Dergleichen genaue Berichte über die frühzeitige Ausartung der Menge finden wir zwar bei den andern ältesten Völkern nicht; allein es sind uns auch die frühesten Urkunden ihrer Geschichte, wenn sie solche hatten, verloren. Inzwischen bezeugt uns die Ausartung ihrer Religion, wie sehr sie bereits in der wahren Gottes-Erkenntniß zurückgegangen waren; was nicht ohne Hingabe an das Weltwesen erfolgt sein konnte. Der Thierdienst der Aegyptier, der Sternendienst der Chaldäer, der Götzendienst der Indier, der Fetischdienst der Küstenbewohner des westlichen Asiens, sie legen alle ein unverwerfliches Zeugniß des Abfalles dieser Völker vom wahren Gottes-Dienste ab, den wir in dem Leben der Patriarchen noch so rein, einfach und kindlich vorfinden, daß wir ihn füglich als die Urreligion, oder dieser entsprossen, annehmen können. Auf jeden Fall, auch wenn wir zugestehen wollen, daß der Mythologie und Symbolik jener alten Völker reine Begriffe der wahren Theologie zum Grunde gelegen haben — was nicht zu verwundern ist, da ja aller Naturvergötterung ursprünglich der Gedanke eines höchsten geistigen Wesens zum Grunde liegen mußte, auf welches sich jene Mythen und Symbole bezogen: denn das religiöse Bewußtsein ist der Menschheit überhaupt eigenthümlich —: so müssen wir doch zugleich anerkennen daß jene Symbole und Mythen, z. B. der Indier und Aegyptier, die deutlichsten Beweise sind daß das unmittelbare Gottesbewußtsein aus dem religiösen Leben jener Völker verdrängt war, und daß folglich eine reine Gotteserkenntniß, wie sie nur in jenem Bewußtsein aufgefaßt werden kann, für sie verschwunden war. Der Gegenstand der Anbetung der Abrahamiten war der wahre Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, da hingegen der Gegenstand der Anbetung der Natur-

vergötterer die Welt war, mit Allem was darinnen ist. Das richtige Denkleben erblickt diese Verirrungen in ihrem wahren Lichte, und findet selbst die höheren ethischen Ansichten, namentlich der Indier und Perser, (denen in der Einleitung zu dieser Schrift volle Gerechtigkeit widerfahren ist,) von einem heiligen Urwesen, von einem Abfalle der Geisterwelt, von einer nothwendigen Läuterung der Seelen, so wie von einem Leben nach dem Tode, durch mancherlei phantastische Zusätze und widersinnige Verfälschungen getrübt und entwürdiget. Dagegen erkennt das richtige oder von der Vernunft geleitete Denkleben in der uns durch die Erscheinung Christi und durch seine Lehre gewordenen göttlichen Offenbarung die reinste Quelle der wahren Gottes-Erkenntniß oder der echten Theologie, wenngleich von dem Standpunkte dieses Denklebens aus zugleich anerkannt werden muß daß auch dieser klare Beweis des göttlichen Waltens in der Geschichte durch Mißverständnisse und die daraus erwachsenen falschen Ansichten im Laufe der Zeiten mancherlei Verunstaltungen erfahren hat, welche nicht allein in der katholischen Theologie, sondern auch neuerdings im sogenannten Protestantismus, so wie in den verschiedenen separatistischen Secten, zu theologischen Afterformen geworden sind, die inzwischen keineswegs im Stande sind jene göttlichen Strahlen zu verdunkeln, sondern lediglich schwache Gemüther zu verwirren und an die Stelle wahrer Gottes-Erkenntniß Trugbilder aller Art einzuschieben, welche, wie alle Trugbilder, ihre frühere oder spätere Vernichtung zu erwarten haben. Was ist klarer, und was verkündiget die wahre Erkenntniß des göttlichen Wesens einleuchtender, als das reine, vollkommen heilige Leben Christi, der mit voller Wahrheit von sich sagen konnte: „Wer mich siehet, siehet den Vater.“ Die Gottheit selbst tritt uns hier, wie in einem reinen Spiegel entgegen, welcher selbst der Abglanz der Gottheit ist. Und wie dort geschrieben steht: „Dieß ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören;“ so dürfen wir auch in der That nur auf ihn hören um in seinen göttlichen Worten den Maßstab für Alles zu finden was sich von andern Seiten her für Gotteserkenntniß ausgiebt. Christi Worte sind, wie er selbst sagt, „Geist und Leben,“ und unsere Vernunft findet sich, wenn sie diese Worte des Lebens vernimmt, in ihrem eigentlichen Elemente, wie das Auge, wenn es dem Lichte begegnet. Wenn wir aber der

Theologie entgegen treten wie sie sich, besagter Maßen, im Laufe der Zeiten gestaltet hat, so ist es als ob uns eine Binde vor die Augen gelegt würde, so daß wir nichts mehr zu erkennen vermögen und überall anstoßen. Und diese Binde heißt: Glaube. Es ist aber dieß nicht jener Glaube, welchen Christus gelehrt hat, jenes innige Gottesvertrauen des kindlichen Herzens, das keine Furcht, und keine Sorge, und keinen Zweifel an Gottes Güte und Liebe kennt, nicht jener Glaube, welcher durch sich selbst selig macht und den Frieden in sich faßt den uns Christus gegeben hat: sondern es ist der Autoritäts-Glaube, die aufgedrungene widerstandlose Verzichtleistung auf alles eigene Sehen, Forschen und Prüfen, gleich als ob uns das Auge des Geistes nur gegeben wäre um es zu verschließen. Es ist jener Glaube, der dem durch die Gewalt despotischen Ansehens eingeschüchterten Menschen, wie oben gesagt wurde, als eine Binde um die Augen gelegt wird, damit er sich, blind ergeben, von denen, die sich zu seinen Führern aufgeworfen haben, leiten lasse, wohin sie nach ihren, nicht göttlichen sondern menschlichen, Ansichten und Absichten ihn lenken wollen. Und dieser After-Glaube ist nicht blos dem Katholicismus eigen, sondern er treibt auch sein Wesen in allen Irrlehren des Protestantismus, wiefern dergleichen aus der Buchstaben-Autorität hervorgehen; er treibt es in dem vom Protestantismus ausgegangenen und geschiedenen Rationalismus, in welchem Dünkel und Anmaßung (denn auch diese imponiren der Menge mit gewaltiger Autorität) sich mit beschränktem Verstande zum Richter über die göttliche Weisheit aufwerfen; er treibt es in den Secten der Separatisten, wo finstere Zeloten durch die Autorität ihres ascetischen Starrsinns schwache Gemüther erschüttern, oder erhitzte Schwärmer durch die Gewalt ihrer entzündeten Phantasie reizbare Gemüther mit sich fortreißen, und, gleich Irrlichtern, in die Sümpfe des Mysticismus versenken. Aller dieser Afterglaube fesselt, und ist der Antipode der Wahrheit, welche frei macht. Diese Fesseln zu lösen vermag blos die Vernunft, die sich im richtigen Denkleben ausspricht, und, wie sie einerseits die Lehren der göttlichen Weisheit im rechten Sinne versteht, so andererseits alles Mißverständniß dieser Lehren und allen Mißbrauch derselben durchblickt und aufdeckt. Das richtige, von der wahren Vernunft, d. h. von dem Sinne für das Wahre

und Rechte geleitete Denkleben klügelt nicht wie der von der menschlichen Selbstigkeit irre geleitete Verstand, der sich für Vernunft ausgiebt, sondern sie durchschneidet, gleich dem Worte Gottes welches sie in voller Reinheit auffaßt, wie ein zweischneidiges Schwert alle Truggewebe menschlicher Einbildung und Anmaßung, und macht der lichthellen Wahrheit Raum daß sie die Gemüther und Geister durchdringe und erfülle. Dieß ist aber die Wahrheit daß Gott in einem Lichte wohnt zu dem Niemand kommen kann, daß aber dieses Licht in seinem Sohne erschienen ist, so daß, wer diesen wahrhaft erkennt in seiner göttlichen Reinheit und Heiligkeit, in seiner unendlichen Liebe und Selbst-Entäusserung, auch die volle Erkenntniß Gottes, die wahre Theologie, besitzt. Und ewig wahr ist das Wort: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich;" ein Wort, welches, wie seine andern Worte, so mannichfaltig mißverstanden worden ist, und welches doch nur den Sinn hat: „so ihr bleibet in meiner Lehre — das heißt: wenn ihr in meinem Geiste lebt — so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." Frei sind wir aber eben nur, und in der Freiheit selig, wenn uns der Geist Gottes regiert, der Geist der Wahrheit, der in allen Menschen, wenn sie ihn nicht verdrängen, ist und wirkt wie er in Christus war und wirkte, und durch den wir mit Christo Eins sind und ihn erkennen, durch ihn aber den Vater. Wir erfassen aber den Geist der Wahrheit durch unsere Vernunft, die sein Organ ist; und er ist nur dann nicht für uns da, wenn wir dieses innere Auge verschließen; weshalb auch ohne Vernunft keine Gotteserkenntniß möglich ist, eben so wenig als die richtige Leitung unseres Lebens, und folglich auch unseres Denklebens. Darum sieht auch das durch die Vernunft, als die innere Einheit (des Bewußtseins), die auch den Geist als höchste Einheit wahr- und auf-nimmt, erhellte Denkleben Alles im wahren Lichte, und verscheucht, wie früher schon ausgesprochen worden, alle Nebel der Täuschung, des Irrthums und des Betrugs. Daher also auch die Klarheit des richtigen Denklebens, wie über die weltlichen, so über die geistigen Gegenstände. Wie denn diese Klarheit sich z. B. auch über Alles erstreckt, was die Philosophie aufbietet um zur Gotteserkenntniß zu gelangen. Denn nicht das Denken und eine logische Gedanken-Reihe ist es, die zu diesem Ziele führt, dessen sich sogar viele Urheber von

Philosophemen nicht einmal bewußt geworden sind, z. B. der gesammte Materialismus und Skepticismus. Selbst diejenigen Philosophen, welche das Dasein Gottes zu erweisen gesucht haben, mußten zuletzt Denen weichen, welche auf demselben Wege des Denkens darthaten daß gar kein (logischer oder metaphysischer) Beweis für das Dasein Gottes möglich sei. Sehr wahr: denn dieser Beweis, oder vielmehr die Gewißheit daß ein Gott ist, liegt außerhalb der Grenzen des bloßen Denkens. Nur die Vernunft, die wir so oft schon den Sinn für das Wahre und Rechte genannt haben, sucht Gott, — denn sie sucht das Heilige — und findet ihn, ohne Philosophie, in dem außer uns und in uns für das gläubige Herz sich offenbarenden Geiste. Die Vernunft bedarf des Geistes. Ohne ihn ist sie was das Auge ohne Licht. Die Philosophie bedarf des Geistes nicht: sie ist ihr eigenes Licht; aber sie erblickt, wenn sie aufrichtig ist, nur ihre eigene Dürftigkeit. Weshalb auch Socrates, der aus diesem Grunde mit Recht für den größten Philosophen gehalten wird, zu sagen pflegte, er wisse nur daß er nichts wisse. Freilich giebt es eine Philosophie, die sich mit fremden Federn schmückt und sich den Schatz göttlicher Offenbarung aneignet, um ihn sodann, als aus ihrem eigenen Schacht erbeutet, auszuspenden, gleich dem Goldmacher, der echtes Gold aus seinem Bleitiegel liefert, welches er heimlicher Weise vorher hinein gethan. Diese Philosophie hat aber auch früher oder später das Schicksal der Goldmacherei: sie wird, zwar nicht als Betrug, wie das Goldmachen, aber doch als Selbsttäuschung, zu ihrer Zeit anerkannt werden. Aber hat denn das Denkleben gar nichts mit der wahren Gotteserkenntniß zu thun? Wenn wir dieses behaupteten, wären wir in einen großen und unverzeihlichen Widerspruch gegen unsere ganze bisherige Auseinandersetzung in diesem Kapitel gerathen. Nein, das Denken, und wiefern dieses unser ganzes Leben begleiten soll, das Denkleben, ist zur Gottes-Erkenntniß durchaus nothwendig: denn wo gäbe es eine Erkenntniß ohne Denken? Der Verstand ist nicht blos ein Dolmetscher für die Welt, und übersetzt uns nicht blos die Sprache der Natur in unsere Begriffssprache, sondern auch die Sprache des Geistes, die sonst für uns nur ein unverständlicher Hauch sein würde. Das Denken ist einmal die Form, in der wir das von außen Gegebene aufnehmen müssen; und wenn wir Gott nicht dächten — obschon

nur nach unserer Begriffsfähigkeit, — so würde er gar kein Gegenstand für uns sein können, oder in gar keiner Beziehung auf uns stehen, so wenig als wir in irgend einer auf ihn. Dieß ist also die bedeutende Hülfe, die uns der Verstand zur Gottes-Erkenntniß leistet, und deren Werth allerdings nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Je klarer und vollständiger unser Gottesbegriff ist, desto leichter und freier werden wir uns in der Region bewegen, die wir das sittlich-religiöse Leben nennen. Nur müssen wir uns hüten zu wähnen daß wir den Gegenstand des Begriffs durch Denken zu erzeugen vermöchten, wie sich die Philosophie in ihrer Anmaßung einbildet. Es ist genug daß das Denkleben zur Gottes-Erkenntniß unentbehrlich ist, wiewohl freilich nur ein von der Vernunft geleitetes, folglich ein richtiges. Aber auch nun genug über das richtige Denkleben in Bezug auf diese Erkenntniß. Es bleibt uns noch die zweite Aufgabe zu lösen, nämlich die Darstellung der bildenden Thätigkeit des richtigen Denklebens in Beziehung auf den Geist, oder mit andern Worten, die Aufstellung der Idee der höchsten Kunst, oder des sittlich-religiösen Lebens.

Zwar setzt das sittlich-religiöse Leben die Gottes-Erkenntniß nothwendig voraus; allein die vollendetste Theologie würde an sich noch keinen Keim, geschweige eine lebendige Gestalt der Religion und Sittlichkeit erzeugen: denn beide sind Gegenstände nicht des Denk-Lebens, sondern des Gemüths- und That-Lebens. Dennoch würde die Religion nicht das Gemüths-Leben, und die Sittlichkeit nicht das Thatleben erfüllen können, wenn nicht, sowohl die Idee der Religion, als die der Sittlichkeit, im Denkleben vorgebildet wäre, freilich abermals nur unter Leitung der Vernunft.

Es läßt sich kein besserer Begriff von der Religion geben als der der Liebe. Dieser Begriff ist reich an Merkmalen, die, wenn wir sie alle zusammen fassen, uns das vollständige Bild der Religion darstellen, zugleich aber auch alles ausschließen was sich außerdem als Religion geltend machen möchte. In dem Begriffe der Liebe liegt zunächst das Merkmal einer freundlichen Neigung des Herzens zum Herzen. Daß also die Religion, wenn sie Liebe ist, im Herzen wohnen und aus dem Herzen kommen muß, ist außer Zweifel. Hieraus folgt daß eine lieblose Religion ein Unding ist. Eine angebliche

Religion also, welche anfeindet, haßt, verfolgt, bis zu Feuer und Schwert, ist keine, oder wenn sie dennoch diesen Namen behaupten will, eine satanische, keine göttliche. Denn das hat diese angebliche Religion allerdings mit der wahren gemein, daß auch sie aus dem Herzen stammt, indem der Haß, wie die Liebe seinen Ursprung im Herzen hat, die Liebe aber die Grundidee der Gottheit bezeichnet, wie der Haß die des Satans. Also die wahre Religion ist Liebe. Wir haben aber die Liebe eine „freundliche Neigung" genannt. Wir unterscheiden sie somit von der Leidenschaft, die ein „heftiges Streben" ist. Wer die Geschichte der Leidenschaften kennt, weiß daß sie alle nur Feinde des Lebens, zerstörende Krankheiten sind die nur unselig, aber nicht selig machen. Eine Religion also als Leidenschaft, und wenn sie noch so sehr für ihren Gegenstand entbrannt wäre, ist ein verzehrendes Feuer, eine Krankheit des Herzens, aber keine natürliche, oder vielmehr keine göttliche Neigung: denn diese macht lebendig und selig. Der Grund von diesen entgegengesetzten Wirkungen der wahren Liebe und der Liebe als Leidenschaft ist darinne zu suchen daß die Leidenschaft aus selbstischem Herzen stammt und Knechte macht, die wahre Liebe aber eine freie Gabe des Herzens ist, welche dessen Freiheit nicht gefährdet. Freie Liebe aber ist Seligkeit; und darum ist Gott selig, weil er die vollkommen freie Liebe ist. Die freie Liebe giebt, und ist im Geben selig. Eine Religion also, die nicht giebt — und das Herz hat nichts anderes zu geben als sich selbst — ist keine. Aber die Liebe ist auch ein Verlangen, wie sie ein Geben ist; nur ist sie kein selbstisches Verlangen; wie könnte sie sonst Selbst-Entäusserung sein? Es muß also dieses Verlangen von anderer Art sein als das der Leidenschaft, in welcher das Herz den Gegenstand seines heftigen Strebens an sich zu reißen sucht. Das Verlangen der wahren Liebe ist nur darauf gerichtet daß das liebende Herz von seinem Gegenstande nicht getrennt sei. Nicht „getrennt" sein aber ist: geeiniget oder vereiniget oder Eins sein. In der wahren Liebe liegt also das Verlangen nach Vereinigung ursprünglich; es ist dem Herzen eingeboren wie die Hingabe. Aber nochmals: es handelt sich bei dem Verlangen nach Vereinigung nicht um selbstischen Besitz, sondern um wechselseitiges Ineinandersein. Und dieses ist der Liebe, und folglich auch der Rellgion

Vollendung, da in dem Herzen die Elemente des Gebens und Verlangens gleich ursprünglich liegen und sich wechselseitig bedingen. Darum bezeichnet uns auch Christus die vollkommene Liebe durch den Ausspruch: „ich und der Vater sind Eins.“ Hiemit sind also die Merkmale des Begriffs der Religion vollständig ausgesprochen, und durch sie ist die Idee der Religion gegeben. Hingabe des Herzens an Gott, und Verlangen nach der Gemeinschaft mit Gott, oder was dasselbe ist, nach Vereinigung mit Gott, das ist das Wesen und die Seele der Religion. Denn die Liebe, von der hier die Rede ist, kann nur auf Gott gerichtet sein, weil die Beziehung auf den Geist, von welcher hier gehandelt wird, eben eine Beziehung auf Gott ist. Die Religion ist demzufolge etwas rein Innerliches, eine Beschaffenheit des Herzens, zu welcher uns von Natur nur die Anlage verliehen ist, welche ausgebildet werden muß, und zwar nach der Idee der Religion. Kein äußerer Cultus, und keine sogenannte gottesdienstliche Handlung ist Religion. Sie sind — aber nur wiefern sie aus reinem Herzen hervorgehen —, äußere Zeichen daß Religion im Herzen vorhanden ist.

Es liegt uns jetzt nur noch ob, auch den Begriff der Sittlichkeit zu entwickeln, und nach seinen Merkmalen die Idee derselben aufzustellen. Man hat sich viel über ein sogenanntes Moralprincip gestritten, und es ist zuletzt dahin gekommen daß man geradezu die Möglichkeit eines solchen allgemeingültigen Princips geläugnet hat. Als ob die Vernunft, welche, wie das Princip des Wahren, so auch das des Rechten ist, in ihren Aussprüchen nicht allgemeingültig wäre! Jedoch hat man, trotz des Streites über das richtige Princip der Sitten- oder Pflichten-Lehre, ja, trotz des angenommenen Mangels eines solchen Princips, nicht aufgehört diese Lehre zu bearbeiten, aber nach und nach eine solche Trockenheit, Unlebendigkeit, und man möchte fast sagen, einen solchen Mechanismus in diese Lehre gebracht, daß gerade diejenige Lebens-Weise, welche den Menschen zum Bürger im Reiche der Freiheit machen soll, in fast zahllose Schranken eingeschlossen wird, die man Pflichten nennt, und die, wenn der Mensch sein Thatleben nach ihrer künstlichen Verschlingung einrichten wollte und könnte, demselben nur die automatischen Bewegungen eines Uhrwerks vergönnen würden. Nein! ein einfacher, aber lebendiger, oder viel-

mehr ein geistiger Impuls muß das menschliche Thatleben in seiner ganzen Mannichfaltigkeit bestimmen, und in jedem Augenblicke, ohne Schwanken und Ungewißheit, uns das Rechte ergreifen lassen, so daß unser Thatleben den Charakter der Sittlichkeit an sich trägt. Nun ist zwar jetzt vom Thatleben selbst noch nicht die Rede; aber einer Vorzeichnung desselben, als eines sittlichen, in der Idee können wir uns nicht entbrechen, da sie eben unsere Aufgabe ist. Zwar wäre es wohl zu wünschen daß wir statt des Wortes „Sittlichkeit" ein anderes besäßen, welches seinem Gegenstande bestimmter entspräche: denn Sitte (mos) und Sittlichkeit (moralitas) drückt immer nur eine äußere Gebundenheit an Gebrauch und Gewohnheit aus, als worauf schon das alte Sprichwort „ländlich sittlich" hindeutet. Allein eben die Gewohnheit hat das Wort selbst sanctionirt; und so behalten wir es bei, mit dem Vorbehalt ihm den rechten Sinn zu geben, in welchem es hier allein gültig sein darf. Dem zu Folge würde Sittlichkeit die vollkommene Uebereinstimmung der Handlungen des Menschen mit der Norm der Vernunft ausdrücken; denn ein anderer Impuls, als welcher von der Vernunft ausgeht, soll unser Thatleben nicht bestimmen. Denn die Vernunft ist ja eben jenes einfache, lebendige, geistige Princip, welches unser Thatleben zu einem wahrhaft freien macht, und dessen Aufnahme in dieses Thatleben uns zu Bürgern im Reiche der Freiheit, im Reiche des Geistes, im Reiche Gottes, erhebt. Hiemit sind wir aber auf einmal zu dem Punkte gelangt, wo uns die Idee der Sittlichkeit in voller Klarheit entgegen tritt. Das Reich Gottes ist das Reich der Liebe; und somit leuchtet es ein daß die Idee der Sittlichkeit die der Liebe ist, die im Thatleben erscheinen und dasselbe erfüllen soll. Ist es uns nun gegenwärtig daß die Liebe das religiöse Princip, ja selbst die Religion ist — nämlich die Gott zugewandte Liebe: so sehen wir auch ein daß die Sittlichkeit mit der Religion in der innigsten Verknüpfung steht. Dessen ungeachtet sind beide von einander eben so unterschieden wie das Gemüthsleben von dem Thatleben. Das letztere kann, nach früherer Auseinandersetzung, nur auf unseres Gleichen gerichtet sein. Die Idee der Sittlichkeit in ihrer völligen Bestimmtheit ist also die Menschenliebe, wie die der Religion die Gottesliebe ist. Allerdings können wir die Menschen nicht lieben wie Gott, und sollen es auch nicht; aber wie

uns selbst können und sollen wir die Menschen lieben und ihnen alles das widerfahren lassen, was wir wünschen daß es uns selbst widerfahre. Auf eine überraschende Weise stimmt also das Grundgebot unseres Meisters in der Lebenskunst: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst" mit der hier aufgestellten Idee von Religion und Sittlichkeit zusammen; und es leuchtet ein daß die Idee des religiösen Lebens von der des sittlichen nicht zu trennen ist: denn es ist dasselbe Princip, nur in verschiedenen Richtungen, welches in beiden Fällen wirksam ist. Die Idee des sittlich-religiösen Lebens muß also unser ganzes Denkleben begleiten, weil, wenn wir es nicht in Gedanken haben, es auch weder unser Gemüths- noch unser That-Leben erfüllen kann. Daß wir uns aber sowohl in dem Gebiete der Religion, als in dem der Sittlichkeit nicht verirren, dafür sorgt eben ein richtiges Denkleben; und nur das von der Vernunft geleitete ist, erwiesener Maßen, das richtige.

Dritter Abschnitt.

Das richtige That-Leben.

Erstes Kapitel.

Begriff des That-Lebens.

Bewegung ist in der ganzen Natur. Die Gestirne kreisen in abgemessener Bewegung. Unter ihnen rollt mit reißender Schnelligkeit unsere Erde um sich und ihre Sonne. Diese Bewegungen scheinen uns mechanisch, sind es aber nicht, eben so wenig als sie willkührlich sind. Magnetische Anziehung und electrische Stoßkraft geben den Weltkörpern Umschwung und Bahn nach unumstößlichen Gesetzen. Ueber und auf und unter der Oberfläche unserer Erde ist Alles in Bewegung vom verschiedenartigsten Charakter. Die Atmosphäre welche unsere Erde umfließt, ist eine immer bewegte Werkstätte magnetisch = electrisch = chemischer Processe. Die ziehenden Wolken mit ihrem Donner und Blitz, mit ihren Regenströmen, ihrem Hagelschlag und Schneegestöber, das Heer der Winde, das flammende Nordlicht am heitern nächtlichen Himmel sind die Erzeugnisse jener Processe, die bald von Wärme, bald von Kälte begleitet sind. Die Ebbe und Fluth des erdumgürtenden Meeres sind Zeugen von der Gewalt der magnetischen Kraft auf unserm Erdballe, welcher auch die dem Meere zueilenden Ströme gehorchen müssen. Selbst der scheinbar feste Kern der Erde bleibt nicht ohne Bewegung. Berge erzittern und lösen sich von sich selbst ab; unterirdische Donner verkündigen den Kampf

der inneren Elemente der Erde, und feuerspeiende Berge fördern die Resultate dieses Kampfes zu Tage. Doch ist das Innere der Erde auch ein Reich schaffender Bewegung. Unterirdische Schwaden befruchten das öde Gestein mit den reichen Saaten der Metalle, welche die mannichfaltigsten Verwandelungen und Gestaltungen erfahren. Die Erzeugung der edlen Steine ist gleichsam der Blumenschmuck in dem unterirdischen Garten. Tritt aber die erzeugende Kraft zur Oberfläche der Erde, so sehen wir in stiller organischer Bewegung das Reich der Pflanzen, und mit ihm das der Thiere hervorgehen, mit denen Land und Meer erfüllt ist. Doch erst indem die Thierwelt in mannichfaltigen Abstufungen sich ausgestaltet und bewegt, werden wir einen andern, neuen, höheren Charakter der Bewegung gewahr, als sogar der schon so sehr gesteigerte der Pflanzen ist. Es ist der Charakter der willkührlichen Bewegung, welche vom Infusorium des Wassertropfens, und von der Mücke an, durch alle Reihen der Lebendigen der Erde und des Meeres bis zum Adler sich regt, der auf den höchsten Felsen nistet und den Aether durchschifft. Das Gesetz der Bewegung ist das Gesetz des Lebens. Aber nur wo die Willkühr hervortritt, ist die Aussicht auf ein höheres Leben aufgeschlossen. Und nicht ohne Absicht haben wir die Bewegung der gesammten Natur bis zu dieser Stufe verfolgt: denn sie bereitet die Lösung unserer jetzigen Aufgabe vor. Die willkührliche Bewegung bezeichnet die Grenze zwischen dem Naturleben und dem persönlichen Leben. Schon tritt in der willkührlichen Bewegung das Element der Freiheit hervor; aber der Kreis seiner Thätigkeit ist immer nur noch ein äußerer, organischer: die Thiere regen ihre Glieder in freier Bewegung. Diese ist im ganzen Reiche der Pflanzen noch nicht sichtbar. Aber Bewegung ist noch nicht Handlung. Alle organische Bewegung, auch die freieste, erfolgt nur auf äußere Impulse. Wenn der auf dem Baume ruhende Rabe, von irgend einem Geräusch verscheucht, seinen freien Aufflug nimmt, so ist dieses Geräusch der Impuls seiner freien Bewegung. Wenn der Tieger mit freiem Sprunge auf seine Beute stürzt, so ist diese der Impuls seiner freien Bewegung. Es folgt hieraus, daß, wenn die Bewegung Handlung genannt werden soll, ein innerer Impuls diese erzeugen muß. Man kann zwar sagen: die Furcht des Raben, der Hunger des Tiegers ist ja ein

innerer Impuls. Allein die Furcht des ersteren wird durch die Sinne geweckt, und der Hunger des letzteren durch das organische Bedürfniß. Der wahre Impuls zu jenen freien Bewegungen ist also immer nur ein äußerer. Was gehört nun dazu daß aus der bloßen freien Bewegung eine Handlung werde? Es ist bereits gesagt: ein innerer Impuls; und dieß ist kein anderer denn ein freier: denn der äußere Impuls trägt den Charakter des Aeusseren, der Natur, folglich der Gebundenheit, an sich. Eine Handlung also ist eine freie Bewegung aus freiem Impuls. Wir haben daher blos die Beschaffenheit des freien Impulses näher zu bestimmen, um das Wesen der Handlung vollständig zu begreifen. Ein freier Impuls kann nur von der Freiheit selbst ausgehen; und Freiheit, (dem Vermögen nach, oder, wie die Schule sagt, potentia), ist Selbstbestimmungs-Fähigkeit. Zu dieser aber gehört wesentlich das Selbstbewußtsein: denn ein Wesen das nicht von sich weiß, kann sich auch nicht selbst bestimmen. Nun könnte man hier zwar wieder einwenden daß schon die Aeusserung der Willkühr ein Beweis der Selbstbestimmungsfähigkeit sei: denn es sei ja bereits von uns selbst anerkannt daß in der Willkühr das Element der Freiheit hervortrete. Allein wir müssen an jeder Thätigkeit die Materie und die Form unterscheiden. Wir nennen aber Materie der Thätigkeit die wirkende Kraft, hingegen Form der Thätigkeit das Gesetz, nach welchem die Kraft wirkt. Nun ist allerdings nicht zu läugnen daß in der Willkühr sich die Freiheit als wirkende Kraft offenbart, aber die Willkühr selbst hat kein Gesetz in sich, nach dem sie wirke; weswegen man auch geneigt ist sie für volle Freiheit zu halten. Jedoch ohne Gesetz oder Form wirkt keine Kraft; denn irgend etwas muß vorhanden sein was die Kraft zum Wirken bestimmt, und dieses erscheint als das die Kraft beherrschende, als das Gesetz der Kraft, vermöge welches ihre Wirkung eben eine bestimmte Form erhält. Wir haben dieses Bestimmende den Impuls genannt. Die Willkühr hat nun erwiesener Maßen diesen Impuls nicht in sich, sondern außer sich. Die Willkühr ist also der Form nach nicht frei, demnach überhaupt nicht frei, weil sich Form und Materie nicht trennen lassen. Nach dieser nöthigen Erörterung kehren wir zu dem Punkte zurück, von dem wir ausgingen. Es wurde gesagt, zur Handlung gehöre

ein freier Impuls, zum freien Impulse Freiheit, zur Freiheit Selbstbestimmung, zur Selbstbestimmung Selbstbewußtsein. Es ist demnach die Quelle des freien Impulses im Selbstbewußtsein zu suchen. Das Selbstbewußtsein ist das Bewußtsein überhaupt, oder das absolute Bewußtsein, auf das Selbst gerichtet. Das Bewußtsein überhaupt ist die Identität des Wissens und Seins. Das Bewußtsein auf das Selbst bezogen macht dieses zum identischen Selbst, oder zum Ich. Das Selbstbewußtsein ist also nichts anderes als das Bewußtsein der Ichheit. Wo liegt nun die Quelle des freien Impulses im Selbstbewußtsein? Sie kann nur in der Ichheit liegen. Das Ich bestimmt sich selbst vermöge seiner Identität. Das Ich wäre nicht, wenn es nicht bestimmendes wäre: denn alles Sein ist Determination. Das Ich wäre aber auch nicht Ich, wenn es nicht sich selbst bestimmte: denn das Ich ist etwas Identisches. Die Selbstbestimmung ist also dem Ich wesentlich eigen. Die Selbstbestimmung ist aber ein Act der Freiheit, eben weil sie Selbstbestimmung ist: denn das Ich wird durch nichts Anderes bestimmt. Wir nennen diesen Act das Wollen. Das Ich will, indem es sich selbst bestimmt, und es bestimmt sich selbst, dadurch daß es will. Der Wille ist also die Kraft der Selbstbestimmung; und da die Selbstbestimmung ein Act der Freiheit ist, so ist der Wille frei. Somit ist denn der freie Impuls gefunden, der die freie Bewegung zur Handlung macht: denn dieser freie Impuls kann kein anderer als der Wille sein. Eine Handlung ist also eine durch den Willen bewirkte freie Bewegung. Hiemit ist aber die Grenze des Elements, welches die Welt und das Leben trägt, nämlich der Bewegung, noch nicht gezogen; vielmehr bahnt es sich seinen Pfad über alle Grenzen hinaus in das Unbegrenzte. Nämlich alles Handeln, indem es, wie die freie Bewegung überhaupt, durch organische Thätigkeit vermittelt ist, reicht nur so weit als das Vermögen der organischen Thätigkeit sich erstreckt; und dieses ist an sich schon ein endliches, beschränktes Vermögen. Wer z. B. im Walde Bäume fällt, ist genöthiget sein Geschäft aufzugeben, oder wenigstens zu suspendiren, sobald er seine Arme ermüdet findet. Es hat aber dieses Vermögen noch eine andere Grenze, die durch die Gegenstände bestimmt wird, auf welche die Handlung ausgeht; und diese sind sämmtlich Gegenstände der Na-

tur, die auf jedem Punkte begrenzt oder beschränkt ist; und das organische Leben steht nach außen hin, wohin sich doch alle Handlungen erstrecken, blos mit der Natur in Verbindung. Denken wir uns aber die Möglichkeit daß beide Grenzen, sowohl die der organischen Kraft, als die der Natur, aufgehoben werden könnten, und denken wir uns dem zu Folge eine Handlung welche durch beiderlei Grenzen nicht beschränkt wäre, so würde sie von ganz anderer Art und Beschaffenheit sein als jede andere Handlung, und folglich auch mit einem andern Namen bezeichnet werden müssen. Und eine solche Handlung ist die That. Zwar ist die That auch Handlung, abhängig vom freien Impuls und freier Bewegung, aber die letztere geht nicht auf das Beschränkte, sondern auf das Unbeschränkte aus, oder auf die Freiheit. Nun ist aber Freiheit blos in freien Wesen zu finden; demnach geht jede That auf freie Wesen aus. Es müssen dieß aber solche Wesen sein, welche durch freie Bewegung, d. h. durch organische Thätigkeit erreicht werden können, weil sonst gar keine Handlung in Beziehung auf sie möglich wäre, folglich solche, deren äußeres Dasein, wie das unsrige, ebenfalls organisch bedingt ist. Kurz, es müssen Menschen sein. Eine That ist also nur in Beziehung auf Menschen möglich. Gegen Gott also, dessen Sein nicht organisch bedingt ist, kann der Mensch keine That verüben. Allerdings kann der Wille des Menschen in Beziehung auf Gott thätig sein, aber das Resultat dieser Thätigkeit ist nicht That, sondern nur ein Handeln nach oder gegen Gottes Willen. Denn freie Wesen können sich nur im Gebiete der Freiheit, d. h. im Willen begegnen, und in dieser Hinsicht entweder einwillig oder widerwillig sein. Ein Handeln ersterer Art in Beziehung auf Gott, so daß unser Wille mit Gottes Willen übereinstimmt, heißt Gehorsam oder Frömmigkeit, ein Handeln letzterer Art weicht von Gottes Willen ab, und heißt Ungehorsam oder Sünde. Aber wie? ist unser Wille nicht frei? und das ist er nicht, wenn er von einem anderen, mächtigeren Willen abhängig ist. Daß Gottes Wille mächtiger ist als der unsrige, können wir unbedingt zugeben, ohne daß dieses unsere Freiheit gefährdet, wenn wir sie anders besitzen. Aber eben diese Abhängigkeit unseres Willens vom göttlichen, die sich in der Frömmigkeit oder Sünde ausspricht, und die wir nicht läugnen können, scheint unsere Freiheit zu

vernichten oder vielmehr geradezu unmöglich zu machen. Dennoch sind wir uns der Freiheit unseres Willens zu deutlich bewußt, als daß wir sie wegläugnen könnten. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Jedoch wir scheinen hier auf einen Abweg und in ein fremdes Gebiet gerathen zu sein, da es uns ja nur darum zu thun ist das Wesen der That zu bestimmen, hinsichtlich welcher wir es nur mit Menschen zu thun haben. Es wird sich aber bald ergeben daß wir auf keinem Abwege sind, und daß das Wesen der That, und unser Verhältniß zu den Menschen durch die That oder durch Thaten, nur durch die Erklärung des Verhältnisses unseres Willens zum göttlichen Willen erklärt werden kann. Wir dürfen uns also der Aufgabe nicht entziehen den angegebenen Widerspruch zu lösen. Zuerst müssen wir den Begriff der Abhängigkeit unseres Willens vom göttlichen näher bestimmen: denn es möchte sich leicht finden daß gerade von diesem Punkte aus der Anstoß gehoben werden könnte, der sich gegen unsere Willensfreiheit in den Weg gestellt hat. Erstlich ist klar daß diese Abhängigkeit, wenn oder wiefern sie vorhanden ist, ihren Grund nicht hat in der größeren Macht des göttlichen Willens: denn die Macht der Natur, wiefern unter Macht nur das Wirkungsvermögen verstanden wird — gleichviel ob physisches oder geistiges — ist auch größer als das unsrige: aber unsern Willen beugt sie nicht, ja, sie berührt ihn nicht, wenn wir diesen Willen ihr entgegen stellen. Gottes Wille nun, ebenfalls als bloßes, wenn auch geistiges, Wirkungsvermögen gedacht — denn Gott wirkt nur durch seinen Willen — trifft unsern Willen eben so wenig als die Macht der Natur: denn wir können unsern Willen dem seinigen — wie leider eine vielfältige Erfahrung zeigt — eben so entgegenstellen wie der Macht der Natur. Die Abhängigkeit unseres Willens also vom göttlichen Willen, wiefern sie Statt findet, muß einen andern Grund haben. Auch der Wille Gottes ist Thätigkeit, wie der unsrige. Nun haben wir in jeder Thätigkeit Materie und Form unterschieden, und zwar jene als die wirkende Kraft, diese als das Gesetz, nach welchem die Kraft wirkt. Auch haben wir bereits anerkannt daß Gottes Wille als Macht, also der Materie nach, unserm Willen, den wir als frei anerkannt haben, nichts anhaben kann, so wenig als die Macht der Natur, oder — wenn wir einen solchen annehmen — die Macht des

Satans, sobald wir uns nur mit unserm Willen einer solchen Macht entgegen stellen. Aber ist es mit Gottes Willen, der Form nach, eben so beschaffen? Das Gesetz, wonach Gottes Wille wirkt, ist das Gesetz der Heiligkeit, welches er sich selbst giebt. Gottes Wille, der Form nach, ist also ein heiliger Wille. Nun mögen wir uns sträuben wie wir wollen, aber daß auch unser Wille unter dem Gesetz der Heiligkeit steht, können wir nicht läugnen, nur mit dem Unterschiede, daß sich unser Wille dieses Gesetz nicht selbst giebt oder gegeben, sondern, wie er von Gott uns mitgetheilt ist, auch dieses von Gott empfangen hat. Dieses Gesetz lebt in unserm Gewissen oder in unserm Geiste, und wir nennen es Gebot, eben weil es nicht von uns selbst kommt, sondern von Gott. Unser Wille ist also von diesem Gebote eben so abhängig, als es jede Kraft von ihrer Form ist. Aber auch hier noch ist ein Unterschied zwischen unserm Willen und jeder andern Kraft. Nämlich unser Wille, weil er freie Kraft ist, kann sich auch selbst dem Gebote der Heiligkeit widersetzen. Er kann es, weil er als Kraft, etwas von der Form verschiedenes ist *). Und darum ist unsere Abhängigkeit selbst von Gottes heiligem Willen keine absolute. Was aber unser Wille kann, das soll er darum nicht. Das Gebot sagt ihm eben was er soll; und in diesem Sollen liegt jene wahre Abhängigkeit, von der er sich nicht losmachen kann. Denn wie wollte sich auch die Materie, so verschieden sie auch von der Form sei, von derselben losmachen! Dieß gäbe Vernichtung: denn des Seins ewiges Gesetz ist eben die nothwendige Beziehung der Materie zur Form, die wir in der gesammten Natur, und selbst in unserm Bewußtsein mit seinem Gesammt-Inhalte erblicken. Man sehe dieß nicht für leere und todte Abstractionen an; es sind nur allgemeine

---

*) Dieß ist in Gott nicht also. In Ihm, als der ursprünglichen Einheit, ist Kraft und Form identisch. Gott kann nicht anders als heilig sein. Und könnte er es, er würde es nicht wollen, da Gott als Geist nur die Freiheit wollen kann; und nichts anderes ist in dem Gesetz der Heiligkeit ausgesprochen. Es ist dieß auch kein hartes Gesetz, sondern das Gesetz des Lebens und der Seligkeit. Gott lebt in ewiger Seligkeit, weil er ewig heilig, und ist ewig heilig, weil er ewig frei ist. Ewig aber ist er alles was er ist, weil er die ursprüngliche und unveränderliche Einheit ist. Wäre er dieß nicht, so wäre er eben nicht Gott.

Bezeichnungen der concretesten und lebendigsten Beziehungen. Jedoch, um unsern Gegenstand nicht aus den Augen zu verlieren, kehren wir zu dem Entwickelungspunkte zurück, bis zu welchem die Lösung unserer Aufgabe gelangt ist. Wir sind bis dahin gekommen daß wir uns die Unvermeidlichkeit der Frömmigkeit entweder oder der Sünde erklären können. Wie sich auch der menschliche Wille gegen Gottes Gebot verhalte: aus diesem Dilemma kann er nicht herauskommen. Er würde es, wenn er blos freier, durch kein Gesetz der Heiligkeit verpflichteter, (nicht = gebundener) Wille wäre. Aber das ist er nicht. Stets, unter allen Umständen und Verhältnissen ist das Sollen, das Pflichtgebot an ihn gerichtet. Aber warum wohl? Zur Erreichung seiner Bestimmung, oder vielmehr der Bestimmung des Menschen überhaupt. Wir wissen daß diese im Wohlsein besteht (S. die Einleit.), und zwar im unbeschränkten und unveränderlichen Wohlsein, d. h. im ewig = seligen Leben. Denn was Gott in höchster Vollkommenheit besitzt, das soll auch dem Menschen zu Theil werden, so weit er sich dieser Vollkommenheit anzunähern den Willen hat. Nun ist hier aber nicht auf Einen Menschen, sondern auf die Menschheit überhaupt gerechnet, die eben aus der unendlichen Summe der Einzelnen besteht. Sie haben also Alle in dem Gebote der Heiligkeit zugleich das der Seligkeit oder des ewigen Lebens. (Merkwürdig, daß die Seligkeit dem Menschen geboten werden muß!) Es liegt aber in dem Begriffe der Menschheit nicht blos der einer Collectiv = Einheit, so daß die Menschen Alle nur eine Summe von gesonderten Individuen ausmachten, sondern es ist die innere Einheit, welche die Menschheit zur Menschheit macht. Diese innere Einheit kann aber nur durch gemeinsames und gegenseitiges Wirken zu Stande kommen: denn ursprünglich ist sie nicht gegeben. Sollen aber die Menschen gemeinsam an der Erreichung ihrer Bestimmung arbeiten, so müssen sie vor allen Dingen einig sein, d. h. Einen Willen haben. Und dieser Wille kann kein anderer als Gottes Wille sein: denn jeder Mensch hat seinen eigenen Willen, der von dem eines jeden Andern verschieden ist. Nur die Zusammenstimmung des Willens Aller im göttlichen, d. h. im heiligen Willen, kann die Menschen vereinigen. Sollen sie sich aber zur Erreichung ihrer Bestimmung vereinigen, so kann dieß, wie gesagt, nur durch gemeinsames und gegenseitiges Wir=

ken geschehen, und dieses wiederum nur durch die Thätigkeit des Willens: denn ein unthätiger Wille ist keiner. Nun ist aber die Aufgabe des Willens die Erfüllung des göttlichen Gebotes der Heiligkeit, oder was dasselbe ist, des Gesetzes der Freiheit. Die gemeinsame an die Menschheit gerichtete Aufgabe ist also, daß ein Jeder, nebst seiner eigenen, die Heiligkeit oder Freiheit der Andern fördere. Und diese Förderung auf diesem Wege liegt auch klar vor Augen: denn die Summe der Kräfte des Einzelnen gehört nun dem Ganzen, und was der Einzelne thut, kommt dem Ganzen zu Gute, so wie, was das Ganze thut, dem Einzelnen, gerade wie in einem wohleingerichteten Staate, oder in einem lebendigen Organismus. Es widerstreitet aber dem gemeinsamen Wirken, wenn jeder Einzelne, und strebe er noch so sehr nach Heiligkeit oder Freiheit, nur für sich wirken wollte und dem Ganzen seinen Antheil an der Förderung des allgemeinen Wohlseins — denn dahin strebt ja die Förderung der allgemeinen Freiheit oder Heiligkeit — versagte. Noch mehr würde es diesem gemeinsamen Wirken widersprechen und nachtheilig sein, wenn jeder Einzelne das göttliche Gebot, nicht nur, wiefern es an ihn selbst ergangen, aus der Acht ließe, sondern auch die Erfüllung desselben bei Andern, so viel an ihm läge, zu hindern suchte, z. B. indem er Andere zu Uebertretung desselben verführte. Er würde dadurch eine Uebelthat begehen, dahingegen Derjenige, welcher das wahre Wohl Anderer zu fördern suchte, ihnen eine Wohlthat erzeugen würde. Es geht hieraus der volle Begriff der That ganz klar hervor. Eine That ist nämlich, dem hier Auseinandergesetzten zu Folge, die Handlung eines Menschen in Bezug auf das Wohl oder Wehe Anderer. Man nennt in letzterer Beziehung eine That, durch welche die freie Wirksamkeit eines Andern verkümmert, oder gar seine Existenz gefährdet oder (für das Zeitleben) vernichtet wird, ein Verbrechen, und den Thäter Verbrecher. Und nun rufen wir zurück was aus dem gleich Anfangs Festgestellten folgt, daß der Mensch gegen Gott kein Verbrechen begehen kann, sondern nur gegen Menschen, daß aber jedes Verbrechen, als Verletzung des göttlichen Gebots, zugleich Sünde ist. Woraus sich ergiebt daß jede That, außer der menschlichen, auch eine göttliche Beziehung hat.

Dieß führt uns nun der Aufstellung des Begriffs vom That-

leben entgegen. Eine That ist nichts zufälliges, eben so wenig als sie etwas nothwendiges ist: denn in beiden Fällen wäre der Thäter nicht für seine That verantwortlich, und sie könnte ihm nicht zugerechnet werden. Und gerade die Zurechnungsfähigkeit ist es, welche den Menschen von den übrigen Lebendigen der Erde unterscheidet und auf seine höhere Bestimmung hinweiset. Diese Zurechnungsfähigkeit des Menschen geht durch sein ganzes Leben von dem Augenblicke an wo er sich seiner Freiheit und des Gesetzes der Freiheit bewußt, d. h. wo er Person wird. Die Persönlichkeit ist nichts anderes als die Erscheinung der geistigen Natur des Menschen. Der Geist selbst ist nicht Person: denn in ihm sind Wille und Gesetz nicht auseinander gehalten; sie sind innerlich Eins. Im Menschen aber stellt sich das Gesetz dem Willen gegenüber, und die Beziehung des Gesetzes auf den Willen im Bewußtsein, oder die Vorstellung des Gesetzes bei Allem was er will, macht eben seine geistige Natur oder seine Persönlichkeit aus: denn der Mensch erscheint hiebei als der Repräsentant des Geistes; er soll in allen Stücken handeln wie der Geist auch handelt, nämlich in Uebereinstimmung mit dem Gesetz. Dieß ist nun abermals nichts zufälliges, sondern in der Natur des Menschen begründet und gleichsam in sie eingewebt. Der Mensch ist nicht blos zum Handeln überhaupt, sondern ins besondere zum Thun, und zwar zum Thun des Guten geboren. Er kann diesen Beruf nicht von seiner Einrichtung losreißen, wiewohl er ihn von seinem Leben das er selbst lebt, d. h. von seinem Thatleben, sondern kann. Und hier tritt es uns denn augenfällig entgegen daß das Leben des Menschen seine That ist. Das Leben, welches der Mensch ohne sein Zuthun lebt (sein organisches Leben) ist nicht sein Leben, es ist nur das Leben der Natur in ihm. Nur das Leben das er durch seinen Willen lebt, ist das seinige; und dieß ist eben das Thatleben. Wir wollen in jedem Augenblicke des Bewußtseins, selbst ohne uns dieses Wollens deutlich bewußt zu werden. Das Wollen ist unserm Bewußtseins-Leben so eigen und so nothwendig als das Athmen unserm organischen. Wir wollen, auch wenn wir uns zum Nicht-Wollen bestimmen, wie etwa zum völligen Nichts-thun, zum gänzlichen Müssiggang. Aber wir irren uns, wenn wir glauben auf diese Weise aus dem Thatleben

herausgetreten zu sein. Dieses Wollen selbst ist unsere That, und wird uns zur That angerechnet: denn indem wir nichts thun, thun wir eben etwas was wir nicht sollen, d. h. was uns verboten ist. Kurz, wir kommen aus dem Thatleben nicht heraus, wir mögen uns anstellen wie wir wollen. Das Thatleben also ist uns angeboren, es ist das Element unseres eigenen Lebens. Es gehört aber zum Thatleben eben sowohl das Denken als das Wollen. Wir können nicht wollen ohne zu denken; denn der Wille wird zunächst durch den Gedanken bestimmt. Wir wollen stets nach Zwecken und Absichten, und diese müssen gedacht werden. Uebrigens hat es ja mit dem Denken dieselbe Bewandtniß wie mit dem Wollen: denn es ist früher erwiesen worden daß wir eben so unaufhörlich denken, so lange wir bei Bewußtsein sind, als dieß so eben in Beziehung auf das Wollen erwiesen worden ist. Wie wir also immerfort ein Denkleben führen, so auch immerfort ein Thatleben; und der Begriff des Thatlebens ist hiemit im allgemeinen aufgestellt, als die Reihe derjenigen, das Leben erfüllenden Handlungen umfassend, welche entweder für oder gegen unser eigenes oder Anderer Wohl mit Zweck und Absicht unternommen werden.

Zweites Kapitel.

Das falsche That-Leben, als Beweis der Nothwendigkeit des richtigen.

Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden daß das Thatleben, es sei beschaffen wie es wolle, aus seiner Beziehung zur Vernunft, oder was dasselbe ist, zum göttlichen Gebote, nicht heraustreten kann. Das Thatleben mag nun seiner Norm angemessen sein oder nicht: stets wird der Maßstab des Gesetzes an dasselbe angelegt, und es ist nur in dem Maße gerechtfertiget, wie seine Bahn mit derjenigen, welche das Gesetz vorschreibt, zusammenfällt. Daß dieses im gewöhnlichen Thatleben leider nicht der Fall ist, lehrt die tägliche Erfahrung. Es ist aber nicht genug dieß im allgemeinen anzuerkennen, sondern um die mancherlei Abnormitäten des Thatlebens besser vermeiden zu lernen ist es nöthig sie in ihren verschiedenen Erscheinungen zu verfolgen. Eine Betrachtung des falschen Thatlebens ist also nöthig, ehe wir die Bedingungen des richtigen aufsuchen, die keineswegs mit dem anerkannten Gesetze schon gegeben sind, dessen Erkenntniß eben nur hinreicht um das falsche Thatleben zu begreifen, aber nicht um die Momente aufzustellen, welche zur Gestaltung eines richtigen Thatlebens erforderlich sind. Wir wollen uns demnach zunächst mit der erstgenannten Aufgabe beschäftigen.

Im allgemeinen ist also der Charakter des falschen Thatlebens

dieser, daß es dem Gebote der Heiligkeit oder dem Gesetze der Freiheit widerspricht. Dieses kann aber in doppelter Beziehung geschehen: erstlich in Beziehung auf uns selbst, und zweitens in Beziehung auf Andere. Wir wollen zuförderst das falsche Thatleben in Beziehung auf uns selbst zum Gegenstande unserer Betrachtung machen. Wir können das Gesetz, welches unserm Thatleben seine Beschaffenheit vorschreibt, in Beziehung auf uns selbst auf zwiefache Weise verletzen: negativ und positiv. In ersterer Hinsicht treten folgende Momente hervor. Unser Thatleben, es sei gerichtet nach welcher Seite des uns vorliegenden Wirkungskreises es wolle, nämlich entweder nach der Seite der Welt, oder nach der des Geistes, verlangt in jedem Falle Entwickelung und Ausbildung der in uns gelegten Anlagen und Kräfte. Zunächst muß die Erkenntnißkraft geweckt und geübt werden, wie als Auffassungs=, so auch als Denk=Vermögen. Vernachlässigung der Cultur dieser Vermögen hat den nachtheiligsten Einfluß auf unser Thatleben: denn wie könnten wir in Beziehung auf Welt oder Geist wirksam sein, wenn uns die Gegenstände unseres Wirkens unbekannt blieben, oder wenn wir dieselben nur durch den Nebel der Täuschungen und Irrthümer erblickten? Sodann muß die Kraft des Handelns selbst, oder der Wille, schon frühzeitig aufgeregt und in Thätigkeit versetzt werden: denn ein unkräftiger Wille lähmt das ganze Thatleben. Wer sich also der Passivität hingiebt, und sich von Jugend an gewöhnt sich nur durch Andere, oder auch sich blos durch die Umstände bestimmen zu lassen, nicht aber sich selbst zu bestimmen, der tritt in das Verhältniß eines Menschen, der nie seine Muskelkraft übte und daher immer ein Schwächling bleibt. Auf solche Weise können die Pflichten des Thatlebens nimmermehr erfüllt werden. Aber auch das Gemüth muß in die wahren Interessen des Lebens eingeweiht sein. Wer das Gute, das Schöne, das Wahre nicht liebt, wie will der seine Gedanken und Handlungen auf das richten, was allein für das Leben und für seine Veredlung wahren Werth hat, und was allein der Vernunft und ihren Forderungen angemessen ist! Wer also sein Gemüth nur an nichtige Dinge hängt, nur an gemeinen Vergnügungen seine Freude findet, engherzig nur nach immer zu vermehrendem Besitze strebt, oder nur nach dem Beifalle der Welt und nach Ansehen bei der Menge jagt, der ist nicht

geeignet ein pflichtgemäßes Thatleben zu führen. Ja, selbst wer seine physischen Kräfte nicht übt, und überhaupt nicht über die Erhaltung seiner Gesundheit wacht, sondern durch Vernachlässigung derselben aus einem krankhaften Zustande in den andern fällt und sein Leben wenigstens großentheils im Siechthume hinbringt, der ist für ein gedeihliches Thatleben verloren. Alles dieß bildet eine fortlaufende Kette von negativen Vergehungen gegen das Gesetz des wahren Lebens, d. h. gegen das Gesetz der Freiheit, und macht den Menschen wegen dieser Uebertretungen des Gesetzes vor dem Gesetz selbst verantwortlich. Nicht minder tritt dieser Fall ein, wenn ein Mensch, dem es weder an Erziehung und Unterricht, noch an späterer Ausbildung seiner Fähigkeiten und Anlagen gefehlt hat — was freilich auf den ersten Anblick unglaublich scheint — von aller dieser zweckmäßigen Vorbereitung zu einem richtigen Thatleben keinen Gebrauch macht. Und gleichwohl sehen wir nicht selten dergleichen geschehen. Die Veranlassungen hiezu sind verschieden. Es giebt Leute von Talenten und Kenntnissen, und überhaupt von mannichfaltiger Bildung, die sich dennoch einem pflichtgemäßen Thatleben entziehen. Die Motive hiezu sind von mancherlei Art. Einige sind durch glückliche Verhältnisse und Umstände so behaglich im Leben gestellt, daß sie es nicht für nöthig halten irgend ein ernstes Geschäft der Pflicht zu übernehmen, sondern ihre Zeit mit Liebhabereien zubringen, die bei ihnen die Stelle des Geschäfts vertreten, aber weder ihnen noch Andern zu wahrem Nutzen und Frommen gereichen. Glücklich genug — obgleich nicht weniger vernunftwidrig — wenn diese Liebhabereien nicht verderblicher Art sind, sei es in Bezug auf die Sitten, oder hinsichtlich ihrer Existenz überhaupt. Um nur der letzteren zu gedenken, so giebt es Liebhabereien, welche nach und nach die größte Wohlhabenheit zu Grunde richten, z. B. wenn Jemand sein Hauptvergnügen darinne findet sich in seinem Hauswesen der höchsten Eleganz zu befleißigen und in allen seinen Einrichtungen einen großen Luxus zu entfalten; oder wenn er sich der Luft, oder vielmehr der Wuth zu kostspieligen Bauten und Verschönerungen seiner Besitzthümer, wie etwa durch große Park-Anlagen u. dgl. hingiebt, oder in Sammlungen aller Art große Summen verschwendet; durch welches Alles er sich um so leichter zu Grunde richtet, je weniger er dem Triebe das Beste, Sel-

tenſte, Ausgeſuchteſte zu beſitzen, widerſtehen kann. Es giebt aber auch Leute, die, ſo wenig es ihnen an inneren und äußeren Mitteln zu einer zweck- und pflicht-mäßigen Thätigkeit fehlt, dennoch durch angeborne und fortwährend gepflegte Trägheit ſich nicht zu einem pflichtgemäßen Thatleben zu beſtimmen vermögen. Ihnen geht die Ruhe über Alles; und ein thatloſes Leben iſt negativ die erſte Sünde gegen das Pflichtgebot, welches zunächſt Thätigkeit fordert. Nun giebt es ferner auch Leute, welche mit allen Eigenſchaften zu einem gedeihlichen Thatleben ausgerüſtet ſind, aber von demſelben zurücktreten aus Mißmuth daß ihnen ihre Unternehmungen und Beſtrebungen nicht gelingen wollen. Bei genauerer Unterſuchung findet ſich daß die Schuld hievon, zum größten Theil wenigſtens, nur an ihnen liegt. Sie ſind entweder zu eigenſinnig und zu ſehr von einem gewiſſen Starrwillen beherrſcht, als daß ſie ſich in die Umſtände fügen, und Widerſpruch und Widerſtand — der oft nichts weniger als ungerecht iſt, — ertragen ſollten. Oder ſie ſind zu leidenſchaftlich und heftig in ihren Beſtrebungen, als daß ſie ruhig und geduldig die endlichen Erfolge abwarten ſollten, oder, falls ſie in ihrer Leidenſchaftlichkeit falſche Zwecke verfolgten, oder wenigſtens falſche Mittel ergriffen hatten, zu ſehr von Verblendung gefeſſelt, als daß ſie fähig wären ſich ein anderes Ziel zu ſtecken, oder andere Wege zur Erreichung ihres Ziels einzuſchlagen. Endlich giebt es auch Solche, welche in dem Wahne ſtehen als widerſetze ſich das Schickſal allen ihren Unternehmungen, und als ſeien ſie blos zum Mißlingen aller ihrer Pläne und zum Unglück beſtimmt, ſo daß ſie nicht blos verzagen, ſondern ſelbſt verzweifeln, und in ihrer Hoffnungsloſigkeit nun die Hände in den Schoos legen, und ſich in ihrer Verzweiflung einer reſignirenden Paſſivität hingeben, die mit der Geduld nicht verwechſelt werden darf, ſondern der ſtärkſte Beweis und Ausdruck ihrer Zerfallenheit mit der allwaltenden Vorſehung iſt, der ſie nie vertrauen lernten. Auch ſie begehen negativ die größte Sünde gegen das heilige Gebot.

Wir können nun aber auch das Geſetz, welches unſerm Thatleben ſeine Beſchaffenheit vorſchreibt, in Beziehung auf uns ſelbſt poſitiver Weiſe verletzen. Ein großer Theil der Menſchen die mit Gütern des äußeren Lebens geſegnet ſind, — wenn man das Segen nennen kann, was ihnen zum Verderben gereicht, — vorzüglich

in großen Städten, machen das Vergnügen zum einzigen Geschäft ihres Thatlebens. Alle ihre Mühe und Thätigkeit ist dahin gerichtet, jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, oder vielmehr, weil sie eine andere Eintheilung der Zeit haben als wir Andere, vom Mittag bis tief in die Nacht, ja bis zur nächsten Morgenfrühe, im fortwährenden Vergnügungstaumel zuzubringen. Nach dem Frühstück, welches sie um die Zeit einnehmen wenn die gewöhnlichen Leute zu Mittag speisen, empfangen oder machen sie Besuche, wo die Neuigkeiten der Chronique scandaleuse abgehandelt, Lustpartien verabredet werden, u. dgl. Nachdem die übrige Zeit bis zur Mittagstafel mit Spazieren = Fahren oder Reiten zugebracht, und hierauf in zahlreicher, glänzender und unterhaltender Gesellschaft das Diner eingenommen ist, werden Concerte oder Theater, hierauf Assembleen oder Bälle besucht, worauf spät in der Nacht soupirt und dann wohl noch gespielt wird bis gegen Morgen. Und so alle Tage das ganze Jahr hindurch, nur mit möglichst raffinirter Abwechselung. Nebenbei werden, besonders von der leichtblütigen, vergnügungslustigen Jugend — doch ist auch das reifere, ja das Greisen = Alter, hievon nicht immer ausgenommen — Abentheuer von mancherlei Art verfolgt. Dieß ist das Thatleben Derer, die es sich zum Beruf machen die Zeit, und mit der Zeit Leib und Seele zu tödten. Noch tiefer sinkt das Thatleben, und zwar in allen Ständen und Altern, wo, was früher bloße Vergnügungssucht war, in den Hang zu Ausschweifungen und Lastern übergegangen ist. Wir nennen hier vorläufig, um sie sodann genauer zu charakterisiren, die Ausschweifungen in der Geschlechtslust, im Trunk, und im Spiel. Jede der genannten Ausschweifungen ist zugleich oder wird zum Laster. Das Laster gehört ganz eigentlich dem Thatleben an. Es trägt einen ganz andern Charakter an sich als bloße Neigung, oder bloßer Hang, oder auch als selbst die Leidenschaft, wiewohl jedes Laster mit Neigung, Hang, und Leidenschaft beginnt. Aber Neigung und Hang tragen mehr ein passives Gepräge. Ihnen liegt zum Grunde eine Schwäche und Nachgiebigkeit gegen äußere Reize und Lockungen, denen Menschen, in welchen die Empfänglichkeit für dergleichen vorwaltet, nicht widerstehen können. Sie gerathen hiedurch allmählich in eine Knechtschaft, welche vielmehr das Zeichen von Willenlosigkeit als von Willensthätigkeit ist, und da=

her dem Thatleben nicht angehört. Eben so ist dieß der Fall mit der Leidenschaft, nur auf andere Weise. Jede Leidenschaft hat ihren Grund in heftiger Gemüthsbewegung. Wenn aber auch das heftig erregte Gemüth zu Handlungen antreibt, so gehen diese doch nicht aus der Selbstthätigkeit des Willens oder aus Selbstbestimmung hervor, sondern der Wille spielt hier blos eine passive Rolle: er wird durch das Gemüth zum Handeln genöthiget, er fällt also, so zu sagen, aus seinem Charakter. Das Leben in Leidenschaften gehört also ebenfalls keineswegs zum Thatleben. Ganz anders ist es mit dem Lasterleben beschaffen. Dieses ist, wie gesagt, ein eigentliches Thatleben, wie sogleich aus folgendem klar werden wird. Der Wille nämlich, der sich bei jeder Neigung, bei jedem Hange, blos nachgiebig erzeigt, in der Leidenschaft aber Sklavenfesseln trägt, macht sich im Laster wieder frei, frei nämlich in der Art, daß er kein Gesetz mehr achtet, sondern alles was Schranke heißt, gleichsam mit Füßen tritt. Ein lasterhafter Mensch wirft nicht blos das heilige Gesetz der Vernunft bei Seite, sondern auch alle Achtung für Ehre und guten Namen bei Andern, alle Scham und Scheu, alle Rücksicht auf eigenes Wohl, so wie auf das Wohl der Seinigen. Kurz, der Wille eines solchen Menschen erscheint in völliger Ungebundenheit. Diese Ungebundenheit ist allerdings Freiheit, aber es ist die Freiheit der Hölle. Mit ruhiger Besonnenheit, mit kalter Ueberlegung bestimmt sich der ungebundene Wille des Lasterhaften seinen Weg fortzuwandeln, auf die Gefahr hin daß dadurch das Leben leiblich und geistig zerstört werde: denn die Vernunft gilt, wie gesagt, bei einem solchen Menschen nichts mehr, er stellt sich ihr frech triumphirend entgegen, und freut sich, wahrhaft satanisch, ihrer Fesseln entledigt zu sein. Jeder Augenblick, wo er sich zur Ausübung seines Lasters oder seiner Laster bestimmt — denn die Laster lieben die Gesellschaft von ihres Gleichen — ist ein Augenblick der That. Er will, und er vollbringt was er mit voller Willens-Ungebundenheit beschlossen hat. So ist also das Lasterleben ein Leben fortgesetzter Laster-Thaten. Nach dieser allgemeinen Charakterisirung des Lasters wollen wir nun die Haupt-Erscheinungen desselben, wie sie oben vorläufig namhaft gemacht worden sind, in ihrer verschiedenen Beschaffenheit näher betrachten. Zuerst die Ausschweifungen in der Geschlechtslust. Sie

sind entweder natürliche oder widernatürliche, in beiden Fällen aber Laster: denn Menschen die ihnen ergeben sind, haben der Vernunft den Scheidebrief gegeben, und sind nicht sowohl auf die Stufe der Thiere getreten, als vielmehr unter die Thiere herabgesunken und zu Unthieren geworden. Denn das Thier befriediget seinen Instinct, und geht nicht über die Grenze desselben hinaus; hier aber wird, auch ohne alles wahre Naturbedürfniß, aus bloßem Sinnenkitzel, und um einer unreinen Phantasie immer neue Nahrung zu geben, der Leib, der ein Tempel Gottes sein sollte, auf das schändlichste gemißbraucht, und das innerste Mark der Lebenskraft, als sei es gemeiner Unrath, frevelhaft ausgeschüttet, und nachdem die Kraft der Natur völlig erschöpft, und ihre Erregbarkeit gänzlich abgestumpft ist, durch künstliche Reize ein elender Genuß erzwungen, der sich nicht mehr freiwillig darbietet. Auf solche Weise wird das köstliche Geschenk des Lebens achtungslos weggeworfen und die Existenz des Menschen physisch und geistig vernichtet. Jugend und reiferes Alter machen hier keinen Unterschied; sie erfahren beide das gleiche Loos. Nicht zu gedenken der scheußlichen Krankheiten, die eine Folge jener Ausschweifungen sind, und den Menschen zu einem Ekel = erregenden Gegenstande machen. Und Alles dieß nicht unvorhergesehen, nicht durch unverschuldete Veranlassungen herbeigeführt, sondern mit Bewußtsein, und trotz der Warnungen und Abmahnungen des Gewissens widerspenstig herangefordert durch einen Willen, welcher der Zerstörung selbst Trotz bietet. Daß dieser Wille es ist, welcher jenen Ausschweifungen den Stempel des Lasters aufdrückt, ist bereits erwiesen worden. Zu diesem Laster gesellt sich denn auch gewöhnlich, um es zu fördern und ihm gleichsam eine Nahrungsquelle zu eröffnen, ein zweites Laster, nämlich der Trunk. Berauschende Getränke aller Art regen die Begierden auf, betäuben die Vernunft, wenn sie ja noch ihre Stimme erheben wollte, und versetzen den Menschen in einen Zustand, der zwar das Werk des Willens ist, in welchem aber der Wille in blinder Begierde untergeht. Die Berauschung durch spirituöse Getränke giebt zwar dem Menschen ein vorübergehendes scheinbares Kraftgefühl, durch welches jene erstgenannten Ausschweifungen begünstiget werden; jedoch tritt bekanntlich nach kurzer Zeit eine desto größere Schwäche und Abstumpfung ein, welche wieder neuer und ähnlicher Reize be=

darf, um, ebenfalls nur vorübergehend, beseitiget zu werden. So begegnen sich denn hier zwei zerstörende Kräfte, deren endliche Wirkung der traurigste Ausgang ist. Die Gewöhnung an den Trunk ist in diesem Falle zwar ein Bedürfniß, aber kein natürliches; weshalb es denn auch keine Entschuldigung verdient, sondern den Menschen nur um so strafbarer macht, da diese Abhülfe seiner Schwäche das Werk seiner Wahl und seiner gegen die Vernunft gerichteten Selbstbestimmung ist, die ja eben bei immer erneuter Wiederholung den Charakter des Lasters ausmacht. Allein das Laster des Trunkes entsteht auch noch auf andere Weise. Menschen, die sich durch ungeregelte, unordentliche Lebensart, durch Vernachlässigung ihrer Pflichten aus Vergnügungssucht, Trägheit und Scheu vor Anstrengung in eine üble Lage gebracht, ihren Hausstand zerrüttet, Achtung und Credit verloren haben, und sich nun in großer Verlegenheit wegen ihres Auskommens, und in drückender Sorge wegen ihres Unterhalts befinden, und sich somit in inneres Zerwürfniß und in Unfrieden mit sich selbst versetzt, kurz, sich in einen verzweiflungsvollen Zustand gestürzt haben, nehmen nun ihre Zuflucht zum Trunke, um sich einerseits in ihrem Elende zu erheitern, andererseits sich über dieses Elend zu betäuben und dem Bewußtsein desselben zu entfliehen. Die Gewöhnung an den Trunk, der sie sich nun ergeben, ist ebenfalls das Werk ihrer Wahl, ihrer Selbstbestimmung, mit Einem Worte: sie ist ihre That. Jeder tägliche, und täglich mehrfach wiederholte Schritt zu den Orten, wo ihnen für ihr selbstgeschaffenes Bedürfniß Gnüge geleistet wird, ist eine Wiederholung dieser That, und wird zu ihrem Thatleben; und daß dieses ein ganz falsches, ein ganz verkehrtes Thatleben ist, bedarf keines Beweises, eben so wenig als jenes, dem die niedrigste Wollust zur Führerin in die Häuser des verworfensten Lebens dient. Uebrigens gesellt sich zum Laster der Wollust und des Trunks leicht, ja gewöhnlich, auch das dritte von dem wir noch zu reden haben: das Laster des Spiels. Der Spieltrieb ist, wie der Geschlechts- und der Nahrungs-Trieb, dem Menschen angeboren, und, wie alle natürlichen Triebe, zur Förderung seines physischen und geistigen Lebens bestimmt, folglich an sich nichts weniger als tadelnswerth oder gar verwerflich. Die körperlichen Spiele eben so wohl als die welche vorzüglich die Einbildungskraft angenehm unterhalten, erquicken und

erneuen gleichsam das Leben, erheitern das Gemüth, und erwecken, nach Anstrengung und Ermüdung der Kräfte, die Stimmung zu neuer Thätigkeit. So bei jedem Spiele welches zur rechten Zeit und nicht im Uebermaß Statt findet, und in welches sich kein heftiger Affect, und noch weniger Leidenschaft, störend einmischt. Allein dieß ist bei weitem nicht immer der Fall, und am wenigsten, wo kein Bedürfniß der heilsamen Abspannung nach anhaltender und anstrengender Arbeit, sondern vielmehr Arbeits-Scheu und quälender Druck der Langenweile, nebst dem Bedürfniß die Zeit zu tödten, zum Spiele treibt. Wo sollte auch bei Denen, welche dem Laster der Wollust, oder des Trunkes, oder beiden fröhnen, die Lust zur Arbeit und zur Berufs-Erfüllung herkommen? Müssig, wie sie sind außer der Zeit wo sie ihre Begierden befriedigen, giebt es keine andere Unterhaltung für sie als das Spiel, und zwar von der Art, daß es die Affecten und Leidenschaften aufregt. Und dieß thun die sogenannten Hazard-Spiele am allermeisten. Denn hier ist es nicht auf eine heitere, nicht anstrengende, Erholung abgesehen, sondern auf eine heftig anregende und anspannende Beschäftigung. Und in der That, der Schlaffheit und der inneren Leere kann nichts willkommener sein, als der Reiz zum Gewinn, der mit jedem solcher Spiele verbunden ist. Daher das hohe Spiel, welches die angestrengteste Aufmerksamkeit und das leidenschaftlichste Interesse in Anspruch nimmt, daher aber auch, wenn es Nächte hindurch fortgesetzt wird, die physischen und geistigen Kräfte im höchsten Grade abspannt, und schon darum verderblich ist. Eben so verderblich aber wird es durch seine fast allgemeine unvermeidliche Folge: die Zerrüttung der Vermögens-Umstände. Wer nun vollends, um dieser Zerrüttung abzuhelfen, sich dem Spiele ergiebt, findet in demselben gemeiniglich seinen völligen Untergang; und es ist nicht zu verwundern wenn nicht selten Selbstmord die Scene schließt. Das Spiel in solchen Fällen bleibt aber nicht lange Hang oder Leidenschaft, es wird bald zum Laster, besonders bei Denen, welche Besonnenheit und kaltes Blut genug besitzen um ruhig das Aeußerste abzuwarten. Es sind dieß die Spieler von Profession, die aus dem Spiele wahrhaft und einzig ihr Thatleben machen. Gerade diese hüten sich meistentheils klüglich vor den übrigen Lastern, welche Leib und Seele abspannen und in ihrer Thätigkeit lähmen, weil dieß ihre

eigene aufreiben würde. Mit der Lauersamkeit der Spinne wachen sie über ihre Beute, und die grenzenlose Verzweiflung der Ausgeplünderten rührt sie nicht. Sie sind für jedes Gefühl des Mitleids und der Theilnahme abgestumpft. Unerschütterliche Ruhe beherrscht die Züge ihres Gesichts, und häufig umschwebt ihren Mund ein satanisches Lächeln, zum Beweis daß ihre ganze Menschheit ausgestorben ist. Sie sind vollkommene Herren über sich selbst; und eben das, was in andern Fällen die Grundlage echter Größe ist, erscheint bei ihnen als das Zeichen tiefster Verworfenheit. Kein Laster ist, um uns so auszudrücken, von so heroischer Art, als das Laster des Spiels bei seinen Virtuosen. Bei ihnen hört das Spiel auf Vergnügen zu sein: es wird zum ernsten Geschäft, zum Tagewerk, oder vielmehr zum Nachtwerk des Lebens: denn, gleich andern Räubern, treiben die Spieler ihr Geschäft am liebsten bei Nacht; und dieses Geschäft verdient auch daß es die Strahlen der Sonne nicht erblicke. — Es giebt aber andere Geschäfte die bei hellem Tage getrieben, und, was noch mehr ist, für anständig und ehrenvoll geachtet werden, die aber dennoch zu Lastern ausarten können. Es sind die Geldgeschäfte, wie sie der Kaufmann, wie sie überhaupt der Capitalist betreibt wenn das Streben nach Gewinn und Vortheil das einzige Sinnen und Denken, Dichten und Trachten seines Lebens geworden ist. Diese Erscheinung des Thatlebens ist reinweg auf die Selbstsucht basirt, und diese ist, wie wir wissen, der Antipode der Vernunft. Und hier läßt sich mit Recht das alte Wort der Weisheit anwenden: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele.“ Denn es läßt sich kaum ein größerer Schaden an der Seele denken, als wenn das Herz, so zu sagen, versteinert. Dieß geschieht aber da, wo die Selbstsucht, so zu sagen, Besitz vom ganzen Menschen nimmt. Die Geldsucht ist in der That mehr als Leidenschaft, sie ist ein Laster: denn mit ruhiger Ueberlegung und mit kaltem Blute treibt der Geldsüchtige sein Geschäft, welchem er die Sorgen seiner Tage und Nächte widmet, so daß sein Thatleben ganz in diesen Sorgen aufgeht. Er hat keinen andern Willen als nur immerfort sein Besitzthum zu vergrößern. Habsucht und Geiz lassen sich von diesem Willen nicht trennen; und diese sind schon an sich Laster. Ein Thatleben aber welches dem hei-

ligen Vernunft=Gebote allen Zugang verschließt, gehört, als solches, offenbar in das Gebiet des Lasters. Sollte man jedoch Bedenken tragen die Geldsucht, wiefern sie den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, den Lastern zuzugesellen, so gehört sie doch unbestreitbar, aus den angegebenen Gründen, dem falschen Thatleben an. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Ruhmsucht. Ein ehrgeiziger Mensch, dem der Ruhm sein höchstes Streben ist, basirt sich nicht minder als der Geldgeizige auf die Selbstsucht; und sein Thatleben, wiefern es nur auf Ruhm ausgeht, selbst wenn er diesem Streben alle übrigen Güter des Lebens, ja das Leben selbst, aufopferte, ist ein widervernünftiges, folglich ein falsches. Verwandt endlich mit dem Thatleben des Ruhmsüchtigen ist der Pharisäismus, durch welchen der, welcher ihm huldiget, ein größeres Ansehen bei Gott zu haben vermeint als die übrigen Sterblichen. Er rühmt sich vorzugsweise der Erfüllung des heiligen Gebots, und bedenkt nicht daß diesem nichts auffallender entgegen ist als die Selbstgenügsamkeit. Er ist ein Selbstsüchtling wie der Ruhmsüchtige und Geldgeizige, nur in anderer Richtung. Uebrigens ist seine Frömmigkeit, als Thatleben betrachtet, nur ein Formalismus, oder wenn man will, Mechanismus, dessen Seele die Heuchelei ist, das schwärzeste Laster, dem sich der Mensch hingeben kann. Weshalb auch die heilige Stimme den also Gesinnten zuruft: „ihr seid von eurem Vater, dem Teufel.“ Mögen nun noch so viele Spenden auf den Altar des Höchsten niedergelegt, oder mögen, wie vorzüglich früherhin, Kirchen und Klöster noch so reichlich bedacht werden, und dem Geber den Namen des Heiligen erwerben: er bleibt dennoch ein Selbstling, und zwar noch dazu ein heuchlerischer; denn es ist ihm mit seiner Frömmigkeit kein Ernst, sondern nur mit dem Ansehen seiner Person. Weshalb auch, heutzutage noch, Diejenigen dem Verdachte des Pharisäismus nicht entgehen können, die in abgesonderten Gesellschaften gleichsam ihren Gott für sich haben, und sich, weil sie glauben in näherer Gemeinschaft als Andere mit ihm zu stehen, als bevorzugte Kinder des himmlischen Vaters betrachten, die alle Ursache haben der Berührung mit dem Leben der sogenannten Weltkinder auszuweichen. So demüthig sie sich aber auch anstellen mögen, so können sie doch bei ihrer Absonderung einen gewissen geistlichen Stolz nicht verbergen, wenn sie ihn

auch abläugnen, der seine Quelle in dem eben angegebenen Verhältniß hat. Es nimmt aber diese Absonderung von der Welt ihr ganzes Thatleben in Anspruch, welches deshalb ein einseitiges, und folglich ein falsches ist. Sie dürfen sich also nicht wundern wenn sie von den eigentlichen Weltkindern — deren ebenfalls einseitige Richtung des Thatlebens wir auf keine Weise billigen, — Pietisten, d. h. nicht: Fromme, sondern Frömmler, auch wohl Kopfhänger genannt werden: denn wahre Frömmigkeit, der schönste Schmuck des Menschen, darf sich, wie wir wissen, der Welt und dem Leben in der Welt nicht entziehen.

Und so wäre denn das falsche Thatleben, wiefern es sich lediglich auf die eigene Person bezieht, sowohl auf seiner negativen als auf seiner positiven Seite dargestellt. Es bleibt nun noch das falsche Thatleben zu betrachten, wiefern es in Beziehung auf andere Personen steht, und auf dieselben gerichtet ist. Auch hier tritt zunächst eine negative Seite vor, die wir zuerst ins Auge fassen wollen. Nämlich es ergiebt sich schon aus dem bisher Aufgestellten, daß alles Thatleben, welches den Charakter der Selbstsucht an sich trägt, nicht ohne Einfluß auf die menschliche Umgebung bleiben kann. Wenn wir bedenken daß die menschliche Gesellschaft nur durch gegenseitige Beihülfe und Unterstützung bestehen und gedeihen kann, so geht sogleich hervor, daß wer sich dieser Pflicht, die eine der ersten menschlichen Pflichten ist, entzieht, in dem Maße der Gesellschaft größeren Nachtheil bringt, als das Maß seiner Kräfte und seines gesammten Vermögens ein größeres ist, und folglich auch der Umfang ein größerer, den seine Wirksamkeit sich bereiten könnte. Den Selbstling nun kümmert es nicht seine Kräfte für Andere aufzuwenden, und wenn es nicht in seinem Interesse liegt, so sorgt er auch nicht, selbst für einen kleineren, geschweige denn für einen größeren Wirkungskreis seines Thatlebens. Er hat nur ein Herz für sich, und nicht für Andere. Mögen Diese daher sehen wie sie im Leben auskommen und sich durchhelfen: dieses geht ihn nichts an. Er streckt die Hand nicht aus um den Schwachen aufzurichten, den Hülfsbedürftigen zu unterstützen, dem wirkliche Noth Leidenden beizustehen und zu helfen. Mit Einem Worte: die Dienstfertigkeit ist nicht seine Sache; ja, er urtheilt von Jedem nicht auf das Günstigste,

der sich selbst, um Andern zu dienen, aufopfert; er hält ihn für einen einfältigen Menschen, der seinen Vortheil nicht versteht. Der Grund der Undienstfertigkeit ist die Lieblosigkeit; und die Quelle dieser, wie wir wissen, ist die Selbstsucht. Die Lieblosigkeit ist eine der häßlichsten Erscheinungen der Selbstsucht, und ist hauptsächlich darum so hassenswerth, weil sie das ganze Thatleben vergiftet, und alle Wirksamkeit zum Besten Anderer ertödtet. Sie ist geradezu die schwerste Verletzung des göttlichen Gebotes: denn die Liebe ist der höchste Act der Freiheit, die heiligste That, die That der Selbst-Aufopferung, der Selbst-Hingabe. Ein liebloses Leben ist daher ein Leben in der größten Sünde, ein reinweg widergöttliches Leben. An der Lieblosigkeit erkennen wir die wahre Irreligion, so wie an der Liebe die wahre Religion. Wollt ihr die Geister prüfen ob sie von Gott sind? Sehet wie sie lieben. Man kann den Andern nicht lieben ohne ihm Gutes zu thun; und wer Gutes thut der Geringsten Einem, der hat es Gott gethan, obschon Gott von uns nichts empfangen kann das er uns nicht selbst gegeben hätte. Kurz, es giebt kein anderes Kriterium der Religion als die Liebe, nämlich jene Liebe, die sich durch die That bewährt: denn hohle Worte sind keine Thaten; und wenn du sagst: „ich liebe alle Menschen als meine Brüder," doch deine Thaten stimmen nicht mit deinen Worten überein, so bist du ein Lügner. Ein liebloses Leben ist also ein falsches, ein verdammliches Thatleben. Und dieß ist gleichwohl nur die negative Seite des falschen Thatlebens, wiefern es sich auf Andere bezieht. Weit schlimmer sieht es noch mit Denen aus, die sich in dieser Hinsicht positiv gegen das göttliche Gebot versündigen. Alle Erscheinungen des Thatlebens, die wir hier gewahr werden, sind in dem Worte Feindschaft zusammen zu fassen. Wer feindselig gegen den Andern gesinnt ist, sucht ihm nicht nur nicht zu nützen, sondern er sucht ihm auch zu schaden. Die Feindschaft erscheint als Haß, wenn uns ein Anderer dergestalt zuwider ist, daß sein ganzes Wesen und Leben unser ganzes Wesen und Leben empört, daß wir das Brot das er genießt, die Luft die er athmet, in Gift verwandeln möchten, mit Einem Worte, daß uns sein ganzes Dasein verletzt. Woraus denn natürlich folgt, daß wir ihm dieses Dasein, so viel an uns ist, zu verkümmern trachten. Es giebt in der That einen tödtlichen Haß — und

jeder Haß kann sich zu einem solchen steigern — der nicht eher ruht, als bis sein Gegenstand aus dem Wege geräumt ist. Eine Menge Criminal-Fälle beweisen dieses auf das deutlichste. So haßte eine Frau ihre Magd, von der sie freilich mancherlei Kränkungen und Beleidigungen erfahren hatte, so tief und so bitter, daß sie nicht eher Ruhe fand, als bis sie dieselbe mit einem Beile erschlagen hatte. Unser Herz hat aber so viel Weite, daß es nicht blos Einzelne mit vollem Hasse verabscheut, sondern daß es diesen Haß auf ganze große Menschen-Verbindungen, ja, auf ganze Völker erstreckt. Wie viel Menschenblut ist nicht aus Religionshaß vergossen worden! Und war nicht die französische Nation eine Zeit lang der Gegenstand des Hasses von ganz Deutschland? Wie gern hätte man diese Nation vernichtet, wenn es nach den blutigen Wünschen der aufgeregten Menge gegangen wäre! — Zum Hasse gesellt sich auch gern die Verachtung, die nicht minder trachtet ihrem Feinde Schaden zuzufügen, nur daß sie ihm nicht ans Leben geht. Aber sie verletzt darum nicht minder: denn sie ist gegen die Persönlichkeit des Feindes gerichtet. Sie sucht diese auf alle Weise herabzuwürdigen, zu demüthigen, und, so zu sagen, moralisch zu tödten. Nichts aber verletzt tiefer als jeder Angriff auf die Persönlichkeit, als das höchste Gut welches wir besitzen. Nicht selten gesellen sich auch zum Hasse Neid und Mißgunst; oder vielmehr der Haß entspringt eben aus beiden. Es ist aber der Neid mehr auf die Person und ihre Eigenschaften und Vorzüge, innere oder äußere, gerichtet, die Mißgunst mehr auf das, was der Andere an zufälligen äußeren Gütern besitzt. Neid und Mißgunst erzeugen sich gewöhnlich nur bei denen, die man kleine Seelen nennt. Sie sind zu schwach um dem Feinde durch unmittelbar-thätliche Verletzungen zu schaden, wiewohl es ihnen nicht am Willen dazu fehlt. Allein sie schaden gemeinhin, wie Insecten oder Gewürme, durch ihren Stachel, nämlich den Stachel der Verläumdung. Die Verläumdung schadet, wie gesagt, nicht direct und auf offenem, nächstem Wege, aber desto sicherer auf heimlichen Umwegen. Sie greift Alles an dem Feinde an, was nur immer in ihren Bereich kommt. Sie macht den Charakter und die gute Gesinnung, die Absichten und Zwecke ihres Gegners verdächtig, sie setzt Zweifel in die Rechtmäßigkeit seines Gelangens zu Gütern, Aemtern,

Ehrenstellen und Ruhm; sie verkleinert seine Talente, Kenntnisse und Geschicklichkeiten, überhaupt sucht sie seinen guten Ruf zu untergraben, so daß sie selbst seine Lebensführung und die inneren Verhältnisse seiner Privat-Angelegenheiten angreift. Kurz, sie läßt nichts unbenutzt was auf irgend eine Weise dem Gegner nachtheilig sein könnte in Allem was sein Dasein und Wirken betrifft. Und so bringt die Verläumdung nicht selten auf indirectem Wege Wirkungen hervor, die durch offenbare Angriffe auf Ehre und Leben und auf alle Verhältnisse und Beziehungen des Lebens nicht schädlicher sein könnten. Die Verläumdung ist eine Hyder, deren Köpfe immer wieder von neuem wachsen, auch wenn sie ihr von kräftiger Hand abgehauen werden. Anders wieder gestaltet sich die Sache, wo dem Hasse und der Feindschaft, dem Neide und der Mißgunst, auch noch Macht und Gewalt zu Gebote steht. Hier hat der stärkere Gegner über den schwächeren gemeinhin auch noch unmittelbares und entschiedenes Uebergewicht. Er kann seinen Feind auf mancherlei Weise in seiner Thätigkeit und Wirksamkeit behindern und beschränken, ja, ihm selbst die Mittel des Widerstandes entziehen, so daß dieser nicht selten ganz in seine Hände gegeben wird. So z. B. wenn ein Höherer und Vorgesetzter seinen Haß auf einen Niederen und Untergebenen geworfen hat. Er kann ihn, so weit es Menschen möglich ist, vollkommen unglücklich machen. Was sollen wir nun vollends von den gemeinen, oder gar von den verworfenen Verbrechern sagen, denen nichts heilig ist, welche keine göttliche und menschliche Einrichtung achten, welche mit roher Brutalität das Eigenthum und selbst das Leben Anderer, auch Solcher, mit denen sie in gar keiner Berührung stehen, ja, die ihnen nicht einmal weiter bekannt sind als durch den Ruf ihres Vermögens, angreifen, und sie durch Raub, und wenn es nicht anders geschehen kann, durch Mord, um Alles bringen was sie das Ihrige nennen? Sie sind der Abschaum der Menschheit, und ihr Thatleben ist das verworfenste. Und dennoch giebt es ein Thatleben, welches, wie an sich, so durch den positiven Schaden den es bringt, nicht weniger verwerflich ist. Es ist das Thatleben des Betrugs und der Lüge. Beide gehen gemeinhin Hand in Hand. Sie sind die größten Feinde der Treue und des Glaubens, und haben durch die Erheuchelung beider ihr leichtes Spiel um Andere in mannich-

faltigen Schaden zu bringen. Ihrer bedient sich denn auch die Verführung, die um so verderblicher ist, da sie die Reinheit der Gemüther und Sitten zu Grunde richtet, und so nicht selten das ganze Leben vergiftet.

Aus Allem diesem ergiebt sich daß das falsche Thatleben auf alle Weise der Verderber des menschlichen Daseins und der größte Feind der menschlichen Bestimmung ist. Es geht aber zugleich hieraus die Nothwendigkeit des richtigen Thatlebens zur Erhaltung und Förderung der Menschheit hervor. Weshalb denn zunächst die Bedingungen des richtigen Thatlebens zu verfolgen und aufzustellen sind.

Drittes Kapitel.

Bedingungen des richtigen Thatlebens.

Das Leben welches wir selbst führen, und die Art wie wir es führen sollen, ist auch in diesen Blättern mehr als einmal eine Kunst genannt worden. Wie denn nun zu jeder Kunst, außer der Anlage oder dem Talent, ein ernstliches, zweckmäßiges, folgerechtes Streben gehört sich die nothwendigen Erfordernisse zur glückichen Ausübung derselben, die nicht durch die Natur gegeben sind, zu eigen zu machen, so ist es auch mit dem Thatleben beschaffen, mit welchem wir es jetzt zu thun haben. Sowohl die Kraft als die Norm zum richtigen Thatleben ist uns durch unsere Einrichtung gegeben, jene in dem Willen und seiner Freiheit, diese in der Vernunft und ihrem Gesetze. Die Aufgabe aber die wir selbst zu lösen haben, ist: unsern Willen mit dem Gesetze in Uebereinstimmung zu bringen. Und dieses ist eine Aufgabe für unser ganzes Leben, mit deren Lösung nicht etwa erst der Anfang gemacht werden muß wenn wir im Alter vorgerückt sind, sondern deren Lösung zu beginnen wir bereits in frühester Zeit von Andern angehalten werden müssen, wo die Leitung unseres Lebens noch nicht in unserer eigenen Gewalt steht. Es sind hiezu zweierlei Gründe vorhanden. Der erste ist, daß wir in der Kindheit noch ganz unverdorben, und für die Eindrücke des Guten noch leicht empfäng-

lich sind, da wir hingegen in späterer Zeit es mit einer Menge sittlicher Auswüchse zu thun haben, die uns das Streben nach sittlicher Reinheit über die Maßen erschweren. Der zweite ist, daß, wiewohl das richtige Thatleben ein Werk der Freiheit ist, dennoch dieses, wie alle unsere übrigen Fertigkeiten zum großen Theil von der Gewöhnung abhängt, der wir uns in der ersten Jugend weit leichter anbequemen als in späterer Zeit. Sehr richtig drückt sich hierüber das Sprichwort aus: „jung gewohnt, alt gethan." Wir dürfen uns nur aus unserer eigenen Lebenserfahrung zurückrufen wie schwer es uns wird in späterer Zeit uns von falschen Angewöhnungen loszumachen, die schon gleichsam in unser Leben eingewurzelt sind, oder umgekehrt uns an eine gewisse Ordnung und Einrichtung zu gewöhnen, die uns bisher fremd war. Wie manche Genüsse z. B. sind uns unentbehrlich geworden, die gar nicht in der Reihe natürlicher Bedürfnisse liegen, von denen wir aber nicht lassen können, eben weil wir uns daran gewöhnt haben. Auf der andern Seite, wie manche Thätigkeit wird uns schwer, z. B. das frühe Aufstehen, oder ununterbrochenes Arbeiten, eben weil wir uns nicht daran gewöhnt haben. In der frühesten Zeit ist es anders: da wird jede Angewöhnung leicht, eben so wie jede Abgewöhnung. Wer als Kind schon zum Gehorsam gegen die Eltern gewöhnt wird, dem wird es weiterhin nicht schwer werden sich zum Gehorsam gegen das göttliche Gebot zu gewöhnen. Und hievon ist eben jetzt die Rede. Nämlich es ist die Religiosität, welche die Kinder so leicht in ihr zartes Gemüth aufnehmen, und durch welche der Grund zum richtigen Thatleben gelegt wird. Daß dem so sei, wer möchte wohl daran zweifeln? Denn was ist es, wodurch das Pflichtbewußtsein geweckt und wach erhalten wird, als die Ueberzeugung von der Allgegenwart Gottes, und der stete Gedanke an diese Allgegenwart? Wie ist aber ein richtiges Thatleben ohne das Pflichtbewußtsein möglich? Glücklich also die Jugend, die in religiöser Umgebung lebt und das Element der Religion gleichsam mit der Muttermilch in sich aufnimmt! Es hat aber die Religion, so sehr, ja, so einzig sie eine Sache des Herzens ist, von jeher auch ihren äußeren Ausdruck, ihre äußere Erscheinung gehabt, durch welche sie selbst erst im Gemüthe geweckt und so zu sagen dem Gemüthe zugeführt wird. Es ist der Ausdruck, die Erscheinung der religiösen Gemein-

schaft, oder die Kirche. Und das ist der große Vorzug der Christus-Religion — ihre innere Würde hier gar nicht in Anschlag gebracht — daß sie die einzige ist, aus welcher sich eine Kirche entwickelt hat. Denn wie überall ein gemeinsames Bestreben das des Einzelnen verstärkt, so auch hier. Was ist aber eine Gemeinschaft, ohne eine Einheit, durch welche sie vereiniget und zusammengehalten wird? Und diese Einheit in der Kirche ist Christus. Er ist das belebende und gestaltende Princip der Kirche. Die ganze Erscheinung derselben ist gleichsam eine Darstellung seiner Idee, seines Bildes. Dieses Bild ist in der ganzen Einrichtung der Kirche, in allen ihren heiligen Handlungen ausgeprägt, oder vielmehr lebendig ausgesprochen. Abermals also ist auszurufen: Glücklich die Jugend, die in der Kirche, d. h. in der kirchlichen Gemeinschaft erzogen wird! Denn ihr tritt überall Christus, sowohl unmittelbar in seiner göttlichen Lehre, als mittelbar und symbolisch, in seinem Verhältnisse zu Gott und Menschen, entgegen. Kinder daher, im Schoose der Kirche aufgewachsen und für die kirchliche Gemeinschaft erzogen, sind, wie oben ausgesprochen worden, überall vom religiösen Element umgeben; und es wäre nur zu wünschen daß die Kirche selbst sich stets in gleicher Lebendigkeit erhielte, schon darum, daß den Aufwachsenden die religiöse Nahrung nicht entzogen würde. So viel ist gewiß, daß religiöse Bildung das ursprünglichste Bedürfniß für das richtige Thatleben ist. Denn wie soll der Baum wachsen und blühen und Früchte tragen, wenn er nicht in seinen Wurzeln durch Lebenssäfte getränket wird? Und kein schöneres Bild konnte Christus selbst von seinem Wirken aufstellen, als daß er „das Wasser des Lebens" zu trinken gebe. Der Verfasser dieser Schrift erinnert sich gar wohl, welches Gefühl, welches Bewußtsein des Heiligen ihn erfüllte und Ehrfurcht und Andacht in ihm erweckte, wenn er als Kind im Kreise der Seinigen jeden Tag mit Gebet beginnen, und selbst den Genuß der täglichen Nahrung durch Gebet geweihet sah, wenn er am Tage des Herrn alle Werkelthätigkeit ruhen und in der Sonntags-Stille Jedermann im Feierkleide zum Tempel des Herrn wallfahrten sah, ehe es ihm selbst noch vergönnt war an den religiösen Versammlungen Antheil zu nehmen. Er weiß es noch gar wohl, welchen seligen Frieden er empfand wenn ihn die Mutter beim Schlafenlegen mit dem heiligen Zeichen des

Kreuzes segnete, und mit welcher Andacht er das ihn gelehrte kindliche Gebet nachsprach. Dieß ist nicht das Werk der Tressur, es ist die Befriedigung eines ursprünglichen, zeitig erwachenden Bedürfnisses, eine Befriedigung, welche nicht ohne Einfluß auf das ganze Leben bleibt. Und nochmals: wohl denen, welche diese Befriedigung schon in früher Zeit nicht entbehren dürfen: sie bereitet sie zum künftigen pflichtgemäßen Thatleben vor. Denn wie aus dem Herzen „arge Gedanken" kommen, so auch die guten, wenn sie vom Gemüthe aus geweckt werden. Und wir wissen daß das Thatleben durch das Denkleben bestimmt und geleitet wird. Inzwischen soll das bisher Gesagte über die frühe Erweckung und Erhaltung des Pflichtbewußtseins durch religiöse Stimmung und Gesinnung, späteren Bemühungen nach vorhergegangenen Versäumnissen nicht den geringsten Abbruch thun. Denn wiewohl die frühesten Eindrücke und Gewohnheiten die kräftigsten und dauerndsten sind, so ist doch das Herz auch in späterer Zeit für die Mahnungen zum Guten nicht verschlossen, und wir haben einen Begleiter durchs Leben, der unser Pflichtbewußtsein immerfort erregt und wach erhält, wenn wir uns nur gewöhnen wollen ihn zu hören und seiner Stimme zu folgen. Wer weiß nicht daß hier das Gewissen gemeint ist? Wiewohl nun jede Gewöhnung in späterer Zeit schwerer ist, so ist sie doch nicht unmöglich. Eben so ist es späterhin nicht unmöglich das Herz für religiöse Gesinnung aufzuschließen und offen zu erhalten; denn das Gewissen selbst ist, so zu sagen, der Schlüssel zur Religion. Da nun die Religion durch den Einfluß des Glaubens der Kirche — wiefern er nur der echte Glaube ist — immerfort erneuert und gefördert wird, so ist es auch nicht unmöglich zu diesem Glauben zurückzukehren, wenn man ihn auch eine Zeit lang verlassen hatte, weil die Ermuthigungen, die Tröstungen, die Hoffnungen, die er mit sich bringt, dem religiösen Bedürfnisse, wenn es einmal rege geworden, die kräftigste Nahrung geben. Denn wenn jeder Mensch, in dem das Gewissen noch wach ist, sich für einen Sünder anerkennen muß, so kann ihm nichts willkommener sein als die heilige Bürgschaft, daß er, eben als Sünder, nicht verloren gehen soll, sondern daß Freude sein wird im Himmel wenn er Buße thut, d. h. wenn er sein bisheriges Leben ändert und dem Guten nachstrebt. „Christus nimmt die Sünder an", heißt

das trostreiche Wort, mit dem uns der Glaube der Kirche und die heilige Stimme Gottes selbst entgegen kommt. Dieser Zuruf, wie jedes Wort das aus dem Munde Gottes gehet, hat eine beruhigende, ermunternde und beseligende Kraft, die uns zu allem Guten stärkt, aber auch zugleich unser Pflichtbewußtsein rege und thätig erhält. Ohne dieses Pflichtbewußtsein ist aber an ein richtiges Thatleben nicht zu denken. Es ist seine erste Bedingung.

Indem aber das Gemüth durch Religion seine reinste und schönste, zugleich aber auch seine höchste Richtung erhält, und zu dem dieser Richtung angemessenen Thatleben einen sicheren Grund legt, so ist doch leicht einzusehen daß das richtige Thatleben noch anderer Kraft-Entwickelungen bedürfe welche nicht minder als Bedingungen desselben anzusehen sind. Zuförderst ist die Entwickelung und Uebung der physischen Kraft nicht unberücksichtiget zu lassen, weil ohne sie überall kein Handeln möglich ist; wie denn hierüber bereits früher (Abschn. I.) die nöthigen Vorkehrungen angegeben sind. Und nicht blos ist unter dieser Entwickelung und Uebung der leichte und kräftige Gebrauch der Glieder und die Gewandtheit des ganzen Körpers zu verstehen, sondern auch die Fähigkeit des letzteren angreifende und beschwerliche Einflüsse aller Art durch welche die Natur auf uns einwirkt, ohne Nachtheil zu ertragen, und ihnen kräftigen Widerstand zu leisten. Ohne diese positive und negative Kraft-Uebung sind wir mannichfaltig in unserm Thatleben gehemmt und beschränkt, und der beste Wille reicht nicht aus, unserm Pflichtleben, so weit es mit der äußeren Natur im Zusammenhange steht, Gnüge zu leisten. Wie ist nicht ein immer kränkelnder Körper hinderlich, unsern Beruf, welcher er auch sei, zu erfüllen! Und wir haben nur gar zu sicher zu erwarten daß die Unterlassung physischer Kraft-Uebung, so wie der Uebung in Ertragung der mancherlei auf uns eindringenden physischen Beschwerden, uns ein kränkelndes Dasein bereitet. Wozu noch kommt, daß unsere physische Beschaffenheit nicht ohne Einfluß auf unsere inneren Zustände und unser ganzes persönliches Wirken ist. Wie sehr hängt unsere trübe oder heitere Stimmung, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit der wir uns im Denkleben bewegen, endlich die Neigung zur Thätigkeit oder die Abgeneigtheit thätig zu sein, von dem Maße unserer physischen Kraft und Gesundheit ab! Ja, der

Lebensmuth, der unser ganzes Thatleben begleiten soll, weil es unter seinem Einflusse am meisten gefördert wird, ist er nicht zum größten Theil das Werk des Kraft = und Gesundheit = Gefühls, welches man sich bei der höchsten Willens = Anstrengung nicht geben kann, wenn es uns nicht als Lohn der richtigen Leibes = Pflege zu Theil wird? Unter der richtigen Leibes = Pflege ist aber nicht blos, wie wir wissen, eine zweckmäßige Diät, sondern nicht minder die eben genannte positive und negative Uebung und Gewöhnung unseres Körpers zu verstehen. Sie ist also ohne Zweifel eine zweite Bedingung zum richtigen Thatleben.

Nun aber, wohin sich auch unser Thatleben richte, so bedarf es, erwiesener Maßen, (S. den IIten Abschn.) der intellectuellen Kraft im weitesten Sinne, und ihrer allseitigen Ausbildung. Was hat denn der Mensch einzeln und in Vereinigung mit Andern, von Alters her bis auf den heutigen Tag, je hervorgebracht auf der Erde die er bewohnt, das ihm zur Erhaltung, zur Erweiterung, zur Verschönerung seines Daseins dient, und selbst seiner höheren Bestimmung förderlich ist, ohne den richtigen Gebrauch seines Verstandes, und überhaupt seiner intellectuellen Kräfte? Nicht einmal Ackerbau, Viehzucht, Jagd, und Fischerei würden ohne Anwendung dieser Kräfte zu Stande gekommen sein, geschweige denn die Gründung und Einrichtung der Staaten, und die Erfindung und Ausbildung der Wissenschaften und Künste. So erfordert denn auch noch jetzt das Thatleben jedes Einzelnen die Ausbildung und Uebung aller intellectuellen Kräfte, der auffassenden eben sowohl, als der hervorbringenden, eben sowohl der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, als der Urtheilskraft und der Phantasie. Kurz, das Denkleben, wie wir auch bereits früher gesehen haben, ist für das Thatleben unentbehrlich; und es versteht sich von selbst daß hier nur von dem richtigen Denkleben die Rede sein kann. Der Nachtheil des nicht oder nicht richtig Denkens beim Handeln zeigt sich täglich sowohl in Beziehung auf die Handelnden selbst, als auf Die, welche in das Handeln Jener verflochten sind. Der Hausvater, welcher blind und unbesonnen ohne Kenntniß und Prüfung der Verhältnisse Derer, mit denen er zu thun hat, ihnen einen Theil seines Vermögens anvertraut, handelt nicht bloß zu seinem,

sondern auch zu der Seinigen größtem Schaden. Der Gelehrte, welcher eine Arbeit oder ein Amt übernimmt, wozu seine Kenntnisse nicht ausreichen, der Staatsmann dem es an Umsicht fehlt um seinen Gegenpart zu durchschauen, der General, der ohne hinlängliche Kenntniß des Terrains und der feindlichen Kräfte eine Schlacht wagt, überhaupt Jeder, der im Wechselverkehr des Lebens, weder die Dinge und ihre Verhältnisse, noch die Menschen gehörig zu würdigen weiß, hat offenbar durch seine intellectuellen Mängel die Folgen seiner Handlungen zu büßen, die er nicht ungeschehen machen kann. Allein die Ausbildung und Uebung der gesammten intellectuellen Kräfte für ihren Gebrauch im Thatleben ist, wie die religiöse Cultur und wie die richtige Behandlung des leiblichen Lebens, das Werk der Zeit und großer Aufmerksamkeit und Anstrengung. In früher Zeit muß das Gedächtniß geübt werden daß es leicht und viel auffasse und treu behalte: denn in späterer Zeit geht die Empfänglichkeit des Gedächtnisses allmählich so gut als verloren, und die größten Anstrengungen vermögen es nicht mehr zu der Stärke zu fördern, welche zur Einsammlung und Aufbewahrung aller Arten von Kenntnissen erforderlich ist, ohne welche der Mensch ein Fremdling im Leben bleibt, und in die Welt = und Lebens = Verhältnisse nicht wirksam eingreifen kann. Das Gedächtniß ist die Vorrathskammer des Verstandes; und ist diese leer, oder nur kümmerlich versorgt, so kann der schärfste und thätigste Verstand sein Werk eben so wenig fördern, als der Weber das seinige, wenn es ihm an den Stoffen zu seinem Gewebe fehlt. Mit der Einbildungskraft ist es auf ähnliche Weise beschaffen. Man sehe sie ja nicht für eine unnütze und überflüssige, wenigstens für das Thatleben unnöthige Seelenkraft, oder gar für einen schädlichen Auswuchs der Seelenkraft überhaupt an. Sie ist zum handelnden Leben eben so wesentlich nothwendig als der Verstand selbst. Denn sie ist es ja, welche die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen in uns eingestaltet, so daß wir eigentlich nur durch sie zu einer wahren Vorstellungswelt gelangen. Eben so ist es die Einbildungskraft, die uns, was wir in der Welt gesehen und erlebt haben, wieder vorführt; sie ist die wahre Erinnerungskraft, die sich zur Sinnenthätigkeit und ihren Anschauungen verhält wie das Gedächtniß zum Verstande und seinen Begriffen. Die Einbildungskraft verbindet die Gegenwart

mit der Vergangenheit und Zukunft, als zu welchen Zeitverhältnissen allen unser Thatleben in der genauesten Beziehung steht, dergestalt, daß wenn wir nur in Beziehung auf die Gegenwart handeln könnten, wir uns in dem beschränkten Kreise der Thiere umhertreiben würden. Ja, man kann geradezu sagen daß es nur mittels der Einbildungskraft eine Vergangenheit und Zukunft für uns giebt; und man würde in einen großen psychologischen Irrthum verfallen, wenn man diese Functionen dem Gedächtnisse zuerkennen wollte, als welches sich um die Zeit-Verhältnisse gar nicht bekümmert: denn das Gedächtniß beschäftiget sich bloß mit der Aufbewahrung der Gedanken, ganz abgesehen von der Zeit ihres Ursprunges. Aus diesem Allem ergiebt sich daß auch die Einbildungskraft ihrer Cultur bedarf, um für das Thatleben nicht nachtheilig sondern förderlich zu sein. Es ist aber diese Cultur von doppelter Art: negativ und positiv. In erster Hinsicht ist es nothwendig, die Einbildungskraft beschränken zu lernen, und zwar in zwiefacher Hinsicht. Denn die Einbildungskraft liebt zunächst ein freies Spiel, und überspringt gern die Grenzen der Wirklichkeit, um welche es dem Thatleben stets zu thun sein muß. Sie muß also abgehalten werden, besonders zu der Zeit, wo sie am wirksamsten ist, nämlich in der Jugend, sich mit erdichteten Bildern, mit Chimären zu beschäftigen, weil diese das Thatleben leicht zu Verfolgung von dergleichen verlocken. Zu diesem Behufe ist eine stete Wachsamkeit über sie nöthig, daß sie nicht aus dem ihr vorgeschriebenen Kreise der Wirklichkeit heraustrete, welche Wachsamkeit dadurch gefördert wird, daß sich die Sinne und der Verstand in ihren Rechten nichts vergeben und sich nicht die Einbildungskraft, so zu sagen, über den Kopf wachsen lassen. Denn das ist zweitens ein Hauptstreben der letzteren, daß sie die Sinnen- und Verstandes-Thätigkeit gern aus ihren Kreisen zu verdrängen und sich an ihre Stelle einzuschieben versucht, wie wir bei allen Denen wahrnehmen, welche der Einbildungskraft von Jugend an zu viele Gewalt über sich einräumen, wobei es allerdings die Erzieher versehen, welche die Sinne und den Verstand nicht gehörig beschäftigen. Durch das Gegentheil wird die Einbildungskraft beschränkt; und diese Beschränkung muß, wie in der Kindheit schon angefangen, so in der Jugend fortgesetzt werden, wenn das Thatleben nicht darunter leiden soll. Es ist aber auch, be-

sagter Maßen, eine positive Cultur der Einbildungskraft nöthig. Nämlich wiefern sie eine bildende Kraft ist, muß sie zu ihrem Geschäft, da, wo es erforderlich ist, aufgeregt, und in demselben auf zweckmäßige Weise geübt werden. Es ist aber ihre Aufregung erforderlich bei allen solchen Naturen, welche, sei es durch das Temperament, sei es durch das Vorwalten der übrigen intellectuellen Kräfte, ursprünglich für die Thätigkeit der Einbildungskraft weniger empfänglich sind. Das erste ist der Fall bei allen Menschen von phlegmatischem Temperament, wo es dann gilt diese Kraft durch Reize aller Art, welche lebhaft auf dieselbe einwirken, zu erwecken. Hieher gehören vor allen die Reize der Natur und der Kunst. Der Anblick schöner, und vorzüglich, erhabener Natur = Gegenstände und Scenen verfehlt auch hier seine Wirkung nicht, besonders wenn solche Phlegmatiker aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen werden, wie dieses auf Reisen geschieht. Der Anblick reicher, lachender Gegenden, wie am Rheine, oder hoher Berge, wie in der Schweiz, in Schottland, oder großer Wasserfälle, oder endlich des Meeres selbst, regt auch die stumpfste Einbildungskraft auf. So ist es auch mit der Kunst. Die großen Werke der Baukunst, wie der Straßburger Münster, die Peterskirche zu Rom, oder die Meisterwerke der Malerei, wie sie ebenfalls in Italien zu sehen sind, oder der Musik, wie die eines Mozart, eines Beethoven, oder endlich theatralische großartige Darstellungen, bringen die gleiche Wirkung wie die Werke der Natur hervor. Bei Denen, welche eine vorwaltende Neigung zu Verstandesbeschäftigungen, wie zu philosophischen, mathematischen, oder zu werkthätigen besitzen, wie zu mechanischen Arbeiten u. dgl., wirken ebenfalls Natur und Kunst auf gleiche Weise. In letzterer Hinsicht sind vorzüglich die Werke der Dichter zu empfehlen, als welche sich am leichtesten an die Thätigkeit des Verstandes anschließen, und, was die Dramatiker betrifft, das Thatleben selbst idealisiren. Anlangend nun die zweckmäßige Uebung der Einbildungskraft, so tragen dieselben Gegenstände die sie erregen, auch dazu bei sie zu üben. Denn die schönen Formen beides der Natur und der Kunst ziehen die Einbildungskraft von ihrem freien Spiele ab, durch welches sie für ihre Bildung nichts gewinnt, und nöthigen sie sich an das Nach = Bilden der Ur = und Muster = Bilder zu gewöhnen, als wodurch sie zugleich in den Schran=

ken bleibt, die ihr als bildender Kraft vorgeschrieben sind. So viel über die Cultur der Einbildungskraft, welcher darum so viel Raum gewidmet worden ist, weil sie, mehr als man gewöhnlich glaubt, Einfluß auf das Thatleben hat, um es entweder zu fördern oder zu stören. Was nun die eigentlich intellectuelle Kraft anbelangt, die gemeinhin mit dem Namen des Verstandes, der Urtheilskraft, der Intelligenz, oder auch wohl der Vernunft, bezeichnet wird, und die wir am sichersten bestimmen, wenn wir ihr die Benennung der Denkkraft geben, so erfordert die für sie zum Behuf des Thatlebens nöthige Cultur keinen weiteren Beweis: denn er liegt am Tage, und ist auch früher (Abschn. II.) hinreichend geführt worden. Nur auf die Art und Weise wie diese Cultur einzuleiten und zu fördern ist, muß hier noch Rücksicht genommen werden. Es ist aber die Denkkraft, wie dieß auch früher ausgesprochen worden, zum Behuf des Thatlebens theils als theoretisches, oder als Erkenntniß-Vermögen, theils als practisches, oder als Vermögen der Zwecke auszubilden. Ueber beides hier nur das Nöthigste. Die Kraft Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, sei es als Erkenntniß-Vermögen, oder als Vermögen der Zwecke, lebt, wie wir wissen, in jedem Menschen von gesunder Beschaffenheit, und entwickelt sich von selbst. Nur wissen wir eben so wohl, daß sie durch Mangel an Aufmerksamkeit, durch übereilte Thätigkeit, durch störende Einwirkungen lebhafter Gemüthsbewegungen, in mancherlei Täuschungen und Irrthümer geräth, ja, durch Mangel an Uebung selbst in ihrer Entwickelung zurückbleibt. Dieß ist sowohl für das erkennende als für das handelnde Leben von großem Nachtheil. Daher die Nothwendigkeit und der große Nutzen zeitiger Anweisung zum richtigen Denken, die von einsichtsvollen Erziehern und Lehrern vorzüglich durch Uebungen im Bilden richtiger Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu geben ist. Hiedurch wird der Grund zu einem künftigen richtigen Denkleben gelegt, auf welchen Grund aber durch eigene Thätigkeit weiter fortgebaut werden muß. Diese Thätigkeit wird auf dreifache Uebungs-Weise hervorgerufen und genährt. Die erste ist das Anhören richtig gedachter Vorträge, oder auch das Lesen richtig gedachter Schriften. Beides muß mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Entwickelung, die Ordnung, und den Zusammenhang

der Gedanken geschehen, als wodurch sich der Hörende oder Lesende selbst an ein gleiches Verfahren gewöhnt. Die zweite Uebungs=Weise ist, die eigenen Gedanken, sei es sprechend oder schreibend zu entwickeln, zu ordnen und im Zusammenhange vorzutragen; jenes z. B. durch Beschreiben oder Erzählen, dieses namentlich durch schriftliche Uebungen im Wiedergeben des Gehörten oder Gelesenen, durch Uebungen im Briefschreiben, endlich durch eigene Aufsätze über Materien, die ein Gegenstand des Denkens sind, aber nicht über den Fassungskreis des Schreibenden hinausliegen. Die dritte Uebungs=Weise ist die Benutzung eigener Erfahrungen, wiefern wir selbst oder Andere in Bezug auf das handelnde Leben richtig oder falsch gedacht haben. Diese ist, wie die förderlichste, so die schwierigste: denn sie erfordert die größte Aufmerksamkeit auf uns selbst und auf Andere in geselligen Verhältnissen eben so wie in Geschäfts=Verhältnissen, und das Festhalten des Prüfsteins oder Maßstabes alles Wahren und Rechten, d. h. der Vernunft. Wir erlangen aber auch durch diese Uebungs=Weise einen Ueberblick über das Gewirr von Einflüssen, theils äußerer Umstände, theils innerer Stimmungen, welche den richtigen Gang unseres Denkens und Handelns mannichfaltig hemmen und unterbrechen, und uns, wie Andere, nicht selten in ein Labyrinth von falschen und nachtheiligen Verhältnissen verwickeln, aus dem der Ausgang in das offene Feld des richtigen Thatlebens nicht leicht zu finden ist. Der Hauptgewinn aber den wir durch diese Uebungs=Weise erhalten, ist die Erfahrung und die Einsicht daß alles Denken in Beziehung auf das handelnde Leben aus der rechten Bahn tritt, wenn es ein selbstisches, nicht von Vernunft und Billigkeit, oder noch bestimmter, nicht von der Liebe geleitetes ist: denn es trägt jederzeit, früher oder später, bittere Früchte. Nur der denkt practisch=richtig, und schlägt den richtigen Weg zum Handeln ein, dessen Zwecke, wie auf das allgemeine Beste, so auf das Wohl der Einzelnen gerichtet sind. Und auf die Zwecke kommt zunächst im Thatleben Alles an; die Mittel werden durch Besonnenheit auf das Zusammenstimmende und nicht Zusammenstimmende, wie es die Erfahrung uns kund thut, leicht aufgefunden. So viel, was die Cultur der Denkkraft betrifft. Es giebt aber noch eine intellectuelle Kraft, welche im handelnden Leben unentbehrlich ist, und deren Cul=

tur folglich nicht übergangen werden darf: es ist die Erfindungskraft, oder die Phantasie. Das Princip ihrer Thätigkeit, oder ihr Entwickelungs-Keim ist die Idee. Sie ist es, in welchen Formen sie auch erscheine, welche Einheit in das Thatleben bringt. Sie ist es, welche unser Thatleben zum Leben aus und in einem Ganzen macht, und die heterogensten Elemente vereiniget. Die Fähigkeit zur Idee überhaupt, folglich auch zu besonderen Ideen, liegt in der menschlichen Vernunft, und ist demnach allen Menschen gemein, nur daß sie nicht in Jedem lebendig wird und zur Erscheinung kommt. Was aber je Großes und Schönes in der Welt von Menschen vollbracht worden, ist aus irgend einer Idee hervorgegangen, und stellt sich überall als ein organisches Ganzes dar, aus lebendigem, oder noch bestimmter, geistigem Samen erzeugt. Je mehr sich also das Dasein des Menschen zum Geistigen erhebt, desto mehr wird er fähig nach Ideen zu schaffen und zu gestalten, sei es im Gebiete der Wissenschaft, oder der Kunst, oder des werkthätigen, oder auch endlich des religiösen Lebens. Die Kraft, die hiezu unabläßlich erfordert wird, ist, wie gesagt, die Erfindungskraft oder die Phantasie, welche nichts weniger als eine wilde, regellose Kraft ist: denn sie ist ja bildende Kraft; und es kommt nur darauf an daß es ihr nicht an einem leitenden Princip mangele; und dieß ist, besagter Maßen, die Idee, die selbst Einheit ist und überall auf Einheit ausgeht, da sie ja aus der Vernunft, als der Quelle aller Einheit, stammt. Es kommt also im Thatleben nur darauf an daß man nach Ideen denken lerne, oder was dasselbe ist, daß man seine Gedanken der Vernunft unterordne, worauf dann die Gestaltung unseres Thatlebens nach Ideen von selbst erfolgt. Je freier sich auf solche Weise der Mensch in seinem Wirken gemacht hat, desto lebendiger erwacht auch die bildende Kraft, welche gleichsam die Seele der Seele ist. Daß man die Erscheinung solcher Thatleben so selten findet, kommt daher, daß nur Wenige es wagen sich von den Banden des alltäglichen Lebens frei zu machen und den Genius in sich zu wecken und walten zu lassen. Darum zeigt uns aber auch, wo es geschieht, ein solches Leben den Gipfel der intellectuellen Cultur. Hiemit ist aber auch der Kreis dieser Cultur geschlossen, und zugleich in ihr die dritte Bedingung zum richtigen Thatleben aufgestellt.

Wir gehen nun zur vierten Bedingung des richtigen Thatlebens über, welche in der Cultur des Willens besteht. Man könnte diese Bedingung füglich auch als die erste aufstellen, da ja ohne den Willen überhaupt kein Handeln möglich ist. Jedoch dieß ist hier aus dem Grunde nicht geschehen, weil ohne die eben betrachteten drei ersten auch der Wille nicht im Stande ist sein Geschäft zu betreiben. Es ist aber hier zu unterscheiden zunächst die Cultur des Willens als Kraft überhaupt, sodann die Cultur desselben als moralischer Kraft. Von beiderlei Arten dieser Cultur muß besonders gesprochen werden. Was zuerst die Cultur des Willens betrifft, wiefern er überhaupt Kraft ist, so gilt für ihn, wie für jede Kraft, die einfache Regel der Uebung. Der Magnet giebt hier ein augenfälliges Beispiel. Nur durch fortgesetzte und allmählich gesteigerte Uebung der in ihm wohnenden Kraft, wird diese allmählich von Stufe zu Stufe gehoben. Eben so als die Kraft des Magneten, kann man die Kraft der Muskeln als Beispiel anführen. Jedermann weiß, daß, je mehr die Arme irgend einer Arbeit unterworfen werden, oder überhaupt der Körper in gymnastischen Uebungen angestrengt wird, desto mehr die Muskelkraft aller beschäftigten Theile zunimmt. Nun ist zwar der Wille keine physische Kraft, er ist aber doch ein Wirkungsvermögen, folglich Kraft, und in so weit dem Gesetz aller Kraft unterworfen, welches Thätigkeit heißt. In dem Maße wie statt der Thätigkeit Trägheit Statt findet, nimmt jede Kraft, physische oder höhere, ab, bis sie zuletzt in der Erscheinung ganz verschwindet, wenn sie auch schon, der möglichen Wirkungsfähigkeit nach, noch vorhanden ist. Der ungeübte Magnet zieht zuletzt nur eine ganz geringe Last von Eisen; und ungeübte Muskeln leisten nichts. Der Wille ist, wie der Magnet, wie der Muskel, bewegende Kraft: er setzt im Nu den ganzen Menschen in Thätigkeit. Wenn Jemand nach starker Ermüdung zu lange geschlafen hat, und nun aufwacht und an seine Geschäfte denkt, so mag er sich immer noch so ermüdet fühlen, der Schlaf mag ihn mit noch so süßem Zwange fest zu halten suchen: er schüttelt schnell diesen Zwang ab, springt auf vom Lager, und beginnt sein Tagewerk. Diese schnelle Umwandlung des Zustandes der Ruhe und Trägheit in den der Bewegung und Thätigkeit ist lediglich die Wirkung des Willens, der die

Kraft der Trägheit besiegt, welche die ganze Natur in Fesseln hält. Der Wille ist also eine gewaltige Kraft, da er den mächtigsten Zauber der Natur zu lösen vermag. Allein das größte Wunder hiebei ist, daß der Wille, um dieß zu bewirken, sich zuvor erst selbst in Thätigkeit versetzen muß. Vor der Thätigkeit ruht er, und nichts kann ihn aus dieser Ruhe bringen als er selbst. In ihm liegt der Anfang der Thätigkeit; und so erscheint er überhaupt als die Kraft des Anfangens, die höchste denkbare Kraft. Daher auch die Allmacht Gottes nicht anschaulicher bezeichnet werden kann, als sie in den Worten ausgedrückt ist: „Er will, so geschieht's, Er gebeut, so steht es da." So weit geht nun freilich die Kraft des menschlichen Willens nicht, aber sie ist doch in so weit der göttlichen verwandt, als sie aus sich selbst wirkt, indem sie sich selbst bestimmt. Durch diese Selbstbestimmung ist der Wille eben die Kraft des Anfangens. Und dieß ist es, was er mit dem göttlichen Willen gemein hat. Die Kraft des Willens erwacht von selbst in dem Menschen, aber er muß sie, wie gesagt, üben, wenn sie ihre Reife erlangen soll. Diese Reife erhält sie, oder vielmehr, es ist ein Zeichen dieser Reife, wenn der Wille jeden Widerstand besiegt, den ihm die Kraft der Trägheit entgegensetzt. Der Wille ist und bleibt in dem Maße schwach, als er der Kraft der Trägheit nicht gewachsen ist. Es bleibt demnach eine stete Aufgabe für den Willen, die Kraft der Trägheit, die nie müde wird sich gegen ihn aufzulehnen, dergestalt zu bekämpfen, daß sie sich ihm immerfort fügen muß. Und hiezu giebt es täglich und stündlich Gelegenheit: denn von Natur sind wir der Trägheit geneigter als der Anstrengung: denn alle Anstrengung ist unangenehm, die Trägheit aber ist süß, weil die Ruhe süß ist, die sie begleitet. Zwar sind wir von Natur auch thätig, aber es ist der Lebensreiz, der diese Thätigkeit hervorbringt, die ohne fühlbare und selbstgewählte Anstrengung von Statten geht. Sobald es Anstrengung gilt, hören wir auf thätig zu sein und sinken in die Trägheit zurück. Es ergiebt sich hieraus daß unsere natürliche Thätigkeit mit dem Willen nichts zu thun hat, sondern nur eine Folge des Triebes ist. Bei jedem Triebe und seiner Aufregung zur Thätigkeit verhält sich der Wille blos passiv: denn es handelt sich hier nicht um Selbst-Bestimmung; wir werden eben nur durch den Reiz des Triebes bestimmt.

Dauert diese Thätigkeits=Weise fort, oder vielmehr, wird sie immer erneuert, so gelangt der Wille gar nicht zu seinem Geschäft; wir folgen unsern Neigungen, — denn diese sind mit den Trieben im Bunde; — und wir bedürfen des Willens nicht, wir kommen ohne ihn aus. Dadurch aber bleibt die Kraft des Willens ungeübt, der Einfluß der Trägheit nimmt überhand, und lähmt sie. So scheut denn der Mensch die Anstrengung, — durch die sich der Wille zuerst und allein offenbart, — und thut nur was ihm leicht wird. Auf solche Weise reißt nach und nach die Willenlosigkeit im Leben ein. Daß dieß ganz gegen die menschliche Bestimmung ist, liegt am Tage. Der Mensch ist bestimmt sich als freies Wesen zu erweisen, und dieses kann nicht ohne den Willen geschehen. Der Wille muß demnach, wenn auch zunächst nur als Kraft überhaupt, geübt werden: denn sonst ist der Mensch für seine Bestimmung verloren. Wir müssen uns daher gewöhnen der Herrschaft der Neigungen eben so wie der Gewalt der Trägheit entgegenzutreten: denn die Wirkungen beider laufen zuletzt auf Eines, nämlich auf die Lähmung des Willens, hinaus. Wir haben vor der Hand keinen andern Grund für dieses Entgegentreten, als den der Uebung der Willenskraft. Zu jedem Widerstande gehört Anstrengung. Wir müssen uns also an Anstrengung des Willens gewöhnen. Erst durch diese Anstrengung erhalten wir die Bürgschaft daß wir einen Willen haben, und daß er in Thätigkeit ist. Wir müssen also Alles aufsuchen was uns anstrengt, und wir sind sicher daß wir hier immerfort den Willen üben. Da bemerken wir nun, wenn wir diese Uebung ernstlich beginnen wollen, daß wir uns, mehr als wir wußten und glaubten, verwöhnt haben: denn wir finden alle Augenblicke Gelegenheit uns für die vorkommenden Fälle anzustrengen. Bald ist es die Geschäftsthätigkeit des Tages, an die wir uns mit Widerwillen begeben, — besonders wenn diese Thätigkeit nicht unsere freie Wahl ist, sondern uns durch die Umstände aufgenöthiget wird; — bald ist es eine Gewohnheit der wir uns ergeben haben, z. B. des Vormittags zu Weine oder zu Biere zu gehen, was, wenn es Jahr aus Jahr ein geschieht, eben so kostspielig als zeitraubend ist; oder die Gewohnheit jeden Abend in Gesellschaft zu gehen, entweder der Unterhaltung wegen, — was übrigens auch sein Gutes hat — oder um das Vergnügen des Spiels zu genießen,

was aber bei schlechtem Glück nicht selten zum Mißvergnügen ausschlägt; oder die höchst schädliche Gewohnheit über Tische Zeitungen zu lesen, u. dgl. m.; bald ein Hang zu Zerstreuung und Flatterhaftigkeit, oder umgekehrt zur Vertiefung und Grübelei; bald ein Hang zum unzeitigen oder übermäßigen Genuß von Speisen, besonders Leckereien, oder Getränken, vorzüglich spirituöser Art; bald ein Hang zum Streiten, zum Rechthaben, zum Commandiren, wo nicht gar ein Hang Andere zu verkleinern, ihnen kleine Fehler hoch anzurechnen, u. dgl.; bald ein Hang unserm Temperamente nachzugeben, leicht hitzig zu werden, u. s. w. bald endlich ein Hang zur Bequemlichkeit, auf den sich die zuerst erwähnte Abneigung vor der Geschäftsthätigkeit zum Theil basirt. Und so könnte man das ganze Register menschlicher Verwöhnungen verfolgen, und man würde nichts als Belege dafür finden daß unser Wille eine der schwächsten Seiten an uns ist, weil wir versäumt haben ihm durch Uebung die ihm nothwendige Stärke zu verschaffen; wiewohl es auch hier, wie überall, ausgezeichnete Ausnahmen giebt, dergleichen z. B. der Riesenwille Napoleons war. Wenn nun auch wenige Menschen sich zu einer solchen Höhe der Willenskraft zu steigern vermöchten, so besitzt doch jeder in seinem Willen selbst die Kraft ihn als Kraft geltend zu machen, wenn er ihn in Thätigkeit versetzt. Die Gelegenheit hiezu ist nun in allen den Fällen gegeben, von denen hier nur beispielsweise einige angeführt wurden. Nochmals also: Anstrengung ist die Losung zur Uebung des Willens als bloßer Kraft. Die Regeln zu dieser Uebung sind sehr einfach, verdienen aber ernstliche Beherzigung. Die erste Regel ist, daß man mit kleinen Anstrengungen den Anfang mache: denn eine durch Verwöhnung schwache Kraft darf nicht sogleich zu stark in Anspruch genommen werden. Auch die geringste Anstrengung kostet zu Anfange große Mühe; aber auch nur zu Anfange; und die Franzosen haben sehr Recht wenn sie sagen: **C'est le premier pas qui coute.** Die nächsten Schritte werden schon leichter; und wie die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers im Fallen zunimmt, so die Kraft des Willens mit seiner Thätigkeit. Nur ist eine zweite Regel bei den Willensübungen diese, daß die Anstrengung im Anfang nicht zu anhaltend sei: denn die noch nicht genug gestärkte Kraft des Willens erschöpft sich dann zu leicht,

und eine Abneigung vor der Thätigkeit, und ein neues Uebergewicht der Trägheit ist die Folge hievon. Nur allmählich gewöhnt sich der Wille an eine stetige Thätigkeit, und wird zu dem was er sein soll, nämlich zur fortdauernden sich selbst bestimmenden Kraft. Ist es bis dahin mit ihm gekommen, so hört seine Thätigkeit allmählich auf Anstrengung zu sein und wird zum freien Impuls, den kein drückendes Gefühl von Mühe und Beschwerde mehr begleitet, sondern im Gegentheil das Gefühl von rüstiger und munterer Kraft, folglich von Wohlsein und Vergnügen. Jetzt aber tritt die dritte und letzte Regel ein, nämlich keine Periode, oder vielmehr keinen Moment eintreten zu lassen, in welchem der Wille wieder zur passiven Kraft wird, sei es daß man sich aufs neue durch bloße Reize der Triebe bestimmen lasse, sei es daß man der Trägheit aufs neue vergönne ihre Gewalt über den Willen auszuüben. Denn man irrt sich, wenn man glaubt hiedurch dem Willen eine Erholung zu verschaffen und somit seine Kraft zu verstärken, wie man etwa nach langer Bewegung den Muskeln Ruhe gestattet und gestatten muß; denn der Wille ist nicht physische, sondern geistige Kraft, und hat nur das mit der physischen gemein daß er durch Uebung gestärkt werden muß, und ohne Uebung sich, so zu sagen, in sich selbst verzehrt; aber jeder Moment von Passivität zur Zeit seiner wieder hergestellten oder neu geschaffenen Thätigkeit hat dieselbe Wirkung (um einen geistigen Proceß durch einen physischen anschaulich zu machen,) wie wenn eine electrische Batterie entladen wird, d. h. er wird plötzlich seiner Kraft beraubt, und muß durch eine neue Uebung dieselbe erst wieder sammeln.

Somit haben wir denn die Regeln wie der Wille als bloße Kraft zu üben und zu steigern ist, angegeben; und die Erfahrung bestätiget diese Regeln: denn Alle Diejenigen, welche sich ihr ganzes Leben hindurch sehr anstrengen mußten, haben auch einen kräftigen Willen davon getragen. Und so wäre denn die Willenscultur als vierte Bedingung des richtigen Thatlebens aufgestellt, wenn sie anders mit der hier beschriebenen Weise vollendet wäre. Dieß ist sie aber nicht: denn der Wille ist nicht blos Kraft, er ist auch, wie schon in dem Ausdrucke der geistigen Kraft liegt, dessen wir uns so eben bedient haben, moralische Kraft, und verlangt, als solche, eine besondere Cultur. Diejenige nämlich, die wir bis jetzt behandelt ha-

ben, fördert zwar das Thatleben, aber noch nicht das richtige Thatleben; wie wir an allen Willens-starken Menschen sehen können, die uns zwar, wie der oben erwähnte Napoleon, Bewunderung abnöthigen, aber darum unsere Achtung noch nicht gewinnen können. Um nun zu erfahren worinne die Cultur des Willens, als moralischer Kraft, besteht, und welches ihre Bedingungen sind, müssen wir zuförderst das Wesen der moralischen Kraft näher ins Auge fassen, obschon dasselbe in dieser Schrift hier und da bereits angedeutet worden. Die moralische Kraft unterscheidet sich von der physischen darinne, daß sie einem Gesetze folgt oder zu folgen bestimmt ist, welches der physischen ewig fremd bleibt. Es ist, wie wir wissen, das Gesetz des Geistes oder der Freiheit; nicht der Freiheit, die wir schon früher als Ungebundenheit kennen gelernt haben — denn diese erkennt bekanntlich kein Gesetz, — sondern jener Freiheit, welche mit der Selbstständigkeit Eines und dasselbe, und reine Unabhängigkeit ist, die wir in ihrer Vollkommenheit nur im göttlichen Wesen anerkennen. Um aber alles Mißverständniß zu vermeiden haben wir die Freiheit, von der hier die Rede ist, die Heiligkeit genannt. Demnach ist das dem Willen, als moralischer Kraft, vorgeschriebene Gesetz das der Heiligkeit. Die Bildung des Willens zur Heiligkeit ist also die Cultur, welche die vierte Bedingung zum richtigen Thatleben vervollständiget, und von der jetzt noch zu sprechen ist. Die Regel für diese Cultur ist sehr einfach: „Thue das Gute, meide das Böse.“ Diese Regel hat also eine positive und eine negative Seite. Beide Seiten sind zu betrachten. Zunächst fragen wir in erster Beziehung: was ist denn gut? Man kann hierauf eine doppelte Antwort geben, je nachdem man sie objectiv oder subjectiv bestimmt, das heißt: je nachdem man sie entweder auf den Gegenstand des Handelns, oder je nachdem man sie auf den Handelnden selbst bezieht. Beide Antworten laufen auf Eins hinaus, oder vielmehr beide zusammengenommen geben erst die vollständige Bestimmung des Begriffs. Gut ist also objectiv, das Gemeinnützliche. Man nennt dieses auch das absolut-Gute, im Gegensatz gegen das relativ-Gute. Nur das erste ist das wahrhaft Gute, indem, wenn es gewollt und gewirkt wird, Niemand leidet, sondern die allgemeine Wohlfarth befördert wird. So will Gott das wahr-

haft Gute, indem er will daß alle Menschen die Wahrheit erkennen. Wenn dagegen Jemand nur seinen eigenen Vortheil im Auge hat, so kann er denselben gemeinhin nur durch den Nachtheil Anderer erlangen; er will also nur das relativ-Gute, d. h. er will das wahrhaft Gute nicht. Die allgemeine Wohlfarth bleibt also stets das Ziel des wahrhaft guten Thuns, oder der guten That, sie sei nun auf Alle, oder nur auf Einzelne gerichtet: denn auch der Einzelne repräsentirt die Menschheit. Und so sagt denn mit Recht der Heilige, welcher die gesammte Menschheit mit seinem göttlichen Wesen umfaßte: „Was ihr gethan habt dieser Geringsten Einem, das habt ihr mir gethan." Betrachtet man nun zweitens das Gute in Beziehung auf den Handelnden, oder subjectiv, so ist in diesem Falle gut Alles das, was die Liebe thut. Es ist nämlich hier, wie leicht zu ermessen, nur die reine, oder die göttliche Liebe zu verstehen, von welcher der Apostel sagt: „die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebehrdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles." Gewiß, eine solche Liebe will und thut auch nur das Gute; ja, man kann das (objectiv-) Gute nicht wollen und thun ohne diese Liebe. Wie ist nun zu dieser Liebe zu gelangen? oder mit andern Worten: wie ist der Wille als moralische Kraft auszubilden? Dieses lernen wir nur aus der Christuslehre, oder vielmehr durch das Beispiel Christi selbst, dessen ganzes Leben diese Liebe war. Es würde aber jene Lehre und dieses Beispiel an uns verloren, und das Gebot der Liebe von dem Meister umsonst gegeben sein, wenn nicht in uns die Fähigkeit zu solcher Liebe läge. Sie liegt in der angebornen Neigung unseres Herzens zu geben und mitzutheilen, einer Neigung, welche die einzige ist, durch welche unser Wille bestimmt werden soll, da die Folgeleistung unseres Willens in Bezug auf diese Neigung sogar als Gebot ausgesprochen wird, welches nur auf den Willen bezogen werden kann, indem sich eine Neigung nicht gebieten läßt. Der Wille soll also mit dieser Neigung gleichsam gemeinschaftliche Sache machen, oder vielmehr, was ursprünglich bloße Neigung ist, soll zur Gesinnung, zum Charakter un-

seres Wesens werden: denn in beiden spricht sich der Wille aus. Mit Einem Worte: wir sollen uns selbst zu dem bestimmen was die Liebe thut; wir sollen „gesinnet sein, wie Jesus Christus auch war." Hier kommen nun die Willensübungen gut zu Statten, von denen vorausgesetzt wird daß sie schon im Gange sind, nämlich die Uebungen in der Selbstbestimmung: denn die Liebe ist durch und durch Selbstbestimmung, weil sie Selbst-Entäußerung ist. In dem Maße wie wir Andere lieben, leisten wir auf unser Selbst Verzicht, und vollziehen somit den höchsten Willens-Act. Und dieser ist auch durchaus nöthig wenn die Liebe zum Charakter unseres Thatlebens werden soll: denn der Liebe, als bloßer Neigung mitzutheilen und beizustehen, stehen noch andere Neigungen kämpfend gegenüber, die, wenn sie siegen — wie nur zu oft geschieht — das Gegentheil der Liebe zur Folge haben. Und es sind dieß nicht einmal immer unedle Neigungen, sondern auch solche, die aus reiner Quelle entspringen. So kann uns z. B. die Liebe zum Recht und zur Gerechtigkeit verleiten leidenschaftlich, heftig, ja hart gegen Solche zu verfahren von denen wir das Recht verletzt sehen. So können, wenn wir Ordnung lieben, selbst bloße Uebereilungen Anderer, wodurch Unordnungen entstehen, uns zu gleichem Verhalten veranlassen. Aber „die Liebe eifert nicht, sie stellet sich nicht ungebehrdig;" und so ist es heilsam, daß die Liebe nicht blos der Neigung überlassen wird, sondern unter dem Gebote steht. Wir müssen uns daher immerfort üben dem Gebote der Liebe zu folgen, und jede Neigung, welche der Liebe entgegentritt, zu bekämpfen. Hieraus geht nun der zweite, oder der negative Theil der Uebung des Willens als moralischer Kraft hervor, dessen Norm in den oben angeführten Worten: „meide das Böse," enthalten ist. Wenn also nur das, was die Liebe thut, das Gute ist, so ist Alles, was sie nicht thut, das Böse. Oder man kann auch sagen: das Böse ist das Gemein-Schädliche, wie das Gute das Gemein-Nützliche ist. Auf das Gemein-Schädliche geht nun, bewußt oder unbewußt, die Selbstsucht aus, welche das entschiedene Gegentheil der Liebe ist. Hier gilt es also Kampf gegen den mächtigsten Feind, den wir in uns selbst tragen, um so mehr, da jeder Sieg desselben eine Niederlage der Kraft der Liebe ist. Das Gebot der Liebe schließt auch zugleich diesen Kampf in sich, und es ist derselbe in dem Begriffe der Selbst-

verläugnung ausgedrückt. Diese kann nun, wie sich leicht versteht, nicht ohne Anstrengung Statt finden. Und so kommen uns hier abermals die vorläufigen Uebungen des Willens als Kraft überhaupt zu Gute, und es bedarf nur eines kräftigen Motivs diese Anstrengungen ins Werk zu setzen, die gleichsam gegen unser eigenes Fleisch und Blut gerichtet sind. Es giebt aber kein kräftigeres, ja überhaupt kein anderes Motiv zu dieser Art moralischer Anstrengung, als das der Religion. Denn in der Liebe, als positiver Thätigkeit, werden wir durch die eingeborne Neigung unseres Herzens zur Theilnahme an Anderer Wohl und Wehe unterstützt; der Bekämpfung der Selbstsucht aber tritt die uns ebenfalls angeborne Selbst-Liebe entgegen; und so müssen wir zur negativen Uebung des Willens als moralischer Kraft durchaus einen höheren Stützpunkt suchen. Und diesen finden wir nur in der Religion, oder in dem Hangen und Haften unseres Gemüths an Gott. Durch diese Richtung unseres Herzens ist uns Gott immer gegenwärtig, ja er ist und lebt und wirkt in uns, wir selbst sind hiedurch von göttlicher Kraft erfüllt, und diese ist mehr als ausreichend um durch unsern von ihr gekräftigten Willen alle Angriffe der Selbstsucht zu überwinden, die ja überhaupt nur dadurch eine Gewalt über uns erhält daß wir sie durch eigene Willenspassivität haben groß und stark werden lassen. Je weniger also, durch vorläufige Willens-Anstrengungen, die Selbstsucht Raum in uns gewonnen hat, desto sicherer dürfen wir auch hoffen sie durch göttlichen Beistand zu überwinden. Ohne Religion aber ist diese Hoffnung des Sieges über unsern Hauptfeind eitel. Dann sind wir eine Beute dieses eben so listigen als mächtigen Feindes, der unser Inneres, ehe wir uns dessen versehen, beschleicht, und von uns dergestalt Besitz nimmt daß er auch unsern Willen in seine Fesseln schlägt: denn selbst zu den eben genannten Anstrengungen ist der freie Gebrauch unseres Willens nöthig, den wir nur haben können, wenn die Religion, und mit ihr die Kraft Gottes, in uns lebt, oder was dasselbe ist, wenn die Vernunft in uns wacht und thätig ist: denn Gott wirkt nur durch die Vernunft, wie wir nur durch die Vernunft zu Gott gelangen. Daß das religiöse Leben, welches hier als der Stützpunkt der moralischen Kraft zur Bekämpfung des Bösen aufgestellt wird, mit dem Vernunftleben gleichbedeutend und als Eines

und Dasselbe anzusehen ist, ist auch dadurch ersichtlich, daß das Böse eben so wohl das Ungöttliche als das Widervernünftige ist. Beides ist Eines: das Unheilige; und die Vernunft ist das Heilige in uns, wie Gott das Heilige über uns ist. Auf jeden Fall ist das Meiden des Bösen, wie das Thun des Guten, zusammengenommen, die Aufgabe des Willens als moralischer Kraft; und die menschenmöglichste Lösung dieser Aufgabe ist die vierte Bedingung zum richtigen Thatleben, wenn wir sie nicht lieber die erste nennen wollen; wiewohl bei gleicher Nothwendigkeit sämmtlicher Bedingungen eigentlich von einer ersten und letzten nicht die Rede sein kann. So viel ist übrigens gewiß, daß sich an diese vier Bedingungen noch zwei andere schließen, die ebenfalls nicht übergangen werden dürfen. Eine fünfte Bedingung also ist die Beseitigung äußerer Hindernisse des richtigen Thatlebens. Diese äußeren Hindernisse treten uns theils aus der Naturwelt, theils aus der Menschenwelt entgegen. Jene entspringen aus der Kargheit des Bodens, der Unfreundlichkeit des Clima's, und demzufolge der Armuth aller Landesbewohner und des Mangels an Hülfsmitteln zu höherer Ausbildung der Einzelnen. Allein diese Hindernisse finden einerseits nicht überall Statt, andererseits können sie durch Auswanderungen beseitiget oder auch durch beharrliche rüstige Thätigkeit überwunden werden. Was aber die Hindernisse aus der Menschenwelt anlangt, so rühren sie theils aus Unkunde und Ungeschicklichkeit, theils aus Uebelwollen, theils aus dem Hange zum Verführen her. Das erste dieser Hindernisse wird durch nachsichtige und leitende Klugheit, das zweite durch den Geist der Milde, das dritte durch Wachsamkeit und moralischen Widerstand besiegt. Was aber die sechste Bedingung zum richtigen Thatleben betrifft, so besteht sie in der richtigen Erkenntniß unseres Berufs: denn die Erfahrung lehrt daß ein Thatleben ohne eigentlichen Beruf, und noch weit mehr, gegen unsern wahren Beruf, nimmer ein gedeihliches ist und sein kann. Um aber unsern wahren Beruf zu erkennen, dazu gehört, außer einer frühzeitigen, zweckmäßigen Leitung der sich in uns entwickelnden Kräfte und ihrer Richtungen, zunächst eigene Aufmerksamkeit auf die Gegenstände für deren Erkenntniß und Behandlung wir am empfänglichsten sind, so wie auf die vorwaltende Neigung zu irgend einer besondern Geschäfts- oder Lebens-

Thätigkeit, sodann eine gleiche Aufmerksamkeit auf das leichtere oder schwerere Gelingen dessen, was wir zu Folge unseres Sinnes und Triebes beginnen, endlich auf die Befriedigung oder Nicht=Befriedigung durch unser Thun und Treiben. Denn sobald uns bei einer gewählten Richtung unseres Thatlebens noch eine Sehnsucht nach etwas Anderem verfolgt, können wir überzeugt sein daß wir das uns Angemessene nicht gewählt haben. Und so viel über die Bedingungen **zum richtigen Thatleben.**

Viertes Kapitel.

Das richtige Thatleben an sich.

Nach den zuletzt festgestellten Bedingungen des richtigen Thatlebens wird es nun nicht schwer halten gleichsam ein Bild desselben aufzustellen wie es an sich ist, indem wir die Gegenstände auf die es sich bezieht, noch ganz unbeachtet lassen. Es ist nicht ohne Grund auch in diesen Blättern ausgesprochen worden daß das Leben des Menschen seine That ist. Ein Wesen wie der Mensch, in welchem die ganze Mannichfaltigkeit der Existenz in das Bewußtsein als in seinen Central = und Licht = Punkt ausläuft, und von diesem aus und durch das Licht desselben in allen ihren Verzweigungen durchdrungen wird, ein solches Wesen steht auch in Bezug auf den Erweis seines Lebens unter einem ganz besonderen Maßstabe. Er liegt, wie wir wissen, im Bewußtsein selbst: es ist der der Vernunft. Die Vernunft verlangt für das Menschenleben durchaus Thätigkeit, weil sie durchaus reine Selbstbestimmung verlangt. Der Thätigkeit steht die Passivität rein entgegen. Die Vernunft verlangt also Unterdrückung aller Passivität. Hieraus ergiebt sich zunächst der negative Charakter des richtigen Thatlebens an sich. Kein Moment des vom Bewußtsein getragenen, oder was dasselbe ist, des persönlichen Lebens soll von Passivität erfüllt sein. Hiemit ist, wenn es geschieht, schon sehr viel für das richtige Thatleben geleistet: denn, wie sich aus

früheren Auseinandersetzungen ergiebt, kann die Passivität alle Lebenssphären durchdringen, so daß in denselben keine Spur vom richtigen Thatleben mehr zu finden ist. So im leiblichen und im Denk-Leben, wie im handelnden und im Gemüths-Leben. Man beobachte die Menschen wie sie sich im täglichen Leben verhalten, und man wird bei sehr Vielen finden daß sie in aller dieser Hinsicht ein sehr passives Leben führen. Verfolgen wir ein solches Leben in allen seinen Erscheinungen, um dadurch das Gegentheil desto besser herauszuheben. Zuerst tritt uns die Führung des leiblichen Lebens solcher Personen entgegen. Essen und Trinken ist ihnen ein Haupt-Genuß, und fast eine Haupt-Arbeit, zu welcher sie sich aber behaglich, oft auf mehrere Stunden niederlassen. Sie lassen sich hier mehr durch den Gaumen als durch den Hunger reizen. Sie essen was ihnen schmeckt, wenn es auch schädlich ist; und weil es ihnen schmeckt, so essen sie auch so lange bis sie nicht mehr können, folglich über Bedürfniß. Mit dem Trinken ist es derselbe Fall. Sie trinken nicht aus Bedürfniß, nicht zur Förderung der Verdauung, sondern weil ihnen das Getränk, namentlich der Wein, mundet, und weil sie sich munter und lustig machen wollen. Wer sieht nicht daß sie sich in diesem Genusse durchweg der Passivität hingeben? Sie schlafen gern und lang, weil es ihnen Vergnügen macht. Darum stehen sie auch nicht gern auf, sondern dehnen sich so lange als möglich im Bette, dem wahren Wohnsitze der Passivität. Aus diesem Grunde scheuen sie auch die nöthige tägliche Bewegung, und bleiben lieber ruhig auf ihrem Stuhle sitzen. Nach allem diesem kann man leicht denken daß sie auch nicht gern an ihr Tagewerk gehen. Sie treiben dasselbe weil es ihnen abgezwungen wird, aber sie treiben es mechanisch, weil sie das Denken belästiget. Desto eifriger eilen sie zu den Erholungen und Zerstreuungen des Abends, wo keine Activität von ihnen verlangt wird, und wo sie sich ganz dem Genusse hingeben können. Sie sind Unterthanen im Reiche der Schwere, und das Licht hat keine Gewalt über sie. Und gleichwohl, wie oft wird nicht auch der Thätigste zu dieser Schwere herabgezogen! Um so erfreulicher ist es, von Zeit zu Zeit Menschen zu erblicken, denen die Passivität nichts anhaben kann. Man sieht sie des Morgens frühzeitig und unverdrossen sich von ihrem Lager erheben, und sogleich nach den nothwendigsten Zuberei-

tungen, ohne sich lange beim Frühstück aufzuhalten, munter und rüstig an ihre Tages=Geschäfte gehen. Nur erst nachdem sie die Morgen=und Vormittags=Stunden in rastloser Thätigkeit zugebracht, gönnen sie sich des Mittags einige Ruhe bei einem mäßigen Mahle, das ihre Kräfte erneut, aber nicht erdrückt. Und so sind sie im Stande bald nach Tische wieder an ihre Arbeit zu gehen ohne einer sogenannten Mittagsruhe zu bedürfen. Der Abend erst macht dieser Thätigkeit ein Ende, aber auch nicht um die Passivität an ihre Stelle zu setzen; sondern, sei es daß nun Lieblingsbeschäftigungen an die Stelle der Geschäfte treten, wie im Sommer Gartenbau, im Winter die Uebung in einer mechanischen oder auch schönen Kunst, als Musik, Zeichnen, u. dgl. oder sei es daß auch nur belehrende Lectüre die letzten Stunden des Tages einnimmt, oder heitere Unterhaltungen mit Freunden dieselben würzen: genug, die Passivität findet nirgends Raum, denn Thätigkeit ist der Lebenscharakter eines so glücklichen Menschen. Ja, wahrhaft glücklich ist ein solcher Mensch zu preisen, denn er trägt die Quelle des Glücks in sich selbst, eben in seiner Thätigkeit, vorausgesetzt daß diese der Vernunft angemessen ist. Doch schon die Thätigkeit an sich macht einen Theil des menschlichen Glücks aus; was sich daraus ergiebt daß die Passivität die Quelle alles wahren menschlichen Elends ist, sowohl unmittelbar an sich selbst, als in ihren Folgen. Es verlohnt sich der Mühe, und es gehört zu unserer jetzigen Forschung, daß wir dieß weiter verfolgen. Also zuerst: die Passivität an sich selbst ist die Quelle des menschlichen Elends. Jedes Wesen ist nur glücklich wiefern es seiner eigenthümlichen Natur Gnüge leistet. Nun ist die eigenthümliche Natur des Menschen, ja, seine wahre Wesenheit, thätiges Princip. Das innerste Wesen der Seele, gleichsam ihr punctum saliens, gleicht dem Pendel der Uhr, die nur so lange im Gange bleibt, als der Pendel im Schwunge ist. Das eigentliche Leben der Seele hängt von der fortgesetzten Thätigkeit dieses ihres Princips ab. So wie die Thätigkeit in Stocken geräth — was nur durch Passivität geschehen kann, — stockt auch das Leben und sein Fortgang, und statt der Lebens=Befriedigung und Lust tritt Schmerz ein, und nicht etwa blos ein körperlicher Schmerz, an dem die Seele fühlend Antheil nimmt, sondern ganz eigentlich ein Seelenschmerz, d. h. ein solcher, der die

Seele selbst in ihrem Inneren durchwühlt und gleichsam zerreißt. Es ist ein Gefühl als ob die Seele selbst vergehen sollte, weil sie nur in Thätigkeit bestehen kann. Das Leben der Seele ist die Freude, und folglich ist der Schmerz, wo nicht ihr Tod selbst, doch wenigstens ein Schritt zum Tode. Und diesen thut die Seele mit jedem Versinken in die Passivität. Nehmen wir nun an daß letztere sich der Seele nach und nach vollkommen bemeistere — wie denn dieß allmählich wirklich geschieht, wenn sie mehr und mehr überhand nimmt —: so folgt unvermeidlich daß die Seele nicht aus dem Zustande des Schmerzes heraus kommt. Ein unerträglicher Zustand! Und er nimmt, wie gesagt, die ganze Seele ein. Ein Gefühl der Lähmung verbreitet sich über ihr ganzes Wesen. Wie das Gemüth in sich selbst zerrissen ist, so ist die Kraft zum Denken wie zum Handeln gelähmt. Der Mensch begreift es vielleicht nicht, wie er zu diesem allgemeinen inneren Unwohlsein kommt, und um so weniger macht er Anstalt dasselbe zu verscheuchen, sondern er läßt sich ohne Gegenwehr niederdrücken; und dauert dieses peinliche Gefühl des Drucks längere Zeit, so kann es ihn zuletzt zur Verzweiflung bringen, ohne daß er weiß woher ihm diese Verzweiflung kommt. Kurz, der Zustand der Passivität ist eine Hölle, die sich der Mensch selbst schafft, und aus welcher, wenn nicht vielleicht zufällig ein neuer Drang zur Thätigkeit in ihm erwacht, keine Erlösung ist. Wie sollte aber ein solcher Drang so leicht erwachen, wo alle geistige Kräfte, und vor allen die Kraft der Selbstbestimmung, darniederliegen? Es ist um so mehr hieran zu zweifeln, wenn wir die Folgen der Passivität, und ihren Einfluß auf das Leben betrachten. Die Passivität ist ganz Eines und dasselbe mit Sklaverei. Wer in Essen und Trinken die Hauptquelle seines Lebens findet, der ist der Sklav seines Bauches, und seine Sklavenkette umschlingt das ganze Gemüths = Denk = und That = Leben. Das Versinken in den unmäßigen Genuß der Speisen und Getränke zieht auch andere niedrige Triebe herbei, und erstickt alle edlere Regungen des Gemüths. Dieß ist die nächste Folge der sinnlichen Passivität. Wenn aber das Gemüth sich nicht zu reineren Gefühlen und Trieben erheben kann, wo sollen da Gedanken höherer Art erwachen? wo soll der Antrieb zu edlen Handlungen rege werden? Eine zweite Folge dieser sinnlichen Passivität oder Sklaverei ist also

ein niedriges und zugleich ein abgestumpftes Denkleben. Und hieran knüpft sich unmittelbar die dritte Folge: ein passives Thatleben, oder vielmehr gar kein Thatleben, sondern ein fortgesetztes äußeres, d. h. passives Bestimmt = und Gezogen = Werden zu gemeinen und niedrigen Handlungen. Und aus einem solchen Sklavenleben sollte sich so leicht der Keim der Thätigkeit erwecken, und zur Blüthe des Menschenlebens, zur Freiheit des Daseins entwickeln lassen? Hiezu fehlt vor Allem das Erste und Nothwendigste: der innere Impuls. Dasselbe ist der Fall bei allen Denen, die sich heftigen oder nagenden Leidenschaften hingegeben haben. Sie leiden Alle an den Folgen der Passivität. Die Leidenschaft der Liebe, der Eifersucht, der Habsucht, der Ehrsucht, des Neides, des Geizes, und wie sie alle weiter heißen, sie schleppen ihre Sklaven an ehernen Ketten, und lassen sie nicht zu einem thätigen, und folglich auch nicht zu einem ruhigen, zufriedenen, heiteren Leben gelangen. Wie ihre Begehrungen, so sind ihre Gedanken und Handlungen nur an die Gegenstände gekettet, die sie in fortwährender Passivität erhalten. Wie weit sind sie von einem richtigen Thatleben entfernt! Und ohne dieses ist kein Heil für den Menschen. Im Gefolge dieser falschen Richtungen des Gemüths ist nur Unheil und Elend. Aber anders ist es auch nicht mit Denen, die ein falsches Denkleben eingeschlagen haben. Man sollte meinen, wo einmal das Denkleben erwacht ist, da finde sich die Thätigkeit von selbst, da sei der Passivität Thor und Thüre verschlossen. Dem ist aber nicht so, wenn das Denkleben ein irriges ist. Und auf wie mannichfaltige Weise das Denkleben von seiner Norm abweichen könne, haben wir früher (Abschn. II. Kap. 2.) gesehen. Alles von der Vernunft nicht geleitete Denkleben ist ein irriges: denn nur der Impuls der Vernunft führt zur Freiheit, jeder andere Impuls zur Knechtschaft, und folglich zur Passivität. So ist z. B. die Speculation ein wahrhaft passiver Zustand: denn in ihr wird der Verstand von einer übermächtigen, nicht von der Vernunft begeisteten, Phantasie fortgerissen, die ihn zu ihrem Sklaven macht. Der Mensch, einmal in das Labyrinth der Speculation gerathen, kann sich aus ihm nicht wieder herausfinden, wenn ihm der ariadnische Faden der Vernunft mangelt, der allein ihn in das Gebiet der Wahrheit zurückführen kann. Und wie sollte ihm dieser zukommen, da er sich ohne denselben

in jenes Labyrinth gewagt hat! Nur die Wahrheit macht frei, nicht das Wissen, welches ohne Wahrheit nur ein Schein-Wissen ist. Von diesem gilt jenes Wort aus heiligem Munde: „das Wissen blähet auf". Und hieran fügt sich ein anderes heiliges Wort: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Was leistet denn die Speculation für ein richtiges Thatleben? Nichts: denn sie zieht davon ab. Der speculirende Philosoph wähnt durch seine Speculation genug gethan zu haben. Er hat es, wenn dieses eine That zu nennen ist, daß er die Köpfe verwirrt bei denen er Eingang findet. Die nächste Bedingung zum richtigen Thatleben ist Selbst-Beschränkung; und die Speculation kennt kein höheres Ziel als alle Schranken aufzulösen, indem sie in sich selbst das Unbeschränkte zu finden meint. Daher die Vornehmheit und der Hochmuth der Speculation. Der Hochmuth ist aber eine Leidenschaft wie alle übrigen, und theilt ihr Schicksal. Jedoch auch noch auf andere Weise kann das Denkleben von seiner Norm abweichen, lähmend auf das Thatleben einwirken, und den Menschen in Passivität und Unheil stürzen. Es hat von jeher Menschen gegeben die ihre Denkkraft auf Grübeleien verwendeten und dadurch in einen Abgrund von Passivität geriethen. Es hat religiöse, oder vielmehr mystische, Grübler gegeben die ihr Leben darauf verwendeten in die Tiefen der Gottheit einzudringen, Andere, welche entweder durch Entzifferung dunkler prophetischer Schriften den Schleier der Zukunft zu heben versuchten, oder durch astrologische Berechnungen die Schicksale der Reiche oder einzelner Menschen zu bestimmen strebten, Andere, welche durch alchemistische Operationen der Erzeugung edler Metalle nachjagten, oder durch mathematisch-mechanische Combinationen chimärische Erfindungen, wie die des perpetuum mobile, zum Ziele hatten, u. dgl. m. Alle diese Bedauernswerthen haben sich durch ihr Grübeln um das richtige Thatleben, und folglich um das Glück des Lebens gebracht. Hieher gehören auch die Projectmacher, die bald in politischen, bald in mercantilischen und andern Speculationen ihren Untergang fanden. Alle, welche auf die hier genannte Weise ihrem Denkleben eine falsche Richtung gaben, litten an den Folgen der Passivität, die wiederum eine Folge ihrer verkehrten Neigungen und Bestrebungen war. Was aber auf den ersten Anblick widersprechend scheint, selbst manches aus-

* Gottl. Fichtes Lehre von Recht, der Sittenlehre ꝛc

gezeichnete Thatleben ist aus Passivität hervorgegangen, und eine Beute ihrer Folgen geworden. Es hat ebenfalls von jeher thatendurstige Seelen gegeben, die es aus Ehrgeiz und Ruhmsucht wurden. Es sind die großen Eroberer aller Zeiten, die, indem sie die Nationen ganzer Welttheile zu ihren Sklaven machten, doch selbst die Sklaven ihrer ungebändigten Leidenschaften waren, und sich an dem Durste verzehrten, der sie über Länder und Meere trieb, noch glücklich, wenn sie nicht in ihren fast übermenschlichen Unternehmungen und Anstrengungen ihren eigenen Untergang fanden; wie doch gemeinhin der Fall gewesen ist. Wir nennen hier aus der alten Zeit nur einen Xerxes und Alexander, und aus der neuen Carl XII. und Napoleon. Das Hochgefühl ihrer Triumphe wog nimmermehr die Unruhe, die Sorge, die qualvolle Ungeduld über noch unerreichte Zwecke auf. Und wenn nun ihre Plane scheiterten, wenn das Glück sie verließ, dessen verzogene Günstlinge sie so lange gewesen waren, wenn sie von ihrer Höhe herabstürzten, und in wenigen Tagen Alles verloren was sie in vielen Jahren gewonnen hatten, — wie denn das Schicksal Napoleons uns noch in frischem Andenken lebt —: wer beschreibt die Martern, welche diese Riesen-Seelen folterten, wenn nun Alles und für immer verloren, und keine Aussicht, keine Hoffnung zu neuem Ruhme mehr vorhanden war. Noch tönen die Klagen, die Seufzer des größten Helden aller Zeiten aus seiner Felsen-Insel zu uns herüber, auf welche ihn sein Todfeind, England, gebannt hatte, und auf der er sein qualvolles Leben aushauchte. Wenn irgend ein Leben den Namen eines That-Lebens verdiente, so war es das Leben Napoleon's. Welche unausgesetzte, unermüdliche Thätigkeit in immer weiteren Kreisen eine so lange Reihe von Jahren hindurch, eben so im Kabinette, wie im Felde, eben so in der Belebung der Industrie, der Künste und Wissenschaften in Frankreich, wie in der Organisation der eroberten Länder, endlich eben so in den großen und genialen Schöpfungen neuer Länderstraßen, neuer Häfen, neuer öffentlicher Gebäude und Denkmale, als in denen der Gesetzgebung und der Rechtspflege. Kaum könnte man sich enthalten das Leben Napoleons auch ein richtiges Thatleben zu nennen, wenn es nicht auf Kosten der Ruhe und des Glücks so vieler Länder, so wie auf Kosten seiner eigenen Ruhe, seines eigenen Glücks, geführt worden

wäre. Hat Er doch selbst gestanden daß er nur wenige glückliche Tage in seinem Leben gehabt habe.

Inneres Glück ist der Charakter des richtigen Thatlebens, wie Wohlbefinden der Charakter der Gesundheit ist. Bis hieher haben wir diese Wahrheit nur negativ erkannt, indem das Abhalten aller Passivität vom Leben zugleich das tiefste Weh vom Menschen abhält, welches, wie wir gesehen, in der Passivität seinen Sitz hat. Allein wir haben auch gesehen daß die Thätigkeit allein, auch wenn sie mit höchster Energie ein ganzes Leben durchdringt und zum Thatleben stempelt, — wie in Napoleon, — dennoch keineswegs ausreicht um ein solches Thatleben zu einem glücklichen zu machen. Dieses Glück wird, wie gesagt, nur dem richtigen Thatleben zu Theil. Wir kennen, nach Anleitung des vorhergehenden Kapitels, alle Bedingungen zu einem richtigen Thatleben; und sie laufen sämmtlich auf das Vernunft-gemäße Leben hinaus. In wem die Vernunft die Leiterin des Lebens ist, der erfüllt auch alle übrigen Bedingungen des richtigen Thatlebens. Es ist nun unser Geschäft auch die positive Seite des richtigen Thatlebens an sich, zur Betrachtung zu ziehen. Die Vernunft im Menschen, wenn sie die aus der Tiefe aufsteigenden Nebel zerstreuet hat, gleicht der strahlenden Sonne am wolkenlosen Himmel, die den Erdkreis erhellt, erwärmt und befruchtet. Diejenigen haben gewiß nicht Unrecht, welche die Vernunft einen Strahl aus dem göttlichen Lichte nennen: denn sie ist das Licht, welches unsern Lebenspfad erleuchtet, und alles Dunkel von demselben verscheucht. Und nicht blos dieses, sondern sie hat auch eine erwärmende Kraft für unser Herz, und eine stärkende für unsern Willen, wie die Sonne, mit der wir sie verglichen, für die Erde. Wenn wir nun in unsern heiligen Schriften lesen daß das Licht aus Gott in Christus erschienen — was wohl Niemand anzuerkennen sich weigern wird, der den vollkommnen Heiligen in Christus erkannt hat —; wenn wir ferner von Christus selbst die inhaltschweren Worte vernehmen: „Ich bin das Licht das alle Menschen erleuchtet die in diese Welt kommen", so dürfen wir Diejenigen nicht tadeln, die da behaupten daß alle Menschen Christum in sich haben; und wo und wie anders als in ihrer Vernunft? Die Feinde der Vernunft sind also zugleich die Feinde Christi, wie im Gegentheil die Freunde der Vernunft zu-

gleich die Freunde Christi sind und sein müssen: denn in Christus strahlt ihnen die Vernunft, die in ihnen selbst ist, hell und klar entgegen. Es ist also ein herrliches, ein seligmachendes Gefühl daß wir in Christo leben, und zugleich mit Christo in Gott, wenn wir in der Vernunft leben: denn Christus lebt in Gott, und Gott war in ihm, dergestalt, daß er sagen konnte: „wer mich siehet, siehet den Vater.“ Wir wollen also die Vernunft nicht für ein Schein- oder Irr-Licht ansehen: denn wir haben kein anderes. Unsere Vernunft ist das Licht der Wahrheit, durch welche wir alle Wahrheit, auch die daß Christus aus Gott geboren ist, erkennen. Leben wir in der Vernunft, so sind auch wir aus Gott geboren, wir sind Kinder Gottes. Christus ist aber nicht blos der Erstgeborne, sondern auch der Eingeborne Sohn Gottes: er ist Licht durch und durch, kein Flecken ist an ihm, er ist der allein Reine und Heilige, das Muster und Vorbild für uns Alle, die wir noch mit dem Hange zum Bösen und der Kraft der Trägheit zu kämpfen haben. Wir bedürfen eines solchen Anregers, eines solchen Lichtwesens außer uns, um das Lichtwesen in uns zu wecken, zu beleben, zu kräftigen. Zwar giebt es Menschen, in denen das Licht der Vernunft, nachdem es sich einmal durch sich selbst entzündet, auch fortleuchtet ohne der äußeren Nahrung zu bedürfen, und in ihnen ist, so zu sagen, die Vernunft zum Talent geworden; aber ihrer sind wenige, wie denn überhaupt das Talent in jeder Art nur der Minderzahl verliehen ist. Die Meisten bedürfen der Auf- und Nach-Hülfe, weil es einmal der göttlichen Weisheit gefallen hat Starke und Schwache zu erschaffen. Und hier heißt es in Wahrheit: „die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ Aber Jeder ist berufen zu erstarken; und er vermag es nur durch das Licht der Vernunft. Ist dieses aber einmal im Leben und für das Leben wirksam geworden, so ist auch der Impuls für ein richtiges Thatleben gegeben. Wollen wir denselben in seiner Kraft, und in seinen Wirkungen auf das Thatleben selbst, uns recht lebendig vor Augen stellen, so dürfen wir nur einen Blick auf das Thatleben Christi werfen, der ja, wie an Gesinnung, so an That, unser Muster und Vorbild ist. Und zwar kann hier, unserer jetzigen Aufgabe gemäß, von seinem Thatleben weder in Beziehung auf die Welt noch auf Gott die Rede sein, sondern lediglich von seinem Thatleben, als sol-

chem, oder an sich. Es tritt uns dieses Muster=Beispiel gleichsam von selbst entgegen eben wegen des absolut=nothwendigen Impulses der Vernunft zum richtigen Thatleben. Und wo finden wir diesen Impuls mächtiger und herrschender, als bei Dem, der durchaus und in seinem ganzen Wesen Vernunft war? Vernunft im eigentlichen Sinne: denn Er vernahm, zum Behuf seines Thuns, nur die Stimme seines Vaters, wie auch unsere Vernunft, wenn sie aufmerkt, nur die göttliche Stimme des Geistes vernimmt. Daher denn auch das ganze Thatleben Jesu ein durchaus heiliges war. Dieß ist nun der wahre Charakter des richtigen Thatlebens an sich, obwohl wir Menschen alle, so lange uns noch andere Impulse treiben als der der Vernunft, ein solches Thatleben niemals erreichen werden. Soll aber der Künstler, weil er sein Ideal nicht erreichen kann, nicht wenigstens dasselbe vor Augen haben, und demselben, so weit er kann, nachstreben? So auch wir, was das richtige Thatleben betrifft. Also nochmals: werfen wir einen Blick auf das Thatleben Jesu an sich. Wir können es negativ und positiv betrachten. In ersterer Hinsicht war allen äußeren Einflüssen, welche die Freiheit jenes Lebens hätten gefährden können, der Zugang verschlossen. Das weltliche Element, d. h. das Veränderliche, Vergängliche, Vorüberschwindende in der Welt, so blendend und lockend es erscheint, und so sehr es sich den Sinnen und dem Herzen anschmeichelt: Geld und Gut, Ehre und Ruhm, überhaupt ein behagliches Genuß=Leben, fand keinen Eingang bei ihm, und blieb ihm gänzlich fremd. Nicht als ob ihm die Interessen des vergänglichen Lebens, die uns Alle, nach unserer besonderen Empfänglichkeit, mehr oder weniger an sich ziehen und festhalten, ja gemeinhin unser ganzes Leben in Beschlag nehmen, unbekannt geblieben wären. Nein! denn es steht geschrieben: „er ward versucht allenthalben, gleich wie wir;“ auch lesen wir ausdrücklich, daß der Versucher, oder die versuchende Macht — gleichviel in welcher Gestalt — ihm auf das andringlichste vor Augen getreten sei, und ihm Alles was das menschliche Herz reizen kann, Reichthum, Ehre, Macht, und, wie sich von selbst versteht, allen damit verbundenen irdischen Genuß, um den Preis seines Abfalls von Gott, dargeboten habe; wir lesen aber auch zugleich daß er alle diese Anerbietungen unerschütterlich von sich gewiesen; wie denn auch die Folge seines

Lebens gelehrt hat daß alle diese Weltreize nicht den geringsten Einfluß auf den Gang desselben gehabt haben. Wenn wir nun bedenken welche Gewalt der moralischen Kraft dazu gehört keiner jener Versuchungen zu unterliegen, und wie wenig wir Andern im gewöhnlichen Leben, trotz des Einredens unserer Vernunft, ihnen zu widerstehen und unsere moralische Kraft gegen sie anzuwenden geneigt sind, so können wir einer solchen Heldenstärke unsere höchste Bewunderung nicht versagen. Denn wenn wir auch, etwa in Folge unseres Temperaments oder Naturells, gegen den einen oder den andern dieser Weltreize unempfindlich zu sein scheinen, — wie denn der Eine gegen den Reichthum, der Andere gegen den Ruhm u. s. w. gleichgültig ist, — so sind wir doch auf irgend einer Seite schwach und zu gewinnen, so daß z. B. Frauenliebe, oder ein anderer Lebensgenuß Denjenigen fesselt, der für andere Interessen unzugänglich ist. Kurz, jeder Mensch hat seine Neigungen die ihn an die Welt binden, und von denen er sich nicht los machen kann, weil sie gleichsam in sein Naturell eingewachsen sind. Ueberhaupt ist der Einfluß der Welt auf den Menschen etwas Menschliches, und, so zu sagen, an unser Leben geknüpft, so daß wir von diesem scheiden müßten, um uns von jenem gänzlich und für immer loszusagen. Dieß Alles war nun bei Jesu nicht der Fall, nicht etwa wegen einer natürlichen Stumpfheit und Unempfindlichkeit des Gefühlvermögens. Denn jedes reinmenschliche Gefühl, z. B. für die Schönheiten der Natur, für Freundschaft, für innige Theilnahme an den Schmerzen und Leiden, an dem Wohl und dem Gedeihen Einzelner, so wie für das Wohl und Wehe des ganzen Geschlechts, war seinem innersten Wesen einverwebt. Sondern dieses war es, daß er über die gewöhnlichen Neigungen der Menschen erhaben war, was ihnen und ihren Gegenständen allen Eingang in sein Herz verschloß, so daß er auch von allem Niedrigen und Gemeinen, Verwerflichen und Schlechten zwar berührt, aber nur schmerzhaft berührt wurde. Ja, er konnte selbst zürnen, über die Bosheit, die Falschheit, den Betrug, und die Lüge; aber mit der Unwissenheit, der Schwachheit, und den Fehltritten der Schwachen hatte er Mitleid, Nachsicht, und Erbarmen, und er konnte Thränen vergießen über die Verblendung der Menschen, die ihr Heil verkannten und von sich wiesen. Mit welcher innigen Liebe aber umfing er

Jene, in denen er die Spuren eines unverdorbenen, kindlichen Herzens, den Drang zu besserer Belehrung, den Durst nach seinen Worten des Lebens, und die Bereitwilligkeit seinen Weisungen zu folgen, entdeckte. Mit himmlischer Freude hob er die Gefallenen, die Reuigen auf; und den Einfältigen, den Menschen ohne Falsch, wendete er sich mit brüderlicher Neigung zu, und behandelte sie als Seines-Gleichen. Kurz, für alles Reine und Gute in der Welt war sein Herz empfänglich und gefühlvoll, wie kein anderes; aber was die Herzen sonst erfüllt und fesselt, das blieb ihm, wie gesagt, fremd, weil es seinem reinen Wesen widersprach. Und dieses reine Wesen, was war es anders, als ein der göttlichen Vernunft innigst vermählter menschlicher Wille? Denn von Jesus selbst, in Bezug auf seine Erscheinung in der Zeit, steht ja geschrieben: „Er war ein Mensch wie Andere, nur ohne Sünde." So zeigt sich also das richtige Thatleben Jesu zunächst auf der negativen Seite. Aber betrachten wir nun auch dieses Thatleben auf der positiven Seite. Wir können es im allgemeinen mit dem Namen des Berufslebens bezeichnen. Christus lebte blos für seinen Beruf. In seinem Leben, wie in seiner Seele, bewegte sich nichts anderes als die Thätigkeit für den Zweck zu dem er gesendet war: dem Menschengeschlecht den Weg zum Reiche der Freiheit zu zeigen und ihm auf diesem Wege voran zu gehen. Es war kein irdischer Zweck den er verfolgte, kein irdisches Ziel, an welches er die Menschheit zu führen bestimmt war. Es war das Reich der Himmel, das Reich des ewigen Lebens, das Reich Gottes, welches er den Menschen aufschloß. Alles, was er zu diesem Behufe unternahm und auf sich nahm, gehörte zu seinem Thatleben. Zunächst seine Lehre. Von seiner ersten öffentlichen Erscheinung an bis zu seinem Tode gingen aus seinem Munde nur Worte der Wahrheit, des Geistes und des Lebens. „Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen daß ich die Wahrheit bezeuge." — „Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben." — „So ihr bleibet in meiner Rede, so werdet ihr erkennen daß meine Lehre von Gott ist." Der Inhalt dieser Lehre aber ließ sich in das einzige Wort Liebe zusammenfassen, die freilich nur in einem reinen Herzen keimen, wachsen, und Frucht tragen kann. Daher auch ein reines Herz die erste Bedingung zum Reiche Gottes war, an welche sich die Ablegung der Sünde unzer-

trennlich knüpfte. In dieser Hinsicht, und weil der Mensch zuerst von der Sünde frei sein muß, ehe er einen Schritt in das Reich Gottes thun kann, war Christi Lehre Freiheitslehre; wobei wohl zu merken ist, daß Christus Denen, die ihm nachfolgen wollten, die Freiheit nicht schenkte, sondern sie von ihnen forderte. „Thue das, so wirst du leben." Das Leben, nämlich das unvergängliche, war also der Preis für den Freiheitskampf; weshalb man auch die Lehre Christi Lebenslehre nennen kann. „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es erhalten zum ewigen Leben." Dieses „um meinetwillen" will nichts anderes sagen als: aus Liebe zu Gott; denn Christi Wille war Eins mit Gottes Willen, welcher das Gegentheil des selbstischen Willens ist. Der selbstische Wille macht Knechte, der göttliche oder reine Wille aber macht frei; und diese Freiheit ist der Schlüssel zur Pforte des ewigen Lebens. Christi Lehre war also ganz auf das Thun gerichtet; und so kann man auch sagen daß sie die Lehre des richtigen Thatlebens war. Sie war selbst ein Theil seines Thatlebens: denn sie weckte die Herzen zum göttlichen Thun; und dieses Erwekken war That. Hieran aber knüpfte sich unzertrennlich Christi Thun selbst, so daß jedes seiner Worte in ihm und durch ihn zur eigenen That wurde. Er lehrte nicht blos gewaltig, sondern er war auch gewaltig in Thaten. Sein Leben war eine Kette von göttlichen Thaten. Daß seine Lehre von Gott sei, bestätigte er nicht blos durch sein eigenes sündloses, sondern auch durch sein göttlich-hülfreiches Leben. In ihm war nicht blos der Geist, sondern auch die Kraft Gottes. Durch sie erwies er sich als Lebens-Retter und Lebens-Geber. Sein Wort, seine Hand heilte im Nu die Kranken, erweckte die Todten, sättigte Tausende von Nahrungsbedürftigen mit weniger Speise. Man hat diese Wunder der göttlichen Kraft, die in Christo war, für Mährchen ausgegeben, oder auch auf natürliche Weise zu erklären gesucht, wenn man sie wegen des Zusammenhanges mit Christi ganzem Leben nicht zu läugnen wagte. Allein wenn jene Wunder Mährchen waren, so war Christi ganze Erscheinung ein solches, und man muß die Wahrheit selbst so nennen. Und wenn jene Wunder nichts als natürliche Wirkungen natürlicher Menschenkraft waren, so sind diese selbst ein größeres Wunder als das Wunder

selbst: denn nie hat ein Mensch im Nu dem Blinden das Gesicht, dem Tauben das Gehör, dem von Gicht Gelähmten die freie Bewegung der Glieder gegeben, und noch weit weniger Todte, schon der Verwesung anheim gefallen, wieder zum Leben erweckt. Auch die Sättigung von Tausenden durch wenige Brote ist noch Niemanden gelungen. Die heilige Kraft Gottes steht aber höher als die ganze Natur; und nichts ist natürlicher als daß diese jener unterthan ist. Durch diese Herrschaft über die Natur zeigte Christus daß er vom Vater kam, und bekräftigte den Schwachen die Wahrheit seiner Worte, die wohl ihrem Glauben, aber nicht ihrer Einsicht zugänglich waren. Unmündige müssen glauben wenn sie folgen sollen, und für sie muß sich das Wort durch die That verbürgen. Die göttliche That muß für das göttliche Wort zeugen so lange bis sich dieses durch seine Wirkung im Leben selbst verbürgt. So war also, was unserm Thatleben menschlicher Weise unmöglich ist, für Jesu Thatleben göttlicher Weise nicht blos möglich und wirklich, sondern sogar nothwendig. Man denke sich aus Christi Thatleben die Wunder hinweg, und die Lehre vom Reich fand keinen Boden in dem sie wurzeln konnte; sie fand ihn aber, gekräftiget durch Wunder, in den gläubigen Herzen. Das Thatleben Jesu war aber mit den Gaben seiner Liebe durch Wunder nicht geschlossen, sondern die Vollendung desselben war seine Ergebung in den göttlichen Willen bis in den Tod. Und diese Ergebung war die herrlichste seiner Thaten. Alle Schmach und alles Leiden was er auf sich nahm, ja der Tod selbst, war seine That. Menschlicher Weise war er eine Folge menschlicher Bosheit, aber göttlicher Weise war er die letzte Erfüllung seines göttlichen Berufs, und im göttlichen Rathschlusse begründet. „Ich habe Macht mein Leben zu behalten, und von mir zu lassen.“ So ruft Der aus, welcher die Wahrheit selbst war. Sein Tod war also seine That, er war der Gipfel seiner Opferliebe. Er starb um der sündigen Menschheit Vergebung und ewiges Leben zu verbürgen. Wäre Christus nicht gestorben so wäre er nicht auferstanden, und „wäre Christus nicht auferstanden, so wäre unser Glaube eitel.“

So viel, um an dem Beispiele Christi selbst den Charakter des richtigen Thatlebens an sich, zu zeigen. Ein hohes Beispiel! Aber wir finden auch kein anderes, welches uns den reinen Begriff des

von aller Passivität freien Thatlebens in so klarem Lichte darstellte, als das Thatleben Jesu. Sein Leiden selbst war eine That: es war die göttliche That unbedingter Ergebung in den Willen Gottes. Und wenn wir auch in unserm Thatleben das Göttliche nicht erreichen können, so sollen wir es doch nicht aus dem Gesichte verlieren.

Fünftes Kapitel.

Das richtige Thatleben in Beziehung auf Welt und Geist.

Ist nun das richtige Thatleben an sich, als ein alle Passivität entweder von sich abweisendes oder besiegendes, dagegen in fortgesetzter vernunftgemäßer Thätigkeit sich bewegendes dargestellt worden, so wird es nicht schwer halten dasselbe auch in seinen Beziehungen auf Welt und Geist zu verfolgen. Es ist bereits früher (Einleit. III.) dargethan worden daß das Thatleben in dieser doppelten Beziehung keinen Widerspruch in sich enthält, sondern nur einen Gegensatz bildet, der durch das natürliche Verhältniß des Aeußeren und Inneren bedingt ist. Es ist ein unglückliches Mißverständniß, welches nothwendig zu einem schädlichen practischen Fehlgriffe verleitet, wenn gewähnt wird als widerspreche sich ein nach außen auf die Welt und weltliche Geschäfte gerichtetes Thatleben, und ein dem Geiste zugewendetes, so daß beide mit einander unverträglich seien. Es folgt hieraus, daß, wer sich dem einen ergiebt, das andere rücksichtslos aus den Augen läßt. Hieraus entspringt, wie gesagt, der größte Nachtheil für die Richtigkeit des Thatlebens selbst; ein Nachtheil den die Erfahrung nur allzusehr bestätiget. Denn die sogenannten Weltleute — unter denen wir hier nur die Geschäftsleute verstehen — indem sie

ihr ganzes Thatleben auf äußere Verhältnisse beziehen, ohne Berücksichtigung des inneren geistigen Princips, das auch in diesen Verhältnissen walten, ja, sie beherrschen soll, können zwar auf ihre Weise und zu ihrem eigenen Vortheil sich der höchsten Thätigkeit befleißigen; und indem sie dieses thun, finden sie allerdings in der Rücksicht auf etwas Höheres als ihren Vortheil, einen Widerspruch. Allein hierinne besteht eben ihr Irrthum und ihr Unrecht: denn der eigene Vortheil soll dem allgemeinen Wohle stets untergeordnet bleiben. So verlangt es die Vernunft. Zweckgemäß ist also wohl ihr Thatleben, aber nicht vernunftgemäß. Dieser Widerspruch löset sich nur, wenn sie der Vernunft ihr Recht widerfahren lassen, als wodurch ihr Thatleben sowohl nach innen harmonisch, als nach außen wahrhaft gedeihlich wird. Auf gleiche Weise, nur in entgegengesetzter Beziehung, ist es mit Denen beschaffen, welche, um ihr ganzes Thatleben dem Dienste des Geistes zu widmen, dasselbe der Welt und ihren Verhältnissen entziehen zu müssen glauben. Sie bilden sich ein, das weltliche Thatleben thue dem geistigen Eintrag, und stehe mit demselben im Widerspruch. Diesen Widerspruch haben sie aber, wie jene Ersteren in der besonderen Richtung ihres Thatlebens, selbst geschaffen. Das wahre geistige Thatleben muß sich eben in äußerer That zeigen. Es giebt keinen schlagenderen Beweis hievon, als die Erscheinung des Thatlebens Jesu, welches doch unstreitig das geistigste, das heiligste Thatleben war. Jesus wandelte rastlos, lehrend, rathend, tröstend, helfend, in seiner Umgebung umher; er lebte nicht blos, sondern er starb auch für die Welt. Jene aber, welche sich von der Welt zurück- und ihr Thatleben derselben entziehen, um dem geistigen Leben ganz zu genügen, thun gerade das Gegentheil. Sie können auch auf diese Weise nie mit sich einig werden, sondern leben in einem fortwährenden Widerspruche und Zwiespalte mit sich selbst und der Welt, der nur dadurch zu beseitigen ist, daß sie von ihrem Irrthume zurückkommen, und ihr Thatleben nach außen wenden. Es bleibt demnach bei unserer obigen Behauptung daß zwischen dem weltlichen und dem geistigen Thatleben, was ihr beiderseitiges wahres Verhältniß betrifft, kein Widerspruch, sondern nur ein Gegensatz Statt findet, indem beide sich einander gegenseitig bedingen. Hierauf beruht die nun folgende Auseinandersetzung.

Schon der Begriff des Thatlebens setzt ein Aeußeres und ein Wirken nach außen voraus, oder mit andern Worten, eine Welt und ein Wirken auf die Welt. Ferner ist dieses Wirken schon durch den Begriff der That (Abschn. III. Kap. I.) als ein moralisches bestimmt. Wohin auch immer das menschliche Handeln gerichtet sei: es soll ein moralisches Handeln sein, d. h. ein solches, welches, wie es seinen Grund im Vernunftwesen hat, auch seinen Zielpunkt im Bereiche der Vernunftwesen habe. Nun scheint zwar die Naturwelt, die wir von der Menschenwelt gesondert haben, eben weil sie nur Naturwelt ist, nicht in den Kreis des moralischen Handelns zu gehören; allein die einzigen Vernunftwesen die wir kennen, die Menschen, können ohne die Naturwelt nicht bestehen, ihr Thatleben muß also, schon um ihrer Erhaltung willen, auch auf die Naturwelt gerichtet sein, und zwar, da das individuelle Bestehen die Grundbedingung alles Thatlebens ist, zunächst auf die Naturwelt. Wir wollen demnach auch das richtige Verhältniß des Thatlebens zur Naturwelt zuerst betrachten. Es kann aber dieses Verhältniß von einer doppelten, nämlich von einer positiven und negativen Seite betrachtet werden. Positiver Weise ist die Natur unsere Erhalterin, doch nur so, daß sie zwar die Elemente unseres Bestehens in ihrem Schoose trägt, es aber uns selbst überläßt wie wir diese Elemente zu unserm Gebrauche benutzen wollen. Menschlicher Verstand und Scharfsinn, dann aber auch Zufall und Glück, haben nach und nach alles auffinden lassen, was nicht blos zur Erhaltung des physischen, sondern auch zur Förderung des geistigen Lebens dient; und die Schätze der Natur sind eben sowohl zur Befriedigung der Nothdurft, als zum Vortheil der Künste und Wissenschaften, ja selbst zum Ausdruck und zum Zeichen religiöser Stimmungen und Gesinnungen verwendet worden. Ueberall erblicken wir hier das menschliche Thatleben geschäftig, von Alters her bis auf den heutigen Tag. Was nur immer das Pflanzen- und Thier-Reich auf der weiten Erde an Nahrungs-Mitteln besitzt, ist zur Erhaltung des sich immer weiter verbreitenden Menschengeschlechts aufgesucht und cultivirt worden. Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischfang sind die ersten Erweise des menschlichen Thatlebens zum Behuf seiner Erhaltung aus den Vorräthen der Natur. Dieselben Vorräthe haben die Mittel zum Schutz und

zur Sicherheit des menschlichen Daseins gegen die Angriffe der Elemente und anderer äußerer Gewalten hergegeben. Steinbrüche und Wälder sind nicht blos zum gemeinsamen Bestand in festen Wohnplätzen, sondern auch zur Ausschmückung der letzteren mit den Tempeln höherer Mächte benutzt worden, gleichsam um diese den Menschen näher zu bringen und geneigter zu machen. Dieß Alles aber nicht ohne den Gebrauch von Werkzeugen, zu denen die Natur aus dem Schooße der Erde ihre Metalle herzugeben genöthiget wurde. Wenn wir nun bedenken daß in tausenden von Jahren die gesammte organische und unorganische Natur um uns her mit allen ihren Stoffen und Kräften, — die Elementar-Stoffe und Kräfte mit eingerechnet — ein Gegenstand der Behandlung von menschlicher Kraft und Thätigkeit geworden sind, und Wissenschaften und Künste aller Art zum Besten der Menschheit gefördert haben, so geht hieraus klar hervor daß das menschliche Thatleben nach außen hin, und in Beziehung auf die Naturwelt, sich ins Unendliche verbreitet hat, und das allgemeine Menschenwohl durch diese reiche Thätigkeit auf das mannichfaltigste gesteigert worden ist. Nicht minder ist dieß aber auch auf negative Weise geschehen. Denn wie viele feindliche Kräfte und Einflüsse, die ebenfalls in der Naturwelt ihren Grund und Ursprung haben, hat es von jeher zu bekämpfen und zu besiegen gegeben, durch deren Macht, wenn sie überhand genommen hätte, das Menschengeschlecht den größten Nachtheil erfahren haben würde. Sumpfige und morastige Gegenden mit ihren schädlichen Ausdünstungen, die dadurch, so wie durch faulende Pflanzen- und Thier-körper, verdorbene Atmosphäre, giftiges in solchen Gegenden erzeugtes Gewürm und Ungeziefer, die Schaaren der reißenden Thiere in den dichten Wäldern, alles dieß ist durch die fleißige und kühne Hand des Menschen, durch Lichtung von Wäldern, durch Austrocknung von Sümpfen, überhaupt durch immer fortschreitende Cultur des Bodens bereits zum großen Theil beseitiget worden. Und wieviel läßt sich noch von der Zukunft erwarten! Selbst der Wuth des Meeres sind bereits hier und da durch feste Dämme Grenzen gesetzt. Selbst verderbliche Erzeugnisse des Erdbodens in mineralischen und Pflanzen-Giften sind durch menschlichen Scharfsinn in nützliche Kräfte umgewandelt worden, und gerade die bedenklichsten Krankheiten unseres

Geschlechts, welche die Heilkraft unserer eigenen Natur umsonst bekämpft, werden durch die Macht dieser Potenzen überwunden. — So ergäbe sich denn positiv und negativ die Nothwendigkeit der Richtung des Thatlebens auf die Naturwelt. Da aber, wie überall, so auch bei dieser Richtung des Thatlebens gefehlt werden kann, so tritt nun unsere eigentliche Aufgabe, das richtige Thatleben in Bezug auf die Naturwelt darzustellen, um so dringender hervor, je leichter und häufiger hier Fehlgriffe Statt finden. Vor allen Dingen ist darauf zu sehen daß Niemand sein Thatleben, gegen seinen Beruf, der Naturwelt zuwende. Wir können nicht Alle Landwirthe, oder Arbeiter im Berg- und Hütten-Wesen, oder mechanische Künstler, oder selbst Naturforscher, z. B. Physiker, Chemiker, Astronomen, Anatomen u. s. w. sein. Wer sich mit seiner Thätigkeit der Naturwelt ausschlüßlich zuwendet, muß erstlich überhaupt praktischen Trieb und Sinn besitzen, d. h. er muß sich innerlich getrieben fühlen nach außen hin, und zwar in Beschäftigung mit Naturgegenständen, thätig zu sein, und zugleich zur Auffassung und Behandlung von dergleichen Gegenständen besondere Empfänglichkeit und gleichsam eine natürliche Geschicklichkeit zu eigen haben. Umstände und Verhältnisse können allerdings einen Menschen in diese Sphäre der Wirksamkeit drängen; allein er wird in derselben nie mit Glück und Auszeichnung thätig sein, wenn seine Natur ihn vielmehr auf ideelle als auf reelle Thätigkeit hintreibt. So wird z. B. Niemand ein glücklicher Arzt werden, der in sich kein eigentlich praktisches und der Natur zugewendetes Streben findet, sondern der sich ursprünglich und fortwährend, wie die Sonnenblume zur Sonne, so zu der idealen Welt hingezogen findet, sei es daß sein Sinn und Trieb auf Poesie, oder auf Philosophie gerichtet ist, oder daß der Beruf zum Geistlichen sich entschieden in ihm ausspricht. Aber selbst bei Denen, deren Thatleben gleichsam unwillkührlich der Naturwelt zugewendet ist, muß sich ein besonderer Beruf zu irgend einem der mannichfaltigen Geschäfte in diesem Gebiete beurkunden, so wie bei dem, der Talent zur schönen Kunst besitzt, sich Sinn und Trieb, nicht blos für die Kunst im allgemeinen, sondern für eine bestimmte Kunst, wie Mahlerei, Musik, Bildnerkunst u. s. w. offenbaren muß, wenn Tüchtiges geleistet werden soll. Nun ist aber die Basis des der Na-

turwelt angehörenden Thatlebens: die Beobachtung. Ohne die Gabe des richtigen, genauen, umsichtigen Beobachtens also kann ein solches Thatleben nie ein richtiges werden, sondern ist überall von Täuschungen und falschen Einbildungen begleitet, welche die Geschäftsthätigkeit auf mancherlei Weise in ihren Erfolgen vereiteln. Eben so wesentlich nothwendig aber ist eine richtige Urtheilskraft, die freilich zum großen Theil das Werk genauer Aufmerksamkeit und Uebung ist. Ferner gehört zu diesem Thatleben, wenn es ein richtiges sein soll, daß man sich an Fleiß, Ordnung, und Ausdauer gewöhne: denn ein nachlässiges, ungeregeltes, nur sprungweise ausgeübtes Verfahren, und wenn es noch so sehr den Anschein des genialen hätte, fördert nie etwas Großes und Ganzes. Nun ist aber auch darauf zu sehen, daß bei allem Eifer und Fleiße sowohl die intellectuelle als die praktische Thätigkeit nicht zersplittert werde, indem Zeit und Kraft auf eine zu große Menge, besonders disparater Gegenstände verwendet wird: denn die sogenannte Polypragmosyne ist gerade das Mittel nichts Rechtes zu Stande zu bringen. Auch ist dafür zu sorgen daß die Thätigkeit nicht in Kleinigkeitskrämerei ausarte. Endlich ist noch Eines zu beherzigen, dessen auch bereits früher gedacht worden: nämlich daß sich das Thatleben nicht ganz in die Naturwelt verliere, so daß das geistige Leben dabei in Vergessenheit geräth. Allerdings liegen zu dieser Excentricität des äusseren Thatlebens mehrere Impulse im Menschen, die auch nicht verfehlen ihre Wirkung zu äussern. Der erste ist der Erhaltungstrieb selbst, der freilich für sein natürliches Bedürfniß auch nur aus der Naturwelt seine Befriedigung ziehen kann. Allein so grenzenlos sind die natürlichen Bedürfnisse des Menschen nicht daß die Mühe um ihre Befriedigung alle Zeit und Kraft desselben in Anspruch nehmen sollte, selbst wenn er — wie der Hausvater — für Mehrere zu sorgen hat. Für die Sammlung des Gemüths, für die Erhebung desselben zum Unsichtbaren und Ewigen, muß immer noch Zeit genug übrig bleiben können. Jedoch es tritt hier noch ein Umstand hinzu, der diese Sammlung und Erhebung wo nicht gänzlich vereitelt, doch bedeutend schwächt und unwirksam macht. Nämlich der Erhaltungstrieb regt ganz natürlich den Erwerbstrieb an, und dieser weckt den Trieb nach immer erweitertem Besitzthum. Wer nun einmal von

diesen Trieben in Anspruch genommen ist, der wird leicht solchergestalt von ihnen festgehalten, daß sie sein ganzes Streben in ihren Bereich ziehen und der Impuls für sein gesammtes Thatleben werden. Dieß darf und soll nicht sein, wie schon früher hinlänglich bewiesen worden ist. Wir finden aber leider in täglicher Erfahrung daß es bei der erwerbsüchtigen Menge dennoch Statt findet. Diese sind „nicht geschickt zum Reiche Gottes." Ein anderer Impuls ist der praktische Trieb selbst, d. h. der Trieb in immer erweiterten Wirkungskreisen thätig zu sein. Sein Streben ist höchst lobenswürdig, wenn es die Grenzen nicht überschreitet. Allein es kann auch hier gefehlt werden, und wird gefehlt: denn es mischt sich hier der Ehrgeiz ins Spiel, und verfolgt mit höchster Anstrengung seine Zwecke, die dem geistigen Leben schnurstracks entgegen stehen. Es giebt aber auch endlich einen Impuls zum Thatleben in der Naturwelt, der dem Anschein nach etwas Edles in sich hat. Es ist der Enthusiasmus für die Natur, der nicht selten geradezu in eine Anbetung der Natur ausartet. Dieser Excentricität sind besonders Naturforscher unterworfen, welche, angezogen von dem Reichthum, der Schönheit, der Gesetzlichkeit der Natur, in ihr, wo nicht das göttliche Wesen selbst, doch wenigstens den vollen Abglanz desselben erblicken, und demselben ihre höchste Verehrung und Liebe zuwenden. Dieß zieht aber geradezu von der wahren Gottesverehrung ab, und richtet den Sinn von dem Schöpfer weg auf die Schöpfung. Wer alle Fülle der Gottheit in der Natur zu erfassen wähnt, für den verliert der Geist, der über der Natur waltet mit seinem heiligen Wesen, Bedeutung und Einfluß, und sein Gottesdienst ist nichts anderes als Naturdienst, bei dem sich der menschliche Stolz geschmeichelt findet, weil er hier frei huldigen kann, ohne Unterwerfung des eigenen unter einen höheren, heiligen Willen. Auf solche Weise geht, bei allem Aufwande der intellectuellen und praktischen Kraft, dennoch der moralische Charakter des Thatlebens verloren, und ein solches Thatleben kann, als einseitiges, auch kein richtiges sein. Eines thun und das Andere nicht lassen, ist eine Regel, welche man nirgends weniger aus den Augen stellen darf, als da, wo Neigung und Pflicht gemeinschaftlich uns auf bestimmte Richtung des Thatlebens hinweisen, wie dieß der Fall in Bezug auf die Naturwelt ist. Der Mensch wird

aber nur gar zu leicht durch das täglich Nothwendige von dem ewig Nothwendigen abgelenkt, und der Zug nach außen siegt oft ohne Widerstand über jenen, der uns nach oben treibt. So viel über das richtige Thatleben in Beziehung auf die Naturwelt.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des richtigen Thatlebens in Beziehung auf die Menschenwelt. Sie ist unsere eigentliche Welt, das Element, in dem wir uns heimisch fühlen und frei bewegen. In der Menschenwelt und durch sie entwickeln sich unsere Fähigkeiten und Kräfte, und für die Menschen und zu ihrem Nutzen und Frommen sollen sie sich auch ausbilden, eben so als für unser eigenes Wohl. Demnach gehört auch unser eigentliches, wahres Thatleben der Menschenwelt an: denn unsere Thaten, die Früchte unseres Willens, lassen sich von der Beziehung auf die Vernunft nicht trennen, und die Vernunft ist das Band, durch welches die Menschen zu Einem Geschlecht vereiniget sind. Ein Jeder soll sich gegen die Andern nach der Forderung der Vernunft verhalten. Die Vernunft verlangt Gerechtigkeit, diese aber besteht darinne daß ein Jeder den Andern gewährt, was er selbst von Andern gewährt haben will. Was ist uns aber wünschenswerther als Liebe mit allen ihren Erweisen? Es steht also das hohe Gebot Christi: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" mit unzerstörbaren Zügen in jedes Herz geschrieben, und die Vernunft ist es, die uns diese Züge in das Herz gegraben hat. Und dieses göttliche Gebot ist unmittelbar an unser Thatleben gerichtet: denn auf das Thun kommt hier Alles an. Somit wäre denn also ein ganz einfaches Regulativ für das richtige Thatleben in Beziehung auf die Menschenwelt gegeben, und es bedarf nur noch der näheren Bestimmungen zu seinem richtigen Verständniß. Das erste Recht, das der Mensch dem Menschen widerfahren lassen muß, ist die innere Wahrheit, die Aufrichtigkeit der Gesinnung. Niemand soll ein Heuchler, ein Lügner gegen den Andern sein. Wer den Andern haßt — er soll ihn aber nicht hassen — soll nicht die Maske der Neigung, der Achtung ihm entgegen halten, sondern er soll seinen Haß überwinden, so gewiß die Stimme der Vernunft zu ihm redet, und soll sich lieber fern von ihm halten, bis die Vernunft über die Leidenschaft gesiegt hat. Und damit dieser Sieg desto gewisser sei, soll er sich das Gebot und Beispiel Desjenigen vor Augen halten, der aus Liebe für

die sündige Welt am Kreuze starb. Er soll seinem Bruder, wenn dieser ihn beleidigte, vergeben, und sich so die schönste Heldenkrone verdienen: denn der ist, nach einem alten Worte, der größte Held, der sich selbst überwindet. So beginnt das richtige Thatleben schon im Inneren, ehe es äußerlich hervortritt. Wenn aber das letztere geschieht, so folgt aus dem oben ausgesprochenen Princip, daß das Thatleben eines Jeden zum Wohle der Menschheit geführt werden soll, so klein auch der Kreis sei in dem es sich bewegt: denn nicht auf den Umfang des Wirkens kommt es hier an, sondern auf die Art wie Einer gegen den Andern handelt. Und so kann der Hirt in seinem Kreise ein eben so preiswerthes Thatleben führen als der Fürst in dem seinigen. Der nächste Kreis der Anspruch an unser Thatleben macht, ist der Familienkreis. Der Hausvater soll zunächst für die Seinigen leben, d. h. nicht blos für die Erhaltung von Frau und Kindern sorgen, sondern ihnen auch angehören und für ihr geistiges Wohl eben so besorgt sein wie für ihr leibliches. Er soll mit Wohlwollen auf die Seinigen blicken, und ein Jedes derselben bewahren wie seinen Augapfel. Dieß geht besonders die Kinder-Erziehung an, eine heilige Pflicht, die er gemeinsam mit der Gattin zu erfüllen hat, und deren Kern und Wesen im Hause wohnt, wenn gleich die Schule auch ihren Antheil daran hat. Vater und Mutter sollen die Kinder zum freien Gehorsam, zu Fleiß und Thätigkeit, zur Friedlichkeit und Verträglichkeit, zur Ordnung und Mäßigkeit, zur Religion und Sittlichkeit, kurz, in jeder Hinsicht zu wahren Menschen erziehen. In jeder Hinsicht sollen die Eltern den Kindern in Eintracht und Liebe, und in Allem was löblich ist, mit gutem Beispiele vorangehen. Wie Luther sagt:

„Ein Jeder lern sein Lection
„so wird es gut im Hause stohn."

Wiewohl nun schon das Familienleben zum Berufe gehört, so ist doch dieser Begriff noch von einem viel weiteren Umfange. Es giebt nämlich zuförderst einen allgemeinen Menschenberuf, man könnte sagen: einen Beruf des Menschen als Weltbürgers, oder vielmehr als Bürgers des Gottesreichs. Hier wird die Menschheit als eine große Familie gedacht, wo Alle unter einander sich als Brüder zu betrachten haben. Das Gesetz für diesen Beruf hat uns Christus gegeben: es

ist das Gesetz der Bruderliebe, welches alle Pflichten umfaßt, die nur immer der Mensch dem Menschen leisten kann. Es giebt aber auch noch einen besonderen, oder bürgerlichen Beruf, der sich aus den Verhältnissen entwickelt, die sich aus der Vereinigung der Menschen zum Leben im Staate ergeben, und der sich in eben so viele Arten verzweigt, als es Richtungen der menschlichen Thätigkeit nach den mannichfaltigen Bedürfnissen der Gesellschaft giebt. Alle diese Arten des Berufs haben das gemein, daß sie den Menschen mit Menschen in Berührung und Verbindung bringen, und Wohlwollen und Milde, Aufrichtigkeit und Treue von einem Jeden gegen einen Jeden verlangen. Uebrigens wird vorausgesetzt daß ein Jeder seinem besonderen Berufe mit Gewissenhaftigkeit und Fleiße vorstehe, wie er sich denn auch für diesen Beruf nach seinem besten Vermögen ausgebildet haben muß. Es würde zu umständlich sein einen jeden bürgerlichen Beruf in Bezug auf das richtige Thatleben zu verfolgen; es möge daher gnügen Beispielsweise auf einige besondere Berufsarten hier den Blick zu werfen, um an ihrer Verwaltung den Charakter des richtigen Thatlebens nachzuweisen. Wir wählen hiezu vorzüglich den Beruf des Staatsbeamten, des Geistlichen, des Schullehrers, des Arztes, des Sachwalters. Es möchte zunächst in Zweifel gezogen werden ob der Beruf des Staatsbeamten ein bürgerlicher Beruf genannt werden könne; allein der Staat hat es eben nur mit seinen Bürgern und ihren Verhältnissen zu thun: denn ein Staat ohne Bürger ist ein Unding, und die Gesammtheit der Staatsbürger macht eben den Staat aus, und ihre Erhaltung und die des Staats fällt in Eines zusammen. Der Staat hat nur Einen Zweck, und dieser ist die Erhaltung des Ganzen durch die Erhaltung der Einzelnen. Hieraus ergiebt sich der Beruf der Staatsbeamten. Sie sollen sämmtlich, hoch oder tiefer gestellt, nur das Wohl des Staats d. h. der Gesammtheit der Staatsbürger, im Auge haben, und darum jeden Einzelnen betrachten, als ob er das Ganze wäre. Hieraus folgt nicht daß irgend ein Einzelner bevorzugt werden solle, sondern daß Allen die gleiche Gerechtigkeit widerfahre. Gerechtigkeit ist also die Grundpflicht des Staatsbeamtenberufs, und wer dieser Pflicht Gnüge leistet, hat das Seinige für diesen Beruf gethan. Nur ist zu bemerken, daß man die Strenge, mit welcher die Gerechtigkeit über ihre Aus-

sprüche wachen muß, nicht mit Härte verwechseln darf. Diese ist der Gerechtigkeit durchaus fremd, dagegen die Milde mit der letzteren leicht vereinbar ist. Was die Geistlichen anlangt, so kann man geradezu ihren Beruf vom bürgerlichen ausschließen wollen. Allein wenn gleich der Grund, so wie das Ziel dieses Berufs, göttlicher Art ist, so ist doch der Kreis, in welchem er ausgeübt wird, der der Staatsbürger. Und wenn man auch den Staat und die Kirche als zwei besondere Vereine betrachten will, so darf doch die Religion, eben so wenig als die Sittlichkeit, welche die Frucht der Religion ist, irgend einem Staatsbürger fremd sein. Denn was wäre ein solcher ohne sittlich-religiöse Bildung? Ein irreligiöser und unsittlicher Mensch wird auch in allen Fällen ein schlechter Bürger sein. Der Geistliche hat also in dieser Hinsicht einen wirklichen Beruf für den Bürger, oder einen bürgerlichen Beruf, obgleich hiemit die Religion nicht zum Werkzeuge des Staats herabgestellt werden soll. Im Gegentheil soll die Religion — nicht die Kirche — die Seele des Staats sein: denn sie ist ja die Quelle aller Liebe, aller Eintracht, aller Einheit. Und was ist ein Staat, ja, was ist jede menschliche Gesellschaft überhaupt, ohne diese? Der Geistliche hat also einen hohen, ja, den höchsten bürgerlichen Beruf, indem er das Band der Vereinigung um die Menschen schlingt, und ihnen die göttliche Lehre der Liebe verkündiget, welche allein dieses Band knüpft und zusammenhält. Er ist aber nicht blos Lehrer, er ist auch Rathgeber, Tröster und Helfer; und als solcher tritt er erst recht in das Thatleben ein; der geringste im Volk ist nicht davon ausgeschlossen, und die niedrigste Hütte darf ihm nicht fremd sein. Uebrigens muß der Geistliche selbst mit seinem Beispiele des sittlich-religiösen Sinnes und Wandels den Andern vorleuchten, wie dieß unser Aller Meister vor uns gethan. — Nahe verwandt dem Geistlichen ist der Schullehrer, welcher, indem er den Samen des sittlich-religiösen Lebens in die jungen Herzen streut, zugleich dem Staate nützliche Bürger heranbilden soll, so weit dieß auf wissenschaftlichem Wege geschehen kann. Die Aufgabe seines Thatlebens ist demnach nicht minder schwer, aber auch für den Staat selbst nicht minder segensreich als die des Geistlichen; und es muß ihm, eben so wie diesem, eine heilige Pflicht sein, seinen Pfleglingen mit dem Beispiele eines musterhaften Lebens voranzugehen, und sie da-

durch zur Thätigkeit, zum Fleiße, zur Ordnung, zur Mäßigkeit zu leiten, folglich in ihnen den Grund, wie zu einem sittlich-religiösen, so zu einem gedeihlichen bürgerlichen Leben zu legen. — Nicht minder ehrenvoll und segensreich ist der Beruf des Arztes. Wenn die Gesundheit die erste Bedingung, wie zum kräftigen Leben überhaupt, so auch insbesondere zum Thatleben ist, so ist der Erhalter und Wiederhersteller der Gesundheit — so weit dieses in menschlichen Kräften steht — ein unentbehrliches Mitglied des bürgerlichen Vereins. Er bedarf nicht nur eines großen Fleißes zu Erwerbung der für seinen Beruf nothwendigen Kenntnisse, sondern auch eines entschiedenen Talents zur Ausübung desselben. Außerdem aber ist ihm eine wahrhaft sittlich-religiöse Bildung, und ihr zu Folge ein rastloser Eifer in Erfüllung seines Berufs, Muth, Ausdauer, Entsagung, wesentlich nöthig: denn nur so vermag er die Beschwerden seines Geschäfts zu ertragen und die Hindernisse bei demselben zu überwinden. Auch ist es nicht blos der menschliche Leib, der ihm zur Pflege und Heilung übergeben ist, sondern er hat es auch mit den mannichfaltigen Gebrechen des Seelenlebens zu thun, die auf das leibliche Befinden so großen Einfluß haben, und ohne deren Kenntniß und Behandlung oft alle Bemühung die leiblichen Krankheiten zu heben, vergeblich ist. Ja, die Behandlung der Seelenstörungen selbst, auch abgesehen von körperlichen Affectionen, ist für ihn ein eigenthümliches Geschäft, so daß man füglich sagen kann, der ganze Mensch sei sein Gegenstand. Er muß also den ganzen Menschen durchaus kennen und wahrhaft menschlich zu behandeln verstehen. Ueberhaupt muß er in jedem Sinne der Freund, der Vertraute seiner Kranken sein, und ihnen seine Aufmerksamkeit und Geduld, wie seine Theilnahme, im höchsten Maße schenken. Wie viel gehört also zum richtigen Thatleben des Arztes! Wie schwierig ist sein Beruf! Wie achtungswerth ist aber auch der Mann, der diesen Beruf nach bestem Vermögen erfüllt! — Wir gedenken nun noch schlüßlich eines andern nicht minder edlen Berufs. Es ist der des Sachwalters. Das Thatleben desselben, wenn es ein richtiges sein soll, muß von Grund aus auf das Gefühl und den Sinn für Recht und Gerechtigkeit gebaut sein. Partheilichkeit und Gewinnsucht müssen ihm fremd sein. Eben darum aber ist dieser Beruf so schwer, weil der Mensch an diesen Klippen so leicht

scheitert, wie eine reiche Erfahrung lehrt. Gleichwohl ist die Vermeidung derselben die unerlaßliche Bedingung zum richtigen Thatleben des Sachwalters. Er muß also ein durchaus redlicher Mann sein, was nur dadurch möglich ist, daß sein Denken und Thun auf wahrhaft sittlich-religiöse Gesinnung gegründet ist. Und so ist es mit jedem Berufe beschaffen, sei er so beschränkt oder so weit ausgreifend als es die Verhältnisse mit sich bringen. Ueberall ist es das Menschenwohl, um welches es sich bei dem Berufe handelt; und so ist das Thatleben in Beziehung auf die Menschenwelt nicht so wohl nur eine Vorbereitung zum höheren geistigen Leben, als vielmehr schon eine Uebung und Bewährung desselben nach außen hin.

Inzwischen ist doch von dem richtigen Thatleben in Beziehung auf den Geist noch besonders zu reden. Wir bezeichnen aber, wie bisher auch geschehen, mit dem Worte „Geist" das höchste Wesen, und haben demnach die Frage zu beantworten, wie sich das Thatleben des Menschen, um auch in dieser Beziehung ein richtiges zu sein, zum höchsten Wesen zu verhalten habe. Nun ist bereits früher bemerkt worden, daß wir unmittelbar unsere Handlungen auf das höchste Wesen selbst nicht richten können, wie wir sie auf unseres Gleichen richten: denn wir können Gott weder etwas geben noch nehmen. In dieser Hinsicht ist also ein Verhältniß unseres Thatlebens zu Gott nicht denkbar, wohl aber in so fern, als unser Wille, die Quelle unseres Thatlebens, dem heiligen Willen Gottes nicht widersprechen und entgegentreten, sondern angemessen sein und gleichsam in Gottes Willen aufgehen, oder was dasselbe ist, mit ihm Eins sein soll. Wer erinnert sich hier nicht des göttlichen Ausspruchs Christi: „nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!" Ueberhaupt, verlangen wir einen lebendigen und anschaulichen Begriff von dieser Unterwerfung des menschlichen Willens unter den göttlichen, so dürfen wir nur Christi ganzes Leben uns vor Augen stellen, und wir sehen ein vollkommen göttliches Leben vor uns, wie es weder vor Jesus von Nazareth, noch nach ihm, irgend ein Mensch geführt hat. Auch wenn wir keinen andern Beweis von der Göttlichkeit Jesu hätten als diese gänzliche Uebereinstimmung seines Willens mit dem heiligen Willen Gottes in allen Handlungen seines Lebens, und überhaupt in seiner ganzen Gesinnung, so müßte uns dieser schon voll-

kommen gnügen: denn er beweiſet uns deutlich jenes: „ich und der Vater ſind Eins.“ Wenn wir recht aufrichtig mit uns zu Rathe gehen und die Handlungen unſeres ganzen Lebens verfolgen und nach jenem Maßſtabe meſſen, ſo müſſen wir uns geſtehen, daß wir nur ſelten von uns ſagen können daß unſer Wille mit dem göttlichen übereinſtimme. In dieſer Hinſicht hat die theologiſche Dogmatik ſehr Recht, wenn ſie unſern Willen mit dem Namen des natürlichen, im Gegenſatze gegen den geiſtigen, oder den göttlichen, bezeichnet. Denn wiewohl der Wille überhaupt eine geiſtige Kraft iſt, ſo iſt er doch, wiefern er ſich dem göttlichen Willen gegenüber ſtellt, und eine andere Richtung nimmt als die nach dem Geiſte, eben nur auf das Natürliche gerichtet, ſoweit es etwas dem Geiſte entgegengeſetztes, folglich ihm widerſprechendes iſt, alſo in dieſer Hinſicht eben ein natürlicher Wille. Dieſer Name bezeichnet demnach nichts anderes, als den widerſpänſtigen oder ungehorſamen Willen. Dieſes ſoll aber unſer Wille eben nicht ſein, und iſt es gleichwohl faſt unſer ganzes Leben hindurch, ſo lange wir nämlich unſer Selbſt als Princip und Zielpunkt unſerer Handlungen im Auge haben. Hier ſcheitert alſo unſer Thatleben, wenn wir uns nicht das Streben dem göttlichen Willen gemäß zu handeln zur Hauptaufgabe unſeres Lebens machen. Je weiter wir in der Löſung dieſer Aufgabe vorwärts ſchreiten, deſto mehr gewinnt unſer Thatleben den Charakter eines richtigen in Beziehung auf den Geiſt. Das Leben iſt in dieſer Schrift zum öfteren einer Kunſtſchule verglichen worden, und die höhere Culturgeſchichte des Menſchen hat uns auch genug Beiſpiele redlicher und eifriger Kunſtſchüler aufzuweiſen die dem Meiſter nicht ohne Erfolg nachgeſtrebt haben. Die Zeit, die Alles zur Reife bringt, wird auch die treuen Schüler dieſer Kunſt nach und nach der Meiſterſchaft entgegenführen.

Vierter Abschnitt.

Das richtige Gemüths-Leben.

Erstes Kapitel.

Das Gemüthsleben an sich, und in seinen natürlichen Beziehungen.

Daß das Gemüthsleben der lebendige Kern und Mittelpunkt, gleichsam das punctum saliens, unseres Seelenlebens ist, wurde bereits zu Anfange dieser Schrift ausgesprochen. (S. die Einleit.) Vom Gemüthe aus erhält das ganze Seelenleben, nach dem natürlichen Gange desselben, seinen Impuls, wie der Kreislauf des Blutes durch den ganzen Körper seinen Impuls vom Herzen erhält. Daher denn auch, wegen dieser Verwandtschaft in der Lebensthätigkeit, das Gemüth von Alters her mit dem Namen des Herzens bezeichnet worden ist. Die Seele ist Gemüth oder Herz, wiefern sie verlangendes und gebendes Wesen ist. Wir unterscheiden also zwei Grundtriebe des Seelen-Herzens, oder des innersten Wesens der Seele, als die zwei Lebenspole desselben, durch deren treibende Kraft wir einerseits eben so dringend genöthiget sind zu verlangen, als andererseits mitzutheilen oder zu geben. Wir bemerken diese doppelte Nöthigung, die der Pulsation des Herzens gleicht, durch die ganze Natur. Man könnte diesen Austausch des Gebens und Empfangens, welcher das Universum durchdringt, eine Wechselliebe nennen, wenn er mit Be-

wußtsein vor sich gienge. Wenigstens ist der Erfolg der gleiche, nämlich gegenseitige Erhaltung; und somit ist das Geistergesetz der Liebe, gleichsam in einem Nachklange, auch in der Natur ausgesprochen, und somit für die Anschauung selbst erwiesen daß es das Gesetz alles Bestehens, das Gesetz des Lebens selbst ist. Was Wunder demnach, wenn es auch in unserm Innern waltet, und wenn wir unser Gemüthsleben von dem Standpunkte dieses Gesetzes aus zu betrachten haben. Vor der Hand ist dieses aber noch nicht unsere Aufgabe und unser Geschäft. Uns beschäftiget zunächst nur die Natur-Einrichtung oder die Oeconomie unseres Gemüths, die mit der Oeconomie unseres ganzen persönlichen Wesens auf das innigste zusammenhängt. Wir werfen zuförderst einen Blick auf unser Gemüth oder Herz, um zu sehen was und wie es an sich selbst ist. Es ist, wie schon gesagt, der lebendige Mittelpunkt unseres Seelen-Wesens und Lebens. Unsere Seele nämlich, als Herz oder Gemüth, ist das für Seligkeit und Unseligkeit empfängliche Wesen. Es liegt eine große Tiefe, man kann sagen: eine ganze Unendlichkeit seligen oder unseligen Daseins, in unserm Gemüth verborgen und verschlossen, eine Doppel-Quelle ewigen Lebens und Todes. Himmel oder Hölle quellen aus unserm Gemüth hervor, je nachdem die eine oder die andere dieser Quellen geöffnet wird. An sich selbst sind diese Quellen des Lebens und des Todes, der Seligkeit und der Verdammniß, durch eine unübersteigliche Kluft geschieden; sie können nicht zugleich und vermischt der Tiefe unseres Wesens entsteigen, aber aus einer unergründlichen Tiefe steigen sie zum Bewußtsein empor. Wohl hat der Dichter Recht, wenn er sagt:

„In deiner Brust ruh'n deines Schicksals Sterne."

Die Erfahrungen unseres Lebens führen uns auf die Entdeckung daß beide, Himmel und Hölle aus unserer Brust hervorquellen, je nachdem Eines oder das Andere aus seiner Tiefe herauf beschworen wird. Wir tragen so, wie gesagt, die Bürgschaft, die Gewißheit, des ewigen Lebens oder Todes in uns. Wir erfahren schon bei Leibes Leben beides, Eines oder das Andere, je nachdem wir leben. Schon ein altes Sprichwort sagt ganz richtig: „Jeder ist seines Schicksals Schmid." Wir würden nie die Erfahrung machen daß es auch eine Hölle giebt, wenn es immer Himmel in uns wäre, wie

wir nie die Erfahrung machen würden daß es auch Nacht und Finsterniß giebt, wenn die Sonne immer leuchtend am äußeren Himmel stünde. Aber der Wechsel von Licht und Finsterniß, von Tag und Nacht in der Natur, ist Ordnung und Gesetz; hingegen der Wechsel von Himmel und Hölle in uns, ist es nicht. Im Gegentheil, unser Leben nach Ordnung und Gesetz — wie späterhin an seinem Orte gezeigt werden wird — ruft blos den Himmel aus seiner Tiefe zu unserm Bewußtsein hervor, so wie das Leben gegen Ordnung und Gesetz uns diesen Himmel entzieht, und uns nur Finsterniß und Hölle sichtbar macht. Vielen thut sich der Himmel gar nicht auf, sie kennen ihn nicht; gleichwohl spotten sie der Hölle, als eines Undings, obschon sie in fortwährender Unseligkeit leben. Die Erscheinungen von Himmel und Hölle in unserm Gemüth sind, wiewohl in der Zeit und im zeitlichen Leben wahrgenommen, dennoch nicht zeitlicher, sondern ewiger Art: jene ersten sind ein Sonnenstrahl, diese letzteren ein Wetterleuchten, aus der Ewigkeit. Daher der tiefe Sinn des Ausspruchs bei den alten Völkern, daß das zeitliche Leben ein Gang zu beiden Schicksalen sei. Woher und wie sie auch immer dieses ahneten: Christus, der wahrhaftige, der über die Zeit hinausschauende, aus ewiger Quelle schöpfende, bestätiget diese Ahnung; denn sein ganzes Lehrleben bewegt sich um die beiden Pole des Himmels und der Hölle; und, bei aller seiner Liebe und Milde, spricht er mit richterlichem Ernst und mit dem Ausdruck entschiedener Gewißheit, in den stärksten, wiewohl nur bildlichen, Ausdrücken, von dem künftigen Urtheilsspruche über die, so da Böses gethan. Und meint man etwa, weil er die Qualen der Hölle nur bildlich bezeichnet, er habe eine Hölle nur erdichtet, um Furcht bei den Menschen zu erwecken? Dann wäre diese Erdichtung eine Lüge gewesen; und Christus ist die Wahrheit selbst. Eine Hölle zu vernichten, das steht wohl in Gottes Macht; aber eine Hölle zu erfinden, das ist nicht seine Sache: sie ist das Werk eines bösen Geistes, den wir hiemit zugleich anzuerkennen haben, wie ihn Christus als den Vater alles Bösen in seiner Verwerflichkeit anerkannte. Oder wollen wir klarer erkennen als Christus? Das heißt eben so viel, als, wollen wir heiliger sein als Er? Der Heilige wußte wohl daß das Unheilige die Hölle zum Wohnsitz hat. Wenn es noch einer Bestätigung und Bewährung

seiner Worte bedürfte, so würde sie unser Herz selbst geben, welches den ewigen Schmerz, den Schmerz der Hölle, nur gar zu deutlich bei jeder Gewissensverletzung erfährt, aber nicht minder auch die Selig=keit des Himmels bei jeder reinen That, bei jeder That der Liebe, die uns das wahrhaft Göttliche empfinden lehrt. Nichts ist wahrer, als daß, wenn wir in der Liebe sind, wir in Gott sind, so wie, wenn wir den Haß in uns walten lassen, Satan sich unserer bemächtiget. Und beides geschieht in unserm Herzen, oder in unserer Seele, wiefern sie für Seligkeit oder Unseligkeit empfänglich ist. Hiemit soll nicht ge=sagt sein daß die Empfänglichkeit für Haß und Unseligkeit in der Einrichtung unseres Gemüths liege und zur Oeconomie desselben ge=höre. Nein, wir wissen es: unsere Seele ist zur Seligkeit geschaffen. Ihre Empfänglichkeit für Unseligkeit können wir mit Consequenz nur als das Werk des Geistes der Zerstörung begreifen. Und wenn wir auch die uralte Tradition über diesen Vorgang verwerfen, wenn wir diese Empfänglichkeit auch nur als eine natürliche Folge unserer Stel=lung zwischen dem niederen Reiche der Thiere und dem höheren Geisterreiche betrachten, so ist doch diese Beschaffenheit unserer Seele selbst nicht wegzuläugnen: es liegt vor Augen daß wir nur zwischen Seligkeit und Unseligkeit zu wählen haben. Unser Herz tritt mit dieser Beschaffenheit ins Leben, obschon dieselbe dem Charakter des Lebens widerspricht, und dadurch unsäglichem Elende die Pforte ge=öffnet wird. Denn alle Unzufriedenheit, aller Zwiespalt mit uns selbst, alle Zerrissenheit in unserm Inneren und alle Entzweiung mit dem Leben selbst bis zum Lebens=Ueberdrusse und Lebens=Hasse, ja, bis zur Verzweiflung selbst, ist durch jene Beschaffenheit bedingt. Glücklicher Weise ist die Unseligkeit selbst kein nothwendiger Zu=stand unseres Herzens, und sogar der Schmerz, der unzertrennlich von ihr ist, ja ihr eigenthümliches Wesen ausmacht, ist ein heilsamer Stachel um das Bestreben nach der Befreiung von diesem Zustande in unserm Gemüthe zu wecken. Und so gehört wenigstens der Wi=derwille gegen den Schmerz, als den Feind des Lebens, welcher uns mit der Auflösung und Zerstörung desselben bedroht, zur Oeconomie unseres Gemüths, und kann zum Impuls werden uns dieses Feindes zu entledigen. Nichts ist natürlicher und liegt uns näher, als daß wir, wenn wir die Erfahrung machen wie aller Haß, alle Erbitter=

ung, alle Feindseligkeit unseres Gemüths, nur Unheil bringt, uns von dieser Stimmung desselben hinweg und zur Liebe wenden, die, sobald ihr Strahl unser Gemüth getroffen, wie der Frühlings=Strahl der Sonne den fruchtbaren Erdboden, die schönsten Blüthen und Früchte des Lebens erzeugt, und das Herz, das früherhin nur Unkraut und Dornen hervorbrachte, in einen Himmelsgarten umwandelt. So ist das Herz in seiner Einrichtung beschaffen, und so ist es überhaupt an sich. Das Verlangen nach Wohlsein ist ihm eingeboren; wie wir denn schon vom Anfange herein diese Thatsache festgehalten, und aus ihr die Bestimmung des Menschen abgeleitet haben. Aber freilich kommt uns dieses Wohlsein nicht von selbst, oder vielmehr, es ist nicht darinne begründet daß wir immerfort nur Freuden auf Freuden einschlürfen, wobei wir denn nichts anderes zu thun hätten als nur diese Freuden in Empfang zu nehmen: denn die Erfahrung lehrt daß bloßer passiver Genuß uns bald für den Genuß selbst abstumpft, und uns Ueberdruß und Ekel erweckt, folglich gerade eine Quelle von Unwohlsein wird. Nein! das wahre und dauernde Wohlsein kann, wie ebenfalls die Erfahrung lehrt, nur durch Thätigkeit, Arbeit, Mühe und Anstrengung unser eigen werden. Wobei aber wiederum nicht aus der Acht gelassen werden darf, daß alle Tüchtigkeit, ja, Vollkommenheit, die wir durch unsere Anstrengung erreichen mögen, dennoch nicht das letzte Ziel unseres Lebens, nicht unsere eigentliche Bestimmung ist, sondern das letztere, erwiesener Maßen (S. die Einleit. I. II.) ein unbegrenztes und unveränderliches Wohlsein ist, oder mit anderen Worten das, was die heilige Schrift das Leben, oder auch die Seligkeit nennt. Denn dieses ist der Angel, um welchen sich die gesammten Verheißungen des Evangeliums bewegen, welches eben darum Evangelium ist, weil es uns diese fröhliche Botschaft verkündiget. Wer diese Botschaft nur als ein Mittel ansehen wollte, durch welches die sinnliche Menge zur Thätigkeit, zur Tugend angelockt werden solle, würde mit sich selbst im Widerspruche stehen, da Seligkeit unser höchstes Begehren ist, und wir dasselbe nicht verläugnen und mit aufrichtiger Ueberzeugung ein anderes Begehren an dessen Stelle setzen, oder überhaupt alles Begehren aufgeben können. Nein, wir sollen begehren, aber das Rechte, und auf die rechte Weise.

Wir haben das Herz der Seele, oder das Gemüth, mit dem leiblichen Herzen verglichen, welches bei der entstehenden Bildung des leiblichen Menschen zuerst als **punctum saliens**, und als das erste lebendige und für sich selbst thätige Organ erscheint. Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Herzen der Seele. Mit dem beginnenden Seelenleben erwacht zuerst das Herz als Begehrungs-Vermögen; nur sind seine Begehrungen in der ersten Zeit nur auf Gegenstände des physischen Lebens gerichtet. Nahrung und freie Gliederbewegung ist das Erste, wonach der sich nur noch dunkel fühlende Mensch begehrt. Bald aber, nachdem die erwachten Sinne, besonders der Sinn des Gesichts und des Getastes, ihm die Aussenwelt aufzuschließen begonnen haben, begehrt er die erschauten und ertasteten Gegenstände sich zu eigen zu machen und sie nach spielender Willkühr zu behandeln. Die Lust an der freien Behandlung dieser Gegenstände lockt nun in kurzer Zeit den eigentlichen Spieltrieb hervor, und das Spiel wird bald das höchste Begehren und die höchste Freude des kindlichen Herzens. Aber immer näher, immer deutlicher tritt dem werdenden Menschen die Sinnenwelt entgegen, und er begehrt nun diese seine Welt auch näher kennen zu lernen und sie in ihren Einzelnheiten zu bezeichnen. Durch die Sprache, deren sich immer mehr entfaltende Worte wie geistige Hände um sich greifen, begehrt er nun sich seiner Gegenstände eben so geistig zu bemächtigen, wie früher durch das Getast leiblich. Bald tritt er auch mit Allem, was um ihn lebt, in Wechselwirkung, und er begehrt sein eigenes mit dem fremden Leben in Berührung, in Verbindung zu bringen. Die nächsten Lebendigen, deren Einfluß er mit Lust in sich aufnimmt, sind die schützenden, pflegenden, liebenden Eltern. Ihnen neigt sich das kindliche Herz vor Allen zu. Sie erkennt es zuerst, und an ihnen haftet seine Liebe. Das süßeste Lächeln verkündiget seine Freude an ihrer Nähe. Zu ihnen verlangt es, und in ihren Armen findet es sich befriediget und glücklich. Allmählich erwachen auch andere Neigungen des kindlichen Herzens. Die Freude an seines Gleichen zieht das Kind zum Kinde, und erweckt den Geselligkeitstrieb, einen der schönsten Triebe, welcher den Menschen durchs Leben begleitet. An ihn schließt sich der Spieltrieb an. Das Kind begehrt nicht mehr allein zu spielen: es will in Gesellschaft spielen. Hiebei ist nicht zu

übersehen daß auch das Begehren selbst und an sich allmählich sich umwandelt, nämlich daß es zum Wollen reift, oder genauer, das Wollen sich aus dem Begehren entwickelt. Man hat daher auch den Willen zum Begehrungsvermögen geschlagen, und ihn das höhere Begehrungsvermögen genannt. Es tritt aber eigentlich mit dem Willen eine ganz neue Thätigkeit, welcher das Begehrungsvermögen nur zur Hülle diente, im Seelenleben des werdenden Menschen hervor. Im Kinde nämlich, so lange noch nicht das Bewußtsein erwacht ist, ist Begehren und Wollen, d. h. nach dem Begehrten streben, Eines. Nach dem Erwachen des Bewußtseins und Reflexionsvermögens wird es anders. Da stellt sich zwischen das Begehren und Wollen die Ueberlegung. Und nun tritt auch der Unterschied zwischen dem Begehrungsvermögen und dem Willen auf das bestimmteste hervor. Das Herz begehrt, und fährt fort zu begehren das ganze Leben hindurch, aber der Wille erscheint nun als selbstständige Kraft, die sich, nicht auf das Begehren, sondern nach dem Resultate der Ueberlegung, zum Wählen oder Verwerfen des Begehrten frei entscheidet. Und in diesem Gegensatze zum Begehren verharrt der Wille ebenfalls das ganze Leben hindurch. Er entschließt sich zu Vielem was das Herz nicht begehrt, so wie das Herz wiederum vieles begehrt wozu sich der Wille nicht entschließt. In der Kindheit, vor der Entwickelung des Bewußtseins, ist, wie gesagt, diese Spaltung zwischen Herz und Willen noch nicht eingetreten: beide hangen noch zusammen und scheinen Eins zu sein, sind es aber doch nicht, wie sich aus der späteren Scheidung ergiebt. Diese Scheidung wird hervorgelockt, wenn ein fremder Wille dem Begehren des Kindes entgegentritt. Hier erwacht der eigene Wille des Kindes, zwar noch nicht in Bezug auf das eigene Begehren, als Selbstbestimmung zu diesem, aber in Bezug auf den fremden Willen, als Widerstand gegen diesen. Durch diesen Widerstand erhält der erwachte Kindes-Wille bald eine große Gewalt, welche, wenn nicht gehörige Maßregeln getroffen werden, nicht zu überwältigen ist. Alles dieß, was hier in Bezug auf das Herz als Begehrungsvermögen, und auf den Willen, als Vermögen der Selbstbestimmung, eingeschaltet worden ist, war zu bemerken nöthig um darauf aufmerksam zu machen daß das Herz fürs ganze Leben seinen eigenen Gang geht, der oft von dem des

Willens ein sehr verschiedener ist, wiewohl in späterer Zeit das Gemüthsleben auch den Willen in seinen Kreis zu bannen versteht, und sich selbst zum Mittelpunkte alles Strebens macht; durch welches Uebergewicht oder Primat des Gemüthslebens aber ein Gang des Seelenlebens eintritt, auf welchem es seiner Bestimmung nicht näher kommen kann, da nicht die Mannichfaltigkeit der Neigungen, sondern die Einheit der Vernunft zu dem Ziele führt, welches auch dem Gemüthe erst seine wahre Befriedigung gewährt. Wovon späterhin. Für jetzt haben wir es zunächst nur noch mit den Beziehungen des Gemüthslebens zu thun, wie sie sich auf natürlichem Wege entwikkeln. Das Herz giebt also allerdings von der frühesten Zeit an bis in die späteste den natürlichen Impuls für das gesammte Seelenleben, wiewohl dieser Impuls, besagter Maßen, nicht ausreicht um es seinem Ziele entgegen zu führen. Das Herz hat immer dasselbe Ziel: Leben, Freude, Wohlsein. Allein die Gegenstände, zu denen sich das Herz hinneigt, und auf welche sich sein Verlangen bezieht, sind nach den Lebensaltern, und nach der Individualität eines jeden Menschen, wie sie besonders durch die Temperamente bestimmt wird, verschieden. Wie das Kind seine Freude im Spiele sucht, ist bereits angegeben. Das Leben schreitet aber vorwärts zur Jugend. Diese ist auch bei dem Menschen die Zeit der Blüthe. In ihr entfaltet sich das Gemüthsleben zu seiner höchsten natürlichen Lebendigkeit. Die Jugend ist in der Liebe selig, aber nur in der Geschlechts-Liebe. Sie ist die Axe, um welche sich das Leben der Jugend bewegt, wie das der Blüthe bei der Pflanze. Darum herrscht auch bei der Jugend vorwaltend die Schöpfer-Macht der Phantasie, welche dem süßen Triebe des Gemüths die reichste Nahrung giebt. Sie ist es, welche dem Gemüth das Reich der Schönheit aufschließt, und ihr das Bild derselben in Natur und Kunst wiederspiegelt. Daher die Empfänglichkeit, um nicht zu sagen, die Schwärmerei, des jugendlichen Gemüths für beide, als in welchen seine Sehnsucht nach Liebe den Anklang des Lebens findet, nach dem sie strebt. Und dieser Anklang wird um so stärker, wenn nun der Gegenstand der Sehnsucht gefunden ist. Die Welt wird dann durch die Liebe ein irdisches Paradies, und das Kunstgebiet ein geistiger Himmel, in welchem die Liebe heimisch ist. In der Liebe, und in ihrem Abglanz, der Schönheit,

verschwinden Vergangenheit und Zukunft, Alles wird zur lebendigen Gegenwart, gleichsam ein Vorbild der Ewigkeit, die leider nur zu bald der Zeit, als dem Elemente der Vergänglichkeit, wieder Platz macht, so daß es dem Dichter nicht verargt werden darf, wenn er ausruft:

„ach, daß sie ewig grünend bliebe,
„die schöne Zeit der jungen Liebe."

Doch das Gemüthsleben findet auch seine Nahrung wenn die Sommerreife des menschlichen Lebens herantritt. Neue Beziehungen geben ihm eine neue Richtung. Es ist das in Eins verschmolzene bürgerliche und Familien-Leben, welches das Gemüth in Anspruch nimmt. Wie das Gemüthsleben der Jugend dem Blüthenleben der Pflanze glich, so ist nun das Gemüthsleben des reifen Alters dem Fruchtleben der Pflanze zu vergleichen. Es strebt nach Selbstständigkeit, Festigkeit, Beharrlichkeit im bürgerlichen Kreise, und nach Abgeschlossenheit im Kreise der Familie. Der Mann, als Bürger, sucht Gedeihen und Wohlsein in einer, seinem Berufe angemessenen bürgerlichen Stellung; und der Mann als Gatte und Vater, häusliche Zufriedenheit und häusliches Glück in der treuen Anhänglichkeit und sorgsamen Hausführung der Gattin, und in dem fröhlichen und gedeihlichen Heranwachsen der Kinder. Eben so sucht die Gattin und Mutter ihr Glück in der Harmonie mit dem Gatten, in dem Wohlstande des Hauses, und in gutgearteten Kindern. Dieß sind die natürlichen Beziehungen des Gemüthslebens auf der Höhe des menschlichen Daseins eine lange Reihe von Jahren hindurch. Wenn sich nun aber endlich das Leben neigt, wenn der Abend desselben im Greisenalter herantritt, so ist auch dann das Gemüthsleben noch nichts weniger als erstorben. Der Greis und die Greisin erfreuen sich eines neuen Daseins in Kindern und Enkeln, zugleich aber auch der Ruhe von ihrer Lebens-Arbeit und Mühe, und der Liebe und Pflege der Ihrigen. Wenigstens ist dieses das Ziel, nach welchem das Gemüth in den späteren Jahren strebt; wiewohl dieses Ziel bei weitem nicht immer erreicht wird. Hiezu kommt noch — wiewohl auch nicht immer — der zufriedene Rückblick auf ein wohlverwendetes früheres Leben, und der heitere Aufblick auf eine schönere Zukunft nach dem Scheiden von dieser Erde. Dieß sind die verschiedenen

natürlichen Beziehungen des Gemüthslebens auf den verschiedenen Lebensstufen. Modificirt aber werden diese Beziehungen, wie schon gesagt, durch die Individualität eines Jeden, wie sie hauptsächlich durch das Temperament bedingt ist. Eifriger jagt der Sanguiniker den Sinnengenüssen nach als irgend Jemand; ja, in ihm spricht sich die Lust am Leben, und zwar an einem angenehm und heiter wechselnden Leben, aufs entschiedenste aus. Niemand begreift inniger daß das Leben Freude und zur Freude bestimmt ist, als der Sanguiniker. Daher auch Niemand für den Schmerz empfindlicher ist, und, so zu sagen, den Schmerz tödtlicher haßt, als er. Ueberhaupt ist der Sanguiniker mehr für das Gemüths- als für das Denk- und That-Leben geschaffen. Es fehlt ihm für das Denkleben die Beharrlichkeit, und für das Thatleben die Energie. Er gleicht dem zartgebauten Schmetterlinge, der von Blume zu Blume flattert, und sich lieber von weichen Lüftchen tragen läßt, als daß er sich mit Anstrengung fortbewegt. In ganz andere Beziehungen stellt sich das Gemüthsleben der übrigen Temperamente. Das Gemüth des Cholerikers findet seine Freude nur im Thatleben. Je weiter der Wirkungskreis desselben ausgedehnt ist, desto wohler ist dem Choleriker. Keine Mühe, keine Anstrengung ist ihm zu groß, daß er sie nicht mit Freuden opferte, wenn sie ihn nur zum Ziele führt, nämlich zur Ausführung seiner Pläne, seiner Ideen. Nur Nöthigung zur Unthätigkeit bringt dem Choleriker Pein, die durch keinen Genuß, durch keine Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens verdrängt werden kann. Im Gegentheil achtet er Alles dieses nicht, und legt keinen Werth auf das, was dem Sanguiniker das höchste ist. Das letztere ist auch der Fall bei dem melancholischen Temperamente. Das Gemüth des Melancholikers haftet überhaupt an nichts Aeusserem; ihm ist es eben so wenig um äußere Wirksamkeit, als um äusseren Genuß zu thun. Ein stilles, inneres Wirken ist seine Freude. Der Melancholiker zieht daher das Denkleben, und überhaupt ein inneres Schauen und Schaffen allen anderen Beschäftigungen und Vergnügungen vor. Die Wissenschaften, und namentlich die tieferen, wie Mathematik, reine und angewandte, Metaphysik, Theologie, u. s. w. sind seine Freude, und am liebsten weilt sein Gemüth in dem Gebiete des beschaulichen Lebens. Von allen Temperamenten un-

terscheidet sich aber das phlegmatische, wie in andern Beziehungen, so auch in Bezug auf das Gemüthsleben. Ungestörte Ruhe, innerlich wie äußerlich, ist der Zielpunkt dieses Lebens. Daher, wenn Affectlosigkeit und Leidenschaftlosigkeit zum Wohlsein des Menschen beitragen kann, — wie sich nicht läugnen läßt, — das Gemüthsleben des Phlegmatikers gleichsam aus der Urquelle dieses Wohlseins schöpft; wiewohl die Ruhe nur Ein Element des Wohlseins überhaupt ist, welches, wie wir wissen, ohne Thätigkeit nie ein vollkommenes werden kann. Daher es auch kommt daß das Gemüth des Phlegmatikers, theils weil ihm die Freude an der Thätigkeit abgeht, theils weil es immerfort durch unausweichliche Hindernisse in seiner Ruhe gestört wird, dem wahren Wohlsein um keinen Schritt näher gerückt ist, als das Gemüth derer, die unaufhörlich durch Affecten und Leidenschaften in unruhige Bewegungen versetzt werden. Es ergiebt sich aus Allem diesem wie wesentlich die Temperamente mit den Interessen des Gemüths, und mit dem Gemüthsleben überhaupt, zusammenhängen, und daß sich ein Gemüthsleben, ohne durch das Temperament modificirt zu sein, gar nicht denken läßt, so weit hier die natürliche Einrichtung des Menschen in Betracht kommt. Und von den natürlichen Bestimmungen und Richtungen des Gemüths in seinen mancherlei Beziehungen ist hier allein die Rede.

Diese Beziehungen sind aber mit dem bisher Betrachteten noch nicht erschöpft. Das Gemüthsleben steht auch noch, wie wir wissen, in natürlicher Beziehung mit dem Denk- und That-Leben. Und von dieser Beziehung muß jetzt noch die Rede sein. Wir haben zwar im allgemeinen das Gemüthsleben als den natürlichen Impuls des Denk- und That-Lebens anerkannt. Man sollte hieraus folgern daß das Gemüthsleben überhaupt der Leiter und Führer des ganzen persönlichen Lebens sein müsse; und es läßt sich nicht läugnen daß dieß auch gemeinhin der Fall ist. Wir wissen aber aus früheren Betrachtungen daß dieß nicht nur nicht nothwendig, sondern auch nicht einmal vortheilhaft ist; welches letztere sich schon daraus ergiebt daß es nicht nothwendig ist. Diesen Gegenstand genauer zu verfolgen haben wir um so mehr Ursache, da wir noch eine Erklärung oder Rechtfertigung darüber schuldig sind, daß wir die Betrachtung des Gemüthslebens der des Denk- und That-Lebens nachgestellt haben.

Sie ist mit zwei Worten gegeben, diese Rechtfertigung. Es ist nämlich unsere Hauptaufgabe in dieser Schrift das richtige Leben; und wenn auch dieses sich im Gemüthe, als in seinem Mittelpunkte offenbart, so daß das Gemüthsleben gleichsam der Probierstein des richtigen Lebens überhaupt ist, so folgt doch hieraus nicht daß in unsern Forschungen das Gemüthsleben zuerst betrachtet werden mußte. Im Gegentheil, da das richtige Denk- und That-Leben nothwendige Bedingungen des richtigen Gemüths-Lebens sind, mußte über jene Bedingungen zuerst gesprochen werden. Es wird sich dieß, wenn es noch eines Beweises bedarf, aus den Beziehungen des Gemüthslebens zum Denk- und That-Leben hervorthun, von denen jetzt noch schlüßlich zu handeln ist. Es werden diese Beziehungen hier zwar nur als natürliche betrachtet; allein schon aus dieser ihrer Beschaffenheit wird sich ergeben daß die Betrachtung des Gemüthslebens durchaus die letzte Stelle in der Reihe unserer Betrachtungen einnehmen mußte. Wie denn hiemit zugleich die Einleitung zur Betrachtung des falschen Gemüthslebens gegeben wird. Die Darstellung des letzteren wird den Beweis, von dem wir eben reden, vervollständigen.

Die Beziehung des Gemüths zum Denkleben ist von doppelter Art: einmal, wiefern vom Gemüth aus das Denkleben bestimmt wird, sodann aber auch, wiefern das Entgegengesetzte geschieht. Was das erste betrifft, so nehmen unsere Gedanken, und unsere Vorstellungen überhaupt, gemeinhin die Farbe und den Charakter unserer Neigungen und Wünsche, unserer Affecten und Leidenschaften an. Ganz natürlich. Denn was unser Herz begehrt, muß es sich vorstellen, und um so lebhafter, bestimmter, und anhaltender, je inniger, je heftiger das Begehren ist. Es ist zunächst die Einbildungskraft, welche zum Vorstellen des Begehrten in Anspruch genommen wird, und welche nur zu bereitwillig ist den Gegenstand des Begehrens mit den reizendsten Farben auszuschmücken. Aber auch der Verstand wird vom Herzen in Anspruch genommen. Er wird vom Gemüth aus veranlaßt, ja, genöthiget, das Begehrte, das Ersehnte zu seinem Zwecke, und die Mittel zu Erreichung dieses Zwecks ausfindig zu machen. Und so ist der Verstand, im natürlichen Lebensgange immerfort im Dienste des Gemüths: denn das Gemüth hört

nicht auf zu begehren. Es giebt aber auch im Leben eine Menge Dinge und Verhältnisse, die unserm Gemüthe zuwider sind, die es drücken, die wir wegwünschen weil sie unser Wohlsein stören. Hier wird der Verstand ebenfalls vom Gemüthe aus bestimmt sich auf alle Weise anzustrengen und thätig zu sein um die Hindernisse unseres Wohlseins aus dem Wege zu räumen, um so mehr, je mehr auch hier die Einbildungskraft, durch das Gemüth angeregt, geschäftig ist diese Hindernisse in einem grellen Lichte darzustellen. So wird also unser Denkleben immerfort von unserm Gemüthsleben gleichsam in Athem erhalten. Aber nun tritt auch das umgekehrte Verhältniß ein. Wie wir das Denkleben kennen gelernt haben, so ist es auch an sich selbst, unabhängig vom Gemüth, wiewohl ursprünglich durch den Impuls desselben, geschäftig sich selbst zur Betrachtung und zur Beurtheilung der Dinge und ihrer Verhältnisse zu bestimmen, und, wiefern es ein Forschungsleben ist, die mancherlei Beschaffenheiten und Eigenthümlichkeiten der Gegenstände zu ergründen, und zu erspähen auf welchen Wegen und wie weit sich die Dinge der Welt in den menschlichen Bereich bringen und sich für menschliche Zwecke benutzen lassen; wiefern es aber ein Bildungsleben ist, die Ideen der Wissenschaft und Kunst im Leben zu realisiren und das Reich der Wahrheit und Schönheit immer weiter auszubreiten. In beiden Fällen wird durch das Denkleben das Interesse des Gemüths geweckt, genährt, gesteigert, und, so weit es möglich ist, befriediget. Schon die Thätigkeit des Denklebens an sich, ohne weitere Rücksicht auf Zweck und Absicht, gewährt ein großes Vergnügen; wie denn z. B. schon die spielende Beschäftigung des Denkvermögens, etwa im Schachspiel, das Gemüth auf die heiterste Weise ergötzt. Dieses sind also die natürlichen Beziehungen des Gemüthslebens auf das Denkleben. Was nun die auf das Thatleben betrifft, so stehen sie mit den ersteren in so genauem Zusammenhange als das Begehren mit dem Streben, und das Denken mit dem Thun. Unsere Thatkraft wird durch die Bedürfnisse und Triebe unseres Herzens angeregt. Woran wir kein Interesse finden, das thun wir auch nicht, wenn wir nicht dazu genöthiget werden. Zu welchen Handlungen aber auch unser Gemüth uns antreibt, sie werden alle durch Denken vermittelt. Daher dieses, zur Bestimmung der Thatkraft durch das Gemüth unentbehrlich ist.

Handlungen, bei deren Ausübung das Denkvermögen übergangen wird, sind leidenschaftliche, übereilte, unbesonnene, für welche das Herz büßen muß. Dagegen Handlungen, welche durch richtiges Denken ausgeführt werden, das Gemüth, nicht blos wegen ihres Gelingens, sondern auch wegen ihrer verständigen Ausführung, erfreuen. Ueberhaupt wirkt das Thatleben in so fern angenehm auf das Gemüthsleben zurück, als alle Thätigkeit uns in heitere Stimmung versetzt; sie müßte denn aus unreiner Quelle fließen. Eine That die man bereuen muß, bringt die bitterste Gemüths-Qual hervor; dagegen eine reine That die Gefühle des Gemüths bis zum Entzücken steigern kann. So viel von dem Gemüthsleben an sich, und seinen natürlichen Beziehungen.

Zweites Kapitel.

Das falsche Gemüthsleben, als Beweis der Nothwendigkeit des richtigen.

Man könnte gegen die Ueberschrift und den Inhalt dieses Kapitels einwenden daß ja zur Darstellung des richtigen Gemüths-lebens, welche dieser letzte Abschnitt geben soll, die des falschen gar nicht gehöre, sondern in einem Widerspruche mit der Aufgabe dieses Abschnitts stehe. Allein es müssen alle Momente aufgesucht werden, welche dem richtigen Gemüthsleben zur Empfehlung dienen; und da giebt es kein näheres als den Erweis daß das falsche Gemüthsleben nothwendig die ganze Lebens-Oeconomie des Menschen in Verwirrung bringe und von ihrem Ziele abtreibe. Darum ist ein ähnliches Verfahren auch bereits bei den vorhergehenden Abschnitten in Bezug auf ihre Aufgaben beobachtet worden. (Abschn. I. Kap. 1. Abschn. II. Kap. 2. Abschn. III. Kap. 2.) Hiezu kommt daß sich aus dem falschen Gemüthsleben und seinen Resultaten die Bedingungen des richtigen gleichsam handgreiflich ableiten lassen, so daß der Inhalt dieses Kapitels dem des folgenden zur Basis dient. Hiemit ist hoffentlich das Bedenken gegen denselben gehoben, und wir können ohne weiteres zur Ausführung unseres jetzigen Thema's fortgehen.

Es muß allerdings überraschen, daß das, was im vorigen Kapitel als natürliches Gemüthsleben aufgestellt worden ist, jetzt als

falsches erscheinen soll. Gleichwohl ergiebt es sich bei genauerer Betrachtung daß das natürliche Gemüthsleben theils an sich ein falsches ist, theils zum falschen Leben überhaupt führt. Daß das Gemüthsleben von Natur, und laut aller Erfahrung, den Impuls zum ganzen Seelenleben in sich enthält, darf zwar keinem Tadel oder Vorwurfe unterliegen, weil es unsere natürliche Einrichtung so mit sich bringt. Der Trieb zum Wohlsein ist dem Gemüthe eingeboren, drängt sich vor, und greift in das ganze Leben ein, indem er die Denk- und That-Kraft in Anspruch nimmt. So reißt auf natürlichem Wege das Gemüth den Primat der Lebensführung an sich, und scheint sein Recht hiezu durch diese lebendige, überall auf gleiche Weise erscheinende Thatsache selbst zu beweisen. Allein dem Triebe des Gemüths nach Wohlsein fehlt das leitende Princip, wenn gleich den meisten Menschen dieser Trieb selbst für jenes Princip gilt. Doch die Erfahrung lehrt daß hier eine große Selbst-Täuschung obwaltet. Der Trieb nach Wohlsein nämlich, wie jeder andere natürliche Trieb, ist nothwendig und heilsam: denn durch ihn hauptsächlich wird unser Leben in Bewegung gesetzt. Aber er bedarf, wie jeder andere Trieb, eines Führers zu seinem Ziele: denn jeder Trieb an sich ist blind, und bedarf eines Sinnes, der ihm den Weg zum Ziele zeige. Der Sinn für das physische Wohlsein ist der Instinct, der für das geistige die Vernunft. Nun gehört das Gemüthsleben dem Geiste an, oder soll ihm doch angehören. Wenn also der Trieb nach Wohlsein, dieser innerste Trieb des Gemüths, blind wie er an sich ist, dennoch sein Ziel ohne Leiter verfolgt, so muß er nothwendig auf Irrwege gerathen und sich in Labyrinthe verlieren aus denen er keinen Ausweg finden kann, und in denen das Gemüthsleben sein Verderben findet. Wir sehen dieß alle Tage, und bei Allen denen, die nach ihres Herzens Neigungen leben. Und gerade unsere Neigungen sind es, die uns die ersten Lebens-Impulse geben. Es verlohnt sich der Mühe durch die That und in der Erfahrung nachzuweisen daß das Gemüth nicht das bestimmende Princip des Seelenlebens in sich enthält, und daß folglich das Gemüthsleben für sich allein, so natürlich auch seine Impulse sind, dennoch nicht fähig ist uns unserer Bestimmung zuzuführen.

Es giebt nur Eine Pforte durch welche wir in das Himmelreich eingehen können. Es ist die der Freiheit. Wir haben dieses

bereits durch frühere positive Beweise dargethan, und es wird sich diese Wahrheit jetzt auch auf negativem Wege ergeben. Nur was uns zur Freiheit führt, führt uns auch unserer Bestimmung, der Seligkeit, zu. Betrachten wir nun unser natürliches Gemüthsleben, so machen wir bald die Entdeckung, daß es an sich nicht im Stande ist uns zur Freiheit zu führen. Unser Herz ist von stetem Verlangen erfüllt; es wird bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstande gezogen. In der Kindheit sind es, wie wir wissen, Gespielen; in der Jugend der Freund, die Geliebte; im reifen Alter ist es Geld und Gut, oder Rang und Ansehen, oder Macht und Ruhm, und was sonst die Selbstständigkeit zu fördern scheint: denn bei dem Streben nach dem blos Nothwendigen hat es gemeinhin, weder in dieser, noch in einer andern Jahreszeit des Lebens, nicht sein Bewenden; strebt doch das hohe Alter oft noch nach Dingen die ihm längst fremd geworden sein sollten. Schon in diesem mannichfaltigen Verlangen ist die Freiheit wie untergetaucht, und je heftiger es ist, desto weniger kann sie wieder zum Vorschein kommen. Es ist nämlich unter Freiheit hier der freie Zustand zu verstehen, der stets das Element unserer Seligkeit ist. Nun hoffen wir zwar durch den Besitz des Verlangten in jenen seligen Zustand versetzt zu werden: denn das Verlangen selbst drückt uns wie eine Fessel. Allein wie oft erreichen wir das Verlangte nicht! In diesem Falle sind wir nur noch übler daran: denn je mehr sich uns das Gewünschte entzieht, je eigensinniger es uns zu fliehen scheint, desto heißer wird die Sehnsucht, desto stärker die Gebundenheit, desto größer die Unseligkeit. Gelangen wir aber endlich zu irgend einem von den genannten Gegenständen, so umschlingen uns auf dreifachem Wege neue Fesseln. Entweder diese Gegenstände befriedigen uns nicht in dem Maße wie wir Befriedigung suchten. Dann dursten, dann haschen wir nach immer größerer Befriedigung, wie dieß z. B. bei dem Reichthum der Fall ist. Oder sie werden uns nach kürzerem oder längerem Besitze entrissen. Dann beginnt eine neue und eigene Qual des Lebens: die Trauer über den Verlust, in welcher oft unsere Freiheit völlig untergeht, indem wir uns nicht von dem, was wir verloren, losreißen können. Oder endlich, wir bleiben im ungestörten Besitze. Dann erschöpft sich unsere Genußfähigkeit am Genusse; Ueberdruß aus Sättigung bemächtiget sich

unserer, und es entsteht eine Leere des Herzens, welche, als ein ganz widernatürlicher Zustand, den freien Pendelschwung unseres Lebens hemmt, und in dieser Hemmung die Ertödtung des inneren Lebens fühlen läßt, dessen Lebendigkeit eben in der Freiheit besteht: denn aller Tod ist völlige Gebundenheit. Nun erholt sich zwar das Gemüth allmählich von dieser Erstarrung, aber nur um zu neuem Verlangen, zu neuem Streben zu erwachen, dem abermals das frühere Schicksal bevorsteht. So bindet uns also das Gemüth in seinem natürlichen Begehren, anstatt uns seinem Ziele entgegen zu führen, welches, wie gesagt, nur durch Freiheit erreicht werden kann. Daher auch die ungeheure Menge von Unzufriedenen, von Unglücklichen in der Welt, die, indem sie dem Impuls des Gemüthslebens folgen, oft bis zur Verwünschung des Daseins gelangen, und nicht selten mit Verzweiflung und ihren Folgen endigen. Jedoch der Gegenstand ist zu wichtig, als daß wir ihn nicht nach allen Seiten und in allen seinen Beziehungen betrachten sollten.

Es ist also erwiesen daß dem Gemüthsleben, so gern es sich auch des Primats bei der Lebensführung bemächtiget, dennoch nicht die eigentliche Initiative der letzteren zukommt. Das Gemüth enthält, wie gesagt, nicht das bestimmende Princip des Seelenlebens als persönlichen Lebens, was jenes doch ist und sein soll. Der Gemüthstrieb, als solcher, führt nicht zur Freiheit, sondern er bindet. Dieses vollständig zu erweisen, kommt es darauf an daß der ganze Umkreis des natürlichen Gemüthslebens — denn von diesem allein ist jetzt die Rede — seinem Umfange und Inhalte nach, abgemessen und gleichsam in Provinzen getheilt werde, innerhalb welcher das Gemüthsleben auf mancherlei Weise seine Bestrebungen verfolgt, aus denen sich sodann ergeben muß daß sie überall nur Gebundenheit erzeugen. Und hier haben wir unser Herz zuerst als ein verlangendes, sodann aber auch als ein gebendes zu betrachten: denn für beide Aeußerungen seiner innersten Lebensbedürfnisse hat das menschliche Herz auch seinen besonderen Lebenskreis. Wir werfen zunächst den Blick auf den Lebenskreis des verlangenden Herzens. Wir sind mit allen unsern Bedürfnissen und Bestrebungen in die Welt gestellt. Nun ist in dieser Schrift bereits früher zu anderm Behufe die Welt

in die Natur=Welt und in die Menschen=Welt geschieden worden, und es ergiebt sich sogleich nach kurzem Ueberblick daß unser Gemüth hinsichtlich seiner Bedürfnisse und Bestrebungen mit dieser doppelten Welt in Beziehung steht. Unser Gemüth wird von Natur von derselben wie magnetisch angezogen, oder mit andern Worten, es ist von Liebe für dieselbe erfüllt. Nun heißt es zwar: „habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist;“ womit freilich das Vergängliche in der Welt gemeint ist. Und was ist in der Welt nicht vergänglich? Gleichwohl, trotz dieser Vergänglichkeit, können wir unser Gemüth dennoch nicht von der Welt losmachen; sie wirkt auf uns, wie gesagt, gleich einem Magneten. Die Weltliebe ist uns angeboren. Wir sind, wie durch einen Zauber, an die Welt gebannt. Sehr natürlich. Zunächst, was die Naturwelt betrifft, so ist sie ja unser Wohnplatz, ja, so zu sagen, unser Wohnhaus, in welchem wir, sobald wir zur Besinnung gelangen, heimisch werden und — bleiben. Wir haben und kennen vor der Hand keinen andern Aufenthalt, und so müssen wir wohl unsere Lebenszeit über in dieser Welt eingebürgert sein und bleiben. Und wie gern geschieht dieß, wenn es uns nur einiger Maßen erträglich geht! Aber auch wenn dieß nicht ist, so sehen wir doch bei den meisten Menschen, daß sie, wenn es mit ihnen zu Ende geht, doch äußerst ungern von der Welt scheiden. Oft sind selbst körperliche Schmerzen und Leiden nicht im Stande diese Anhänglichkeit an die Welt zu verdrängen. Immer wird noch das beste gehofft, man klammert sich mit aller Macht der Liebe und Sehnsucht an die Welt an, und der Gedanke stellt sich als unerträglich dar, vom Leben in dieser Welt, und von ihr selbst sich zu trennen. So sehr haftet das Gemüth Vieler an der Welt, und trotz der bittersten Erfahrungen. Es kommt dieß aus der Liebe zum Leben, und daher, daß so viele Menschen keine andere Quelle des Lebens als die Welt kennen. Und in der That empfangen wir ja aus der Naturwelt alles was unser zeitliches Leben unterhält, fördert, steigert, verschönert, überhaupt befriediget. Nahrung und Kleidung, Wohnung, Schutz und Pflege, Sicherheit des Daseins, und was noch mehr ist, eine Fülle sinnlicher und gemüthlicher Genüsse, Alles dieß wird uns — wenn keine Störungen und Hindernisse eintreten — von der Naturwelt gereicht; und mit Recht sagt der Dichter:

„wohl ist sie schön, die Welt; in ihrer Weite
„bewegt sich so viel Gutes hin und her."

Es sind daher auch hauptsächlich die Freuden der Welt — die wir wenigstens immer von ihr erwarten und hoffen — welche uns an sie binden. Und hier ist vorerst nur von den Freuden der Naturwelt die Rede. Wie freut sich nicht Jung und Alt, wenn nach dem Winter der Frühling wiederkehrt mit seiner milden, erquickenden Luft, mit seinem warmen Sonnenschein, mit seinem jungen Grün, seinen Knospen und Blättern und Blüthen, mit seinem Vogelgesange, mit dem allgemeinen neuen Leben, welches die ganze Schöpfung durchdringt, und den Menschen selbst zu neuem Leben aufregt! Und wenn dann der Sommer das Leben der Natur aufs höchste spannt und steigert durch seine strahlende Sonne, durch seine reine Himmelsbläue, und wiederum so erquicklich ist in seinen rauschenden Wäldern, seinen kühlenden Fluthen, seinem perlenden Morgenthau auf den erfrischten Fluren, seinen warmen, stillen, monderhellten Nächten, durch welche das Lied der Nachtigall tönt: wer erfreuet sich da nicht aller dieser Herrlichkeit selbst in der Macht seiner Gluthen? Denn es wogen die reifenden Aehrenfelder, es wachsen die Früchte der Bäume und des Feldes, es schwellen die Trauben, kurz, Alles reift dem Herbste entgegen, der in bunter Pracht und mit reichem Segen das Herz des Menschen erfreut. Selbst der Winter mit seiner blendenden Schneedecke, mit seiner reinen Luft, seiner nervenstählenden Kälte, seinem funkelnden Sternenhimmel, hat des Erfreulichen viel; und wenn seine schneidenden Winde wehen, und seine Schneestürme brausen, so fühlt sich der Mensch an der Flamme des freundlichen Heerdes geschützt und gesichert. Hiezu kommt, daß der Winter das eigentliche Element, die wahre Jahreszeit des Jägers ist, dessen Lust, die er jeder andern vorzieht, auch zum Genuß und Vortheil Anderer gereicht. Und so trägt denn der Wechsel der Jahreszeiten nicht wenig dazu bei, daß das Leben des Menschen immerfort von neuem angeregt und erfrischt wird, und daß alle Naturfreuden in jedem Jahre sich wieder neu hervordrängen und frischen Eindruck auf das menschliche Gemüth machen. — Aber auch die Arbeit, welche uns die Naturwelt bringt, kettet uns an diese. Ursprünglich ist dem Menschen nichts ohne Arbeit gegeben, und er ist angewiesen seinen Bedürfnissen

durch eigene Thätigkeit abzuhelfen. Dadurch wird die Thätigkeit selbst zum Vergnügen, um so mehr, je reicher uns ihre Früchte zufließen. Der Mensch hat ein natürliches Streben seine Güter, seinen Wohlstand zu vermehren, und so von außen immer unabhängiger und selbstständiger zu werden. Denn er lebt nicht für den Augenblick, wie das Thier, — obschon auch manche Thiere instinctmäßig für die Zukunft arbeiten —: sondern die künftigen Tage und Jahre sind der Gegenstand seiner Vorausſorge; und Viele fangen schon in der Jugend an auf die Sicherheit des hülflosen Alters bedacht zu sein. Je mehr demnach der Mensch sich an die Arbeit gewöhnt, je mehr er durch umsichtige Thätigkeit vor sich bringt, desto mehr wird er an die Gegenstände seiner Thätigkeit gekettet, desto mehr hängt er an der Welt, die ihm seine Güter, seine Freuden verschafft. Ja, die eigentlichen Geschäftsleute finden in ihrem Geschäft selbst die Freude ihres Lebens, und sind mit ihrer Thätigkeit dergestalt in die Welt eingewurzelt, daß sie den Pflanzen gleichen, die nicht leben können ohne mit ihren Wurzeln die Nahrung der Erde einzusaugen. Ein echter Geschäftsmann lebt nur für sein Geschäft; Alles andere ist ihm gleichgültig, sein ganzes Dichten und Trachten, Denken und Thun ist nur ein fortgesetztes Streben die Grenzen seines Geschäfts immer mehr zu erweitern. Dadurch aber tritt er mit der Welt immer mehr in Berührung, haftet immer mehr an den Welt-Gegenständen und ihren Verhältnissen, so daß er, auch wenn er es möchte — was selten der Fall ist, — aus dieser Gebundenheit nicht wieder herausgelangen kann. So fesselt die Welt den Menschen und sein Gemüth an sich, selbst durch ihre Arbeit und Mühe. Was aber noch weit mehr als dieß Alles ist, selbst die Noth, die der Mensch so häufig in der Welt erfährt, die mannichfaltigen Leiden die ihm von aussen kommen, die Schmerzen aller Art die er zu ertragen hat, sie sind gemeinhin doch nicht im Stande die Fäden zu lösen die ihn an die Welt knüpfen. Sich, aller Widerwärtigkeiten ungeachtet, immer noch an die Welt anzuklammern, an ihr fest zu halten, nöthiget ihn das Grund-Element des Lebens, die Hoffnung, die durch den Zauber der Einbildungskraft ihm die Zukunft mit heiteren Farben mahlt, so daß er nach einem trüben Morgen einen hellen Tag, nach einem trüben Tage einen heiteren Abend erwartet. Selbst die Sorge des Lebens,

selbst die Furcht vor der Zukunft, ist bei den Meisten nicht kräftig genug die Hoffnung niederzuschlagen, die sich immerfort von der Möglichkeit ernährt daß es anders werden könne, und die, wenn sie sonst keine Stütze in der Welt findet, zu dem Aberglauben ihre Zuflucht nimmt. Und auch dieser ist an die Welt gekettet, und durch das magische Band des Glücks oder des Zufalls mit ihr verbunden. — Wie nun auch immer die Bande beschaffen sein mögen die das Gemüth an die Welt fesseln, sie haben alle das gemein daß sie dasselbe nicht zu dem Zustande gelangen lassen, in welchem allein sein Verlangen Befriedigung findet, nämlich zu dem der Freiheit. Aber eben so wenig gestattet dieß die Anhänglichkeit, ja, die Liebe, die wir zu unserm Selbst haben; wie sich auf dem Wege psychologischer Betrachtung leicht zeigen läßt. Das sich fühlende und seiner bewußte Leben ist das, was wir ein Selbst nennen. Dieses Selbst wird eben durch das Bewußtsein zum Ich. Dieses Ich nun, blos als Selbst, als Lebens- und Gefühls-Mittelpunkt betrachtet, ist ein Unzertrennbares (Individuum). Es hangt in sich selbst zusammen gleich einem Wassertropfen, und hat, wie dieser, von Natur keinen Trieb von sich zu scheiden, sondern umgekehrt nur den Trieb sich zusammenzuhalten. Das Selbst ist, so zu sagen, eine magnetische Einheit: es ist an sich selbst gebunden. Hieraus folgt daß das Selbst, als solches, gar nicht nach Freiheit, d. h. von sich los streben kann: denn es würde seinem Grundtriebe entgegen streben; was ein Widerspruch ist. Kann aber das Selbst, als solches, nicht nach Freiheit streben, so kann es dieselbe auch nicht erlangen, so lange es eben nur ein Selbst ist. Somit wäre denn psychologisch dargethan daß die Selbstliebe nicht zur Freiheit führt. Allein es bedarf, um dieß zu beweisen, eigentlich nicht einmal einer so subtilen Verfahrungs-Weise. Schon die tägliche Erfahrung bestätiget es. Menschen mit überwiegender Selbstliebe, d. h. die ihr Selbst über Alles lieben, sind die größten Sklaven dieses Selbst. Die Selbstliebe an sich ist zwar etwas natürliches: denn in unserm Selbst lieben wir das uns verliehene Leben in seinem ganzen Umfange. Und warum sollten wir dieses nicht? Hieraus folgt aber nicht daß es in unserer Bestimmung liegt unser Selbst über Alles zu lieben. Gleichwohl giebt es Leute genug von dieser Art. Es sind Diejenigen, deren Leben sich

um Eitelkeit, Stolz, Hochmuth, Ehrsucht, Habsucht, Geiz, kurz um nichts als um selbstische Beziehungen bewegt. In dem Maße wie sie für ihr Selbst leben, diesem die möglichst größte Geltung, oder den weitesten Umfang von Besitz zu verschaffen suchen, sind sie gleichgültig, gefühllos, hart gegen Andere, aber in dieser Losgebundenheit von der Theilnahme an Andern nichts weniger als frei, sondern Sklaven, die an ihr Selbst festgekettet sind, und daher nur die Stickluft ihrer selbstischen Atmosphäre, nimmermehr aber den Aether der Freiheit und des wahren Wohlseins einathmen. Was ihr Gemüth verlangt, befriediget sie nie, und wenn sie es in noch so reichem Maße erhielten. Wer würde wohl noch zweifeln daß sie, die so fest an ihr Selbst gebunden sind, eben so wie Die, welche lediglich an der Welt haften, ein falsches Gemüthsleben führen? Es ist zwischen den Selbstlingen und den Weltlingen kein anderer Unterschied, als daß der Gegenstand der sie fest hält und sie der Freiheit unzugänglich macht, ein anderer ist: hier die Welt, dort das Selbst. Beide Arten von Menschen leben in unseligen, oder was dasselbe ist, in leidenden Zuständen, denen man daher mit Recht den Namen der Leidenschaften gegeben hat. Die Leidenschaften sind die wahren Gemüthskrankheiten, die es wohl der Mühe werth ist etwas näher zu betrachten, weil sie uns das falsche Gemüthsleben in seiner innersten Tiefe kennen lehren. Jede Leidenschaft ist ein dauerndes Gemüthsleiden, sei es nun daß das Gemüth von einer heftigen Begierde entbrenne, oder von Furcht, Sorge und Kummer niedergedrückt und gelähmt werde, oder auch daß sich beiderlei Leiden mit einander verbinden. Der Grund, auf den jede Leidenschaft aufgebaut ist, ist unser Selbst. Der Erhaltungstrieb, der unser Selbst belebt, äußert sich in zwei Richtungen, die man füglich polarisch nennen kann, weil sie den Charakter der Anziehung und Ausdehnung (Attraction und Repulsion) an sich tragen, wie sich dieser in der Polarität des Magneten zeigt. (Auch ist schon früher das Herz mit seinem Doppel-Streben dem Magneten verglichen worden.) Diese beiden polarischen Richtungen unseres Herzens oder unseres Selbst sind die des Seins und die des Habens. Unser Selbst will sein oder existiren, und seine Existenz so weit als möglich ausdehnen oder verbreiten: denn je mehr unser Sein (unsere Thätigkeit und Wirksamkeit) beschränkt wird, desto

mehr fühlen wir uns beengt und folglich leidend. Diese Erweiterung unserer Existenz kann aber nur Statt finden, indem wir uns nach Kräften Alles was sich uns entgegenstellt, unterwerfen. Hier liegt der Grund und Ursprung der Herrschsucht und der Eroberungssucht, an welche sich der Stolz, oder das Selbstgefühl der überlegenen Kraft, ferner der Ehrgeiz und die Hoffarth, oder das Streben immer höher zu steigen, endlich der Hochmuth, der Dünkel und die Aufgeblasenheit sehr natürlich anschließen, indem letztere die Gefühle und Bestrebungen nicht sowohl einer wirklichen, als vielmehr einer eingebildeten Ueberlegenheit enthalten. Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man glaubte daß alle diese Leidenschaften den Charakter des Leidens nicht an sich trügen: denn sie sind sämmtlich nicht blos an sich von der Plage eines unersättlichen Durstes begleitet, sondern auch in ihren Beziehungen gemeinhin heftigen und schmerzhaften Gegenwirkungen von außen unterworfen. Wie oft wird nicht die Herrschsucht und Eroberungssucht, der Ehrgeiz und der Stolz selbst, gedemüthiget, und Hoffarth, Hochmuth, Dünkel und Aufgeblasenheit verlacht und verspottet! Und so bestätiget es sich daß der natürliche Trieb zum Sein, wenn er seine Grenzen überschreitet und zur Leidenschaft wird, auch dem dauernden Gemüthsleiden nicht entgehen kann. Dasselbe ist auch mit dem Triebe zum Haben der Fall, der eben so leicht als der erstere in Leidenschaften ausartet. Die nächste Leidenschaft aus dieser Quelle ist die Habsucht, oder die Begierde nach einem immer gesteigerten Besitze äußerer Güter. Es ist bekannt daß die Habsucht unersättlich ist, und darum liegt in ihr der Grund eines unaufhörlichen Leidens. Wer nie genug haben kann, wird auch nie befriediget; und Befriedigung ist es doch, nach welcher unser Herz zu streben durch eingebornen Trieb genöthiget ist. Die zweite, eben so mächtige, und eben so quälende Leidenschaft aus derselben Quelle, ist die Liebe. Es ist hier nicht von der gebenden, reinen Liebe die Rede, sondern von der verlangenden, die ihren Gegenstand mit Allem was er hat und ist, gern an und in sich ziehen möchte, und wo zugleich das Gemüth mit allen Kräften der Seele im Dienste dieses Gegenstandes steht und folglich seine Freiheit ganz an denselben verloren hat. Bekanntlich ein sehr qualvoller Zustand, der selbst durch den Besitz jenes Gegenstandes nicht gehoben wird, indem gemeinhin

die Furcht diesen Besitz zu verlieren, oder die Eifersucht, sich mit dem Gefühle des Besitzes vereiniget, und bei heftigen Naturen zur brennendsten Leidenschaft wird, die alle Ruhe des Gemüths verscheucht. An die Eifersucht, wie an den Neid und die Mißgunst, die ihr verwandt und die größten Feinde der Habsucht sind, wie jene die größte Feindin der leidenschaftlichen Liebe ist, schließt sich auf ganz natürlichem Wege der Haß und die Rachsucht an, die übrigens auch die Begleiter der zuerst aufgeführten Leidenschaften sind: denn nichts ist natürlicher als daß Haß und Feindschaft, die oft die schrecklichste Rache zur Folge hat, gegen den entzündet wird, der unsere Existenz oder unsern Besitz antastet: denn beides ist uns von Natur das Theuerste, und die Gefahr ihres Verlustes empört unser Gemüth auf das äußerste. Haß und Abscheu sind die negative Seite des Erhaltungstriebes, und dem Herzen eben so natürlich als das Verlangen. Welche Hölle aber Haß und Rachsucht im Herzen erzeugen, wem ist dieß nicht bekannt? Und so wäre denn aus den Lebens-Erscheinungen des Gemüths in der Erfahrung nachgewiesen daß das leidenschaftliche Gemüthsleben, durch welches das Gemüth gleichsam entzündet wird, ein krankhaftes, und folglich ein falsches ist. Wir haben aber oben, gleich bei dem Auslaufe unserer Forschung über die Leidenschaften in Bezug auf das Gemüthsleben, eines den bisherigen ganz entgegengesetzten leidenschaftlichen Zustandes im Allgemeinen gedacht, (wiewohl er sich mannichfaltig verzweigt,) der den Charakter der Gemüthslähmung an sich trägt, nämlich des Zustandes der Furcht, der Sorge, und des Kummers. Unter der Furcht ist hier nicht der vorübergehende Affect zu verstehen, sondern jenes dauernde Gemüthsleiden, welches gleichsam eine fortwährende Furcht ist. So giebt es eine Furcht vor dem Verluste des Besitzthums, eine Furcht vor Schande und Verachtung, eine Furcht vor dem Tode, eine Furcht vor der Zukunft. Die Furcht vor dem Verluste des Besitzthums ist auf das engste mit dem Geize verbunden, welcher bekanntlich für die niedrigste der Leidenschaften gilt, weil er das Herz gleichsam versteinert und es für alle Theilnahme und alles Mitgefühl ertödtet. Der Geiz steht der Habsucht gegenüber, und hat nur das mit ihr gemein daß er gleichfalls zur brennenden Begierde werden kann, aber er unterscheidet sich von ihr, indem er nicht sowohl haben, als viel-

mehr nicht geben will. Er hat seine Sprößlinge an der Kargheit und der Knickerei, die sämmtlich mit unaufhörlicher Qual verbunden sind als die Furcht das Besitzthum zu verlieren und die Angst sich von demselben loszureißen. Der Geiz läßt das Gemüth nie ruhig, nie zufrieden, nie froh und heiter werden; ihn verfolgt seine Furcht wie ein Gespenst. Nicht anders ist es mit den übrigen angegebenen Arten der Furcht. Die Furcht vor Schande und Verachtung verfolgt Diejenigen, die sich durch irgend eine verpönte That (die gemeinhin auch aus Leidenschaft entspringt) in ihren eigenen Augen entwürdiget haben. Ein Beamter, der, wenn auch aus Noth, eine ihm anvertraute Casse bestiehlt, ein Mädchen, das aus verbotenem Umgange schwanger ist, kurz Jeder der sich vor dem Urtheil der menschlichen Gesellschaft scheut, sie leiden alle an dieser Furcht, welche einer der qualvollsten Gemüthszustände, und nicht selten die Ursache von Verzweiflung und Selbstmord, oder wie im zweiten angeführten Falle, auch von Kindesmord ist. Die Furcht vor dem Tode kann die Folge eines mit groben Vergehungen belasteten Lebens sein, aber auch die Folge einer krankhaften Lebensliebe und einer sklavischen Anhänglichkeit an die Welt, zugleich aber auch einer Schwäche und Kleinmüthigkeit, deren Quelle gemeinhin ein niedrig gestelltes passives Leben ist. Die Furcht vor der Zukunft endlich kann sich entweder auf die zeitliche Zukunft beziehen, und hat dann ihren Grund in dem Erhaltungstriebe, wenn nach müßig und leichtsinnig vergeudeter Zeit und Kraft, alle Aussicht für ein späteres Fortkommen verschwindet, oder auch auf die ewige, wenn Gewissensbisse ein unseliges Leben nach dem Tode fürchten lassen. Beide können zu Verzweiflung, und dadurch die erste zum Selbstmord, die zweite zur Melancholie führen. Alle diese leidenschaftlichen Zustände schließen ein falsches Gemüthsleben ein, und setzen es voraus. Mit der Furcht ist nun die Sorge sehr nahe verwandt, und schließt sich an sie an; nur daß sie öfters edlere Beweggründe hat, wie z. B. die Sorge um ein geliebtes, in irgend einer Gefahr schwebendes Wesen. Gleichwohl ist jede Sorge ein leidenschaftlicher Zustand, der in einem von der Religion gestützten Gemüthe keine Wurzel schlagen wird, und in dieser Hinsicht von einem falschen Gemüthsleben zeugt, welchem der Glaube fehlt, und welches zu fest am Endlichen haftet. Dasselbe ist auch der

Fall mit dem Kummer. Dieser ist, wie die Furcht und die Sorge, etwas sehr natürliches, und leider ist das natürliche Gemüthsleben bei so vielen niederschlagenden Ereignissen demselben ausgesetzt. Aber ein leidenschaftlicher Zustand bleibt er immer, der nicht selten den Leib zerrüttet und die Seele in Nacht versinken läßt; wie die so häufig aus Kummer entstandene Melancholie zeigt. Wenn der Kummer seine Höhe erreicht hat, so nennt man ihn bekanntlich Harm oder Gram. Die Einflüsse dieser Zustände nicht blos auf das Gemüthsleben, sondern auf das Leben überhaupt, sind durch die sehr gewöhnlichen, aus der Erfahrung hergenommenen Ausdrücke: sich abhärmen, vor Gram sterben, hinlänglich bezeichnet.

Mit allem diesem ist aber der Kreis der Leidenschaften noch nicht geschlossen. Das Herz verlangt nicht blos, sondern es giebt auch; und wir haben beim Anfange dieser Auseinandersetzung diese beiden Eigenthümlichkeiten des Herzens gar wohl unterschieden, und beschlossen eine nach der andern in ihrem Einflusse auf das natürliche Gemüthsleben zu betrachten: denn das Geben ist dem Herzen eben so natürlich als das Verlangen. Auch der letztere Gemüthstrieb kann seine Grenzen überschreiten und in Leidenschaft ausarten. Wenn das Herz giebt, so liebt es; und die gebende Liebe steht auf jeden Fall höher als die verlangende. Aber nur in Einem Falle darf das Herz ohne Rückhalt geben, und soll es auch; und dieß ist in der Liebe zu Gott, dem sich das Herz gänzlich weihen soll. Die Gottesliebe gehört aber nicht in das Gebiet des natürlichen Gemüthslebens, welches nur auf endliche Gegenstände gerichtet ist und in seinem Zuge zum Geben blos als das erscheint was man die creatürliche Liebe nennt. Diese kann nun allerdings zur Leidenschaft werden und zu einem falschen Gemüthsleben führen, was hauptsächlich und häufig genug in Bezug auf die Geschlechtsliebe und die Kinderliebe geschieht. Und hier sind es namentlich die Frauen welche in Betracht kommen. Das weibliche Gemüth hat, was die Geschlechtsliebe betrifft, das Eigene, daß es sich, wenn es einmal liebt, rücksichtslos an den Gegenstand seiner Liebe ergiebt, gleichviel ob es ein würdiger oder unwürdiger sei. Und das letztere ist nur gar zu oft der Fall. Die Frauen sind in ihrer Liebe blind gegen die Fehler, Gebrechen, ja, Schlechtigkeiten ihrer Geliebten. Daher wir häufig sehen daß junge, schuldlose

Mädchen die Beute von niedrigen Verführern werden. Sie opfern ihnen Leib und Leben, und stürzen sich dadurch nicht selten in gränzenloses Elend. Diese Opferliebe kann bis zum Selbstmord steigen, um den Geliebten frei und glücklich zu machen. Es giebt aber auch noch eine andere Art von Opfer der weiblichen Liebe, nämlich die vollkommene Vergötterung und Anbetung des geliebten Gegenstandes, das gänzliche Versinken des weiblichen Gemüths in denselben, ganz auf die Art, wie das Herz sich Gott ergeben soll. Diese phantastische Leidenschaft, diese Ueberspannung, grenzt an den Wahnsinn, oder vielmehr sie ist wirklich eine Art von Wahnsinn: denn das ganze Gemüthsleben, von der Phantasie entzündet, ist zu einem Liebestraume im Wachen geworden. Was nun zweitens die Kinderliebe anlangt, so wird auch diese nicht selten bei thörichten Müttern bis zur Vergötterung gesteigert, zum großen Nachtheil der Kinder selbst, die dadurch im höchsten Grade verdorben werden, und die gränzenlose Hingabe und Opferliebe nicht einmal erkennen die ihnen zu Theil wird, geschweige daß sie dieselbe durch Gegenliebe vergelten sollten. Ja, was noch mehr ist, selbst Frauen, die nicht Mütter sind, können, — wie die Erfahrung lehrt — ihr ganzes Herz, ihr ganzes Leben mit aller seiner Kraft und Wirksamkeit an fremde Kinder hingeben, zu denen sie eine gränzenlose Neigung hinzieht, so daß sie nun für Alle die ihnen nahe stehen, überhaupt für alles andere Interesse in der Welt kein Herz und keinen Sinn mehr haben, sondern einzig in den Gegenstand ihrer übermäßigen Zärtlichkeit versunken sind, gleichviel ob derselbe diese Hingabe eines ganzen Lebens anerkenne und verdiene, oder nicht: denn gemeinhin ist Undank der Lohn einer solchen maßlosen Hingabe. Eine andere Opferliebe, aber von allgemeinerer Art, beherrscht solche Gemüther, denen das Unglück und Elend Anderer Schmerz macht, so daß sie, um dieses Schmerzes entlediget zu werden, ihre Opfergaben bringen ohne weder die Quelle jenes Unglücks weiter zu verfolgen, noch auch sich darum zu bekümmern ob sie mit ihrem Opfer etwas ausrichten werden. Es sind krankhaft weiche Gemüther, denen ein Jeder, der sie zu rühren versteht, beikommen kann, und die oft das Spiel und die Beute von Betrügern werden, deren Andrange sie nicht widerstehen können. Ihre Gutmüthigkeit ist eine wahre Leidenschaft, schon darum, weil sie blind ist, aber auch darum, weil

solche Menschen unter ihrer Widerstandlosigkeit, die je länger je mehr überhand nimmt, wahrhaft leiden. Sie sind wie das Schilfrohr, das ein jeder Wind beugen kann. Bei Manchen gesellt sich auch die Eitelkeit hinzu: sie geben oft verschwenderisch, nur um sich sehen zu lassen, da sie hingegen, wo ihre Eitelkeit keine Nahrung findet, ein verschlossenes Herz haben. Doch genug von diesen falschen Richtungen des Gemüthslebens. Wir haben nur noch ihre Quellen zu untersuchen, und ihre Folgen zu betrachten.

Was zuerst die Quellen der Leidenschaften betrifft, so ist nicht jedes Gemüth jeder Leidenschaft fähig, und nicht die bloße Anlage zur Leidenschaft in dem natürlichen Verlangen zum Haben und zum Sein, in seiner Liebe und seinem Haß, endlich in der angebornen Neigung zum Geben, bringt die Leidenschaften ohne andere Einflüsse hervor. Die verschiedenen Leidenschaften sind einerseits an die Temperamente, andererseits an die Umgebungen und Verhältnisse der Menschen gebunden. Das phlegmatische Temperament, dessen Charakter die Ruhe ist und das Beharren im einmal gegebenen Zustande, ist von Natur zum Zusammenhalten dessen, was einmal da ist, geneigt, und es bedarf nur der Anreizung und Gelegenheit von außen, indem entweder die Noth oder der Ueberfluß auf dasselbe einwirkt, um in ihm die Leidenschaft des Geizes zu erzeugen. Hiebei ist aber auch der Einfluß des Alters mit in Anschlag zu bringen, indem das Greisenalter, mehr als irgend ein anderes, zum Geize, zur Kargheit, zur Knickerei hinneigt. Jedoch kann auch in jedem Alter eine vorwaltende Selbstsucht die Mutter des Geizes werden. Das melancholische Temperament, als welches von Natur schon in sich selbst zurückgezogen ist, wiefern es ja an dem Aeusseren Antheil nimmt, sucht sich dasselbe anzueignen und gleichsam zu einem Theile seiner selbst zu machen. Es ist daher zum Aufhäufen von Besitzthümern aller Art, und folglich zur Habsucht geneigt, aber auch zugleich zum Argwohn daß ihm seine Güter entrissen werden möchten, und demzufolge zum Mißtrauen, das leicht in Menschenfeindschaft ausartet. Auch diese Auswüchse des Gemüths begünstiget das Greisenalter mehr als ein anderes. Ganz andere Richtungen nimmt das Gemüth des Sanguinikers und des Cholerikers. Denn nicht nach innen gekehrt sein und das äussere zu einem inneren Besitzthum verwandeln mag der

Sanguiniker und der Choleriker, sondern beide streben nach außen, nur jener ohne Haltung und Selbstständigkeit und sich in die Gegenstände verlierend, dieser mit Besonnenheit und sich die Gegenstände unterwerfend. Daher ist der Sanguiniker der Genuß = Vergnügungs = und Zerstreuungs = Sucht hingegeben, zu welchen allen die Verschwendungssucht sich gesellt, welcher auch gewöhnlich eine unbegränzte Eitelkeit beigemischt ist, da hingegen der Choleriker dem Ehrgeiz und der Herrschsucht fröhnt, gewaltig von Liebe und Haß bewegt wird, und den Stolz zum inneren Wiederhalt hat. Uebrigens begünstiget die Jugend die Leidenschaften des Sanguinikers, das reife Alter die des Cholerikers. Im Ganzen zeugen die Leidenschaften des Phlegmatikers und Sanguinikers von mehr Passivität, die des Cholerikers und Melancholikers von mehr Energie; aber alle sind doch die Producte des Zwanges, welchen die äusseren Gegenstände des Begehrens und Strebens über das menschliche Gemüth, in Folge des Temperaments ausüben, welches letztere überhaupt die physische Wurzel alles Seelenunterschiedes, namentlich in Beziehung auf das Gemüthsleben ist. Das menschliche Leben wird in seinem natürlichen Gange durch Triebe bewegt, diese aber werden durch das Temperament geleitet, und zu Leidenschaften angefacht. So lange daher die Triebe noch im Menschen lebendig sind, ist er auch noch der Leidenschaften fähig, und diese entstehen allezeit, wenn jene entweder zu spärlich, oder zu reichlich, oder fehlerhaft genährt werden; wobei denn die Empfänglichkeit für die verschiedenen Einflüsse immer von dem verschiedenen Temperamente bestimmt wird. Auf den Phlegmatiker werden nicht die Reize des schönen Geschlechts, nicht die Beifallsbezeugungen der Menge oder der Kennerwelt wirken; jene aber werden den Sanguiniker, diese den Choleriker entzünden. Kurz, wie ein Krankheitsstoff wirken solche Einflüsse auf das für sie empfängliche Gemüth, und ihr Product ist Leidenschaft, die sich in allen Gefühlen, Vorstellungen, und Handlungen ausprägt*).

Sehen wir nun auf die Folgen des falschen Gemüthslebens, so treten sie für den Beobachter ohne Schwierigkeit und nach allen

*) S. des Verf. Beiträge zur Krankheitslehre. Gotha, 1810. S. 248 ff.

Seiten hervor; ja, schon die allgemeine Betrachtung ergiebt daß aus den mannichfaltig gebundenen Zuständen des Gemüths unmöglich ein freier Zustand des ganzen Seelenlebens hervorgehen kann. Das Gemüth zieht nothwendig jede Kraft, jede Thätigkeit, die mit ihm in Berührung kommt, in den Kreis von Gebundenheit, worinne es sich selbst befindet: denn die Gewalt des Gemüths über alles unser Denken und Thun ist groß, ja, sie ist unüberwindlich, wenn ihr nicht durch eine höhere Macht Einhalt gethan wird. Welche höhere Macht sollte aber da eintreten, wo das Gemüth schon die oberste Leitung des Lebens an sich gerissen hat! Verfolgen wir nun im Einzelnen die Einflüsse des Gemüths auf das übrige Seelenleben. Zunächst bemächtiget sich das Gemüth in seinen Trieben, Affecten und Leidenschaften, des Verstandes, als welcher überhaupt, gleich einem Sachwalter, der Parthei dient, die ihn für sich in Anspruch genommen hat. Der Verstand trägt gleichsam die Farbe des Gemüths, zum Zeichen daß er in dessen Diensten ist. Was das Gemüth liebt oder haßt, sei es ein einzelner Gegenstand, sei es ein ganzes Lebensverhältniß, der Verstand sammelt alle Merkmale, Beschaffenheiten und Beziehungen desselben wie in einen Brennpunkt zusammen, der der jedesmaligen Richtung des Gemüths entspricht. Das Herz eines jungen Mädchens sei in Liebe zu einem Manne hingezogen, so stellt der Verstand alle seine Eigenschaften zu einem harmonischen Ganzen zusammen, indem er die Fehler und alles Tadelnswerthe an demselben auf die Seite schiebt, und dagegen alle Vorzüge desselben in den Vordergrund treten läßt, und so seine Erscheinung, wie sein inneres Wesen als Gegenstand der Neigung und der Achtung darstellt. Wobei dann die Einbildungskraft durch ihr Verschönerungsvermögen um so mehr Dienste leistet, je mehr sie von Anfang an vom Gemüthe gewonnen und der Herrschaft des noch unbefangenen Verstandes entzogen ist, der aber bald aufhört unbefangen zu sein, und mit jener Zauberin gemeinschaftliche Sache macht. Oder setzen wir einen andern Fall, der ins Allgemeine geht, und in unsern Tagen sehr häufig die Gemüther in allgemeine Aufregung gebracht hat. Es ist der Haß gegen die bestehende Ordnung der Dinge im Staate, und überhaupt gegen die ganze Staats-Einrichtung. Der sogenannte Freiheitsschwindel erblickt in den Lenkern der Staaten nur Tyrannen, in den zur Auf-

rechterhaltung der Ordnung aufgestellten Gesetzen nur despotischen Zwang, in den zur Behauptung des Rechts und der Gerechtigkeit festgesetzten Strafen nur willkührliche und entehrende Gewalt, dagegen in der schrankenlosen Willkühr der Menge die angeborne Menschen-Freiheit, in der Empörung gegen das Gesetz die edle Vertheidigung der Menschenrechte, und in dem zügellosen Hange zur Zerstörung das Streben zur Wiederherstellung der natürlichen Gleichheit. Dieß ist die Geschichte aller gewaltsamen Revolutionen, in denen grenzenlose Leidenschaft über den Verstand, ja, über die Vernunft den Sieg davon trägt, indem zugleich eine erhitzte Phantasie in ihren Luftregionen ein neues Paradies hervorzaubert. Und so in allen Fällen wo die Leidenschaft waltet. Es ist demnach kein Wunder, wenn auch die Thatkraft in diesen Strudel hineingezogen wird. Der Wille wird entweder unmittelbar vom Gemüthe aus zum blinden Handeln hingerissen, oder, falls der Verstand als Vermittler der Handlungen dazwischen tritt, ist er bereits von den Trieben des Gemüths bestochen, und richtet um so mehr Unheil an, je fertiger er in der Auffindung von Mitteln zu Erreichung verkehrter Zwecke ist. So wird die freie Willenskraft in den knechtischen Gemüths- und Verstandes-Dienst hineingezogen, und versinkt allmählich in eine Passivität, die wiederum ihrerseits das Gemüth aus den peinlichsten Gefühlen nicht heraus kommen läßt. Kurz, das ganze Leben erhält einen falschen Charakter, der Mensch wird mit sich selbst uneins, sucht einen Haltpunkt, und kann ihn nicht finden; und alles dieß in Folge eines falschen Gemüthslebens, dessen Grund darinne liegt, daß die Leitung des Seelenlebens dem Gemüthe anvertraut wurde, welches, weil es zuerst in seinem Streben erwachte, auch den ihm nicht zukommenden Primat in der Lebensführung anstrebte. Es ergiebt sich hieraus daß wir genöthiget werden, um diesem ganzen Uebelstande abzuhelfen, die Bedingungen des richtigen Gemüthslebens aufzusuchen. Diese Nöthigung konnte aber nur durch Aufstellung des falschen Gemüthslebens und seiner Folgen vollständig dargethan werden.

Drittes Kapitel.

Bedingungen des richtigen Gemüthslebens.

Es ist so eben das Gemüthsleben aufgefaßt worden wie es fast allgemein geführt wird, und wie wir es in täglicher Erfahrung beobachten können. Fast jeder Mensch lebt vom Gemüth aus, und macht dasselbe im mannichfaltigen Lebensverkehr zum Princip seines Denkens und Handelns. Die angeborne Neigung eines Jeden, die wir mit Recht dem Temperament zuschreiben, ist gemeinhin der Grund des Gemüthslebens, wie wir es gewöhnlich als natürliches erblicken. Daß dieses natürliche Gemüthsleben das richtige nicht sein könne, weil es nicht das unserer höheren Einrichtung und Bestimmung gemäße ist, ergiebt sich aus der Darstellung des vorigen Kapitels. Gleichwohl kommt so Vieles auf den Stand unseres Gemüthslebens an, daß ohne sein richtiges Verhältniß ein wahres Wohlsein des Menschen gar nicht denkbar ist. Unser Gemüth ist, so zu sagen, der Brennpunkt aller unserer Leiden und Freuden, ihr eigentlicher Sitz und Wohnplatz, überhaupt der innerste Lebenspunkt unseres Selbst. Unser Selbst, unsere eigentliche Seele, ohne Leid und Freude gedacht, ist ein unlebendiges Ding, oder vielmehr ein Nichts, ein Widerspruch, ein Ungedanke. Wir können unser Selbst, das Herz unserer Seele gar nicht denken, bei aller mannichfaltigen

Thätigkeit die wir ihm mit Recht zuschreiben, ohne es zugleich als afficirbar, als empfänglich zu denken eben für Lust und Schmerz. Kurz, unser Gemüth, unser Herz, ist unser eigentlicher Lebensherd, auf dem die Flamme des Lebens brennt. Wie aber dem Feuer der Vesta eine wachende und schützende Priesterin vorstand um es in seiner Lebendigkeit und Reinheit zu unterhalten, so ist auch unserm Herzen zu gleichem Zweck eine heilige Priesterin vorgesetzt, und diese ist die Vernunft. In ihr also, wie uns das Bewußtsein lehrt, haben wir das Princip anzuerkennen, welches das Gemüthsleben zu leiten bestimmt ist, und welches demnach nicht im Gemüthsleben selbst zu suchen ist. Es ist uns aber das Dasein und die Wirksamkeit dieses Princips nichts neues: denn wir sind genöthiget gewesen dasselbe in derselben Eigenschaft auch hinsichtlich des Denk- und That-Lebens anzuerkennen. Wie beide, das Denk- und That-Leben, ohne die Leitung der Vernunft, nur verworren, verkehrt, kurz, bestimmungswidrig erscheinen, und auch in dieser Beschaffenheit dargestellt worden sind, eben so ist es mit dem Gemüthsleben der Fall, wie wir gleicherweise nachgewiesen haben. Es wäre auch widersprechend wenn wir für das Gemüthsleben ein anderes Princip suchen wollten als für die übrigen Erweisungen des Seelenlebens, da ja das gesammte Seelenleben der Persönlichkeit angehört, und diese in ihrer Einheit auch nur von Einem Princip geleitet werden kann. Erinnern wir uns nun daß der Mensch nur durch die Vernunft ein persönliches Wesen ist, und daß die Vernunft das Gesetz seines Lebens, das Gesetz der Freiheit, ausspricht: so werden wir unmittelbar darauf hingewiesen daß auch das Gemüth sich diesem Gesetz unterwerfen muß, und daß auch das Gemüthsleben das Princip der Vernunft, oder was dasselbe ist, der Freiheit, als seine Norm anzuerkennen hat. Daß dem so ist, wurde im Vorhergehenden bereits auch durch sein Gegentheil bewiesen, nämlich dadurch, daß das Gemüthsleben überall wo es als gebunden erscheint, in dieser seiner Gebundenheit keinen Frieden schmeckt, welcher nur die Frucht seiner inneren Einigkeit oder Einheit ist; und diese Einheit kann es nur durch seine Freiheit erhalten. Es ist also keinem Zweifel unterworfen daß die erste Bedingung des richtigen Gemüthslebens diese ist, daß das Gemüthsleben ein Vernunftleben sei oder werde, oder mit andern Worten,

daß es sich aus einem gebundenen in ein freies umwandele. Die Frage ist nun: wie und wodurch wird diese Bedingung erfüllt? Wir haben das Gemüth oder Herz als verlangendes und gebendes Wesen kennen gelernt. Diese doppelte Eigenschaft ist dem Herzen so natürlich und eingeboren, daß wir uns ein Herz ohne dieselbe gar nicht zu denken vermögen. Es kann also gar nicht die Rede sein daß das Gemüthsleben als Vernunftleben sich seines Verlangens und Gebens entschlage. Also nur das kann von der Vernunft gefordert werden, daß das Herz auf eine solche Art und nur dasjenige verlange und gebe, wodurch es einen freien Zustand — denn nur dieser ist unter der Freiheit des Herzens zu verstehen — bewahre oder erlange. Nun scheint aber hier ein Widerspruch in der Forderung selbst zu liegen: denn das Herz kann weder verlangen noch geben ohne an den Gegenstand seines Verlangens oder Gebens gebunden zu sein oder zu werden. In beiden Fällen wird das Herz durch Liebe angeregt, und alle Liebe ist bindend. Wie ist nun dieser Widerspruch zu heben? denn ohne daß dieß geschieht, ist die Erfüllung der Vernunft-Forderung nicht denkbar. Es giebt nur Eine Möglichkeit zur Lösung der Aufgabe, wenn nämlich der Gegenstand des Verlangens oder Gebens ein solcher ist, durch welchen das Herz, indem es sich an ihn bindet, aller Banden ledig und vollkommen frei wird. Und es giebt einen solchen Gegenstand, aber auch nur Einen: Gott. Die Gebundenheit des Herzens an Gott, heißt, wie wir wissen, Religion; und die Religion macht das Herz frei, weil Gott selbst das absolut freie (heilige) Wesen ist, und weil das Herz, welches nach Gott verlangt, die höchste Freiheit verlangt, und weil es, wenn es sich Gott giebt — und etwas anderes, als sich selbst, hat es Gott nicht zu geben — sich der höchsten Freiheit giebt. Die Vernunft kann also nichts anderes vom Herzen, und folglich vom Gemüthsleben, verlangen als Religion. Auf solche Weise ist der oben angenommene Widerspruch vollkommen gelöst, und die Vernunft, zugleich aber auch mit ihr das Herz, wenn es ihrer Forderung Gnüge leistet, vollkommen befriediget. Denn das Herz sucht in seinem Verlangen und Geben Wohlsein; Wohlsein kann ihm aber nur durch die Freiheit zukommen; und Freiheit findet es nur in Gott. Auch ist die Religion, oder wenigstens das Streben darnach, dem

Herzen nicht so fremd als man erwarten sollte, wenn man vor Augen hat wie zeitig und wie fest sich der Mensch an die Welt kettet. Die Erfahrung lehrt daß das Herz frühzeitig auch einen Zug nach oben, nach dem Reinen und Guten, kurz, nach Gott empfindet, eine Sehnsucht nach ihm, wie man sich aus dumpfer Stubenluft in die freie sehnt. Dieser Zug nach oben bedarf nur der Weisung und Richtung, die denn auch den jugendlichen Gemüthern, wenn eine richtige Erziehung Hand an sie legt, durch die heiligen Lehren der Religion zu Theil wird, so daß ihnen schon in früher Zeit Gott als ein vertrauter Gegenstand vor das geistige Auge tritt, als ein Gegenstand liebenden Vertrauens, dem sich das Herz im Glauben zuzuwenden hat, als welcher ganz eigentlich das Band zwischen der Seele und Gott ist. Was nun früher durch äußere Belehrung angeregt worden, — wenn geschehen ist was geschehen sollte, — das wird späterhin durch die erwachte Vernunft als Bedingung eines in sich selbst einigen Gemüthslebens fortgefordert. Religion ist also die zweite Bedingung des richtigen Gemüthslebens; oder, da die Religion nur durch den Glauben vermittelt ist, so kann man auch sagen daß der Glaube diese zweite Bedingung ist. Vernunft und Glaube, weit entfernt sich zu widersprechen, — wie man nicht selten wähnt — führen gemeinschaftlich zu demselben Ziele: zu Gott. Ja, so nahe sind beide mit einander verwandt, und tragen, so zu reden, das gleiche Element der Reinheit und Heiligkeit in sich, daß ein Herz, welches sich vom Glauben entfremdet, auch die Stimme der Vernunft nicht hören mag, und eben so ein Herz, zu welchem die Vernunft keinen Eingang findet, auch den Glauben verschmäht. Vernunft und Glaube sind Licht-Verwandte: denn die Vernunft stammt vom Licht und ist Licht, und der Glaube sucht das Licht, und findet in ihm seine Lebens- und Nahrungs-Quelle, so fern er anders der rechte Glaube ist. Es giebt aber nur Einen rechten Glauben, und das ist der eines kindlich-reinen Herzens, aus welchem eben jener Zug nach oben stammt, und welchem auch das göttliche Wesen gleichsam auf halbem Wege entgegen kommt, wie überall die reine Gegenliebe der reinen Liebe. Hier kann nun ein Zweifel an der Richtigkeit unserer früheren Darstellung des natürlichen Gemüthslebens eintreten. Man kann sagen: ist nicht jener Zug im Gemüthe nach oben, jene Sehn-

sucht nach dem Höheren, Reinen, Guten, kurz jene Sehnsucht nach Gott, und dazu noch die Zuversicht ihrer Befriedigung, oder der Glaube, etwas natürliches? ist nicht beides dem menschlichen Gemüthe von Natur eingepflanzt? gehört es also nicht dem natürlichen Gemüthsleben an? Wie kann man nun das natürliche Gemüthsleben geradezu das falsche nennen, da es eine so schöne Licht=Seite hat? Auf dieses Bedenken läßt sich kurzweg antworten daß ein großer Unterschied ist zwischen dem, was im Gemüthe natürlich ist, d. h. was in der Einrichtung des Gemüths liegt, und zwischen dem Gebrauche dieser Einrichtung im Leben selbst. Jene Einrichtung ist etwas Gegebenes, und daher ohne Zweifel etwas Bestimmungsgemäßes; allein der Gebrauch derselben im Leben hängt von der Freiheit des Menschen ab, und kann zum großen Theil oder auch gänzlich bestimmungswidrig sein. Allerdings liegt in jener Sehnsucht und in dem mit ihr verbundenen Glauben die Anlage zum geistigen Gemüthsleben; wird aber diese Anlage nicht gepflegt und in wirkliches Leben verwandelt, so bleibt das Gemüthsleben ein natürliches, im Gegensatze des geistigen, kurz, ein solches, wie es im vorhergehenden Kapitel geschildert worden ist. Es gehört also zu den Bedingungen des richtigen Gemüthslebens, daß jene Anlage in früher Zeit durch Erziehung, in späterer durch die eigene Vernunft cultivirt werde; widrigenfalls bleibt das Gemüthsleben ein natürliches, und folglich ein falsches, wie wir es bei so vielen Menschen finden. Doch es kann hier noch eine Einwendung gemacht werden, nämlich: daß, obwohl das Völkerleben mit dem Naturzustande angefangen, folglich auch das Gemüthsleben der Völker ein natürliches gewesen sei, dennoch es den gesammten Völkern aller Zeiten, auch der früheſten, nicht an Religion gefehlt habe, demnach das natürliche Gemüthsleben kein so irriges oder falsches sein müsse als es im vorigen Kapitel geschildert worden ist. Auch hierauf läßt sich kurz antworten, daß sich die Religion bei allen Völkern die sie wahrhaft besessen und noch besitzen, nicht ohne jene geistige Anregung entwickelt hat, die wir mit dem allgemeinen Namen der Offenbarung bezeichnen, und die jederzeit von vorzüglichen, Geist=begabten Menschen ausgegangen ist, sei es daß ihnen selbst diese Offenbarung durch besondere göttliche Eingebung zugekommen sei, oder daß sie sich in ihnen auf natürlichem

Wege gleichsam durch eine höhere geistige Organisation entwickelt habe, durch eine Art von Talent, gleich dem, aus welchem die Erfindung von Künsten und Wissenschaften hervorgeht; worauf sich dann diese Offenbarung durch Tradition weiter fortgepflanzt. Wobei wir aber nicht unterlassen können zu bemerken, daß nicht Alles, was unter dem Namen der Religion in der Völkergeschichte auftritt, ohne weiteres mit Recht diesen Namen verdient. Denn wir wissen ja, daß sich der Götter- und Götzen-Dienst durch das ganze Alterthum weit über die Erde verbreitet hat, und daß es noch jetzt große Völker-Massen giebt die ihm huldigen, so daß im Alterthum wie in jetziger Zeit dieser Dienst nicht eigentlich Religion, d. h. geistiges oder göttliches Gemüthsleben genannt werden darf, indem bei aller äusseren Verehrung höherer Mächte das Gemüth auf der niederen Stufe natürlicher, d. h. sinnlicher Triebe und Gelüste stehen geblieben ist und bleibt. Dieß dient zum Beweise daß selbst bei ursprünglicher geistiger Anregung das menschliche Gemüth geneigt ist seinem natürlichen Hange zu folgen: denn wie würde sonst die in Tradition übergegangene reine Offenbarung — wenn wir eine solche annehmen wollen — bei allen Völkern sich in so große Ausartungen und Verunstaltungen umgewandelt haben, wie sie uns die Religionsgeschichte der Indier, Perser, Aegyptier, Griechen, Römer u. s. w. lehrt, ja wie wir selbst in der israelitischen und christlichen nicht abläugnen können. Wir müssen also bei unserer Behauptung verharren, daß, trotz der geistigen Anregung, das natürliche Gemüthsleben ein dieser entfremdetes sei und bleibe, und daß wir ihm, als solchem, ein wahrhaft religiöses Element nicht beilegen dürfen. Nur das ist noch hinzuzufügen, daß einzelne Beispiele religiöser Gemüther zu allen Zeiten und unter allen Völkern diese Ansicht nicht aufheben, sondern nur so viel beweisen daß die natürliche religiöse Gemüths-Anlage, die wir anerkannt haben, unter günstigen Umständen sich aufschließen kann wie ein gutes Samenkorn, so daß alsdann freilich das natürliche Gemüthsleben durch das geistige verdrängt wird. Inzwischen die Seltenheit dieser Fälle bestätiget nur daß der gewöhnliche Gang des Gemüthslebens der natürliche, und folglich ein falscher ist. Ist nun aber einmal Religion die Hauptbedingung des richtigen Gemüthslebens, wie wir ohne alle Einschränkung behaupten können, so treten uns unab-

weislich die zwei großen Fragen entgegen: was ist wahre Religion? und: wie kann das menschliche Gemüth sich dieselbe, zum Behuf seines richtigen Lebens, aneignen? Vernunft und Erfahrung können allein hier Antwort ertheilen. Eigentlich haben wir, wenn gleich nur im Vorübergehen, die erste Frage bereits mehrere Male in dieser Schrift berührt, und sie nur so eben für „geistiges oder göttliches Gemüths-leben" erklärt. Diese Erkärung vorläufig angenommen, fragt sich aber doch worinne diese Art von Gemüthsleben besteht. Daß das Gemüth zur Religion wesentlich nothwendig ist, ja daß die Religion ihren eigentlichen Sitz im Gemüthe hat, braucht Allen Denen nicht erwiesen zu werden, die in der Religion ein Hangen an Gott, oder die Liebe zu Gott anerkennen: denn die Liebe ist ja eine Sache des Herzens oder Gemüths; und somit wäre eine gemüthlose Religion ein Widerspruch, ein Unding. Daß sie in ein solches ausarten kann, wenn ihr Wesen mißverstanden und blos in äußerliche Gebräuche und Cärimonien gesetzt wird, wollen wir nicht in Abrede sein; ja, die Erfahrung lehrt uns leider dergleichen Ausartungen genug, nicht blos im Opferdienste des Heidenthums, sondern auch im Pharisäismus des Judenthums, und im Bilderdienste des Christenthums kennen. Noch mehr: im Schoose des Christenthums selbst hat sich im Laufe der Zeiten das Princip desselben, die Liebe, in Haß umgewandelt, in Religions-Haß, das scheußlichste Ungeheuer, das je auf der Erde gewüthet hat, und noch wüthet. Allein selbst die Liebe, wiefern sie als Seele der Religion anerkannt wird, kann eine falsche Beschaffenheit und Richtung annehmen, wie uns gleichfalls die Erfahrung gelehrt hat. Das ganze Einsiedler- und Kloster-Leben giebt den Beweis hievon. Alle die Millionen Religioser, die sich über ein Jahrtausend hindurch aus Gottesliebe der menschlichen Gesellschaft entzogen, verletzten sie nicht ein Hauptgebot des Gründers der heiligsten Religion: die Menschenliebe? Denn wie kann der die Brüder lieben, der sich aller Gemeinschaft mit ihnen entzieht? Jedoch auch jene Gottesliebe selbst, die diese Absonderung erzeugte, war von falscher Art. Um sich ganz mit Gott zu vereinigen ging man darauf aus die menschliche Natur zu vernichten. Die schon früher erwähnten Kreuzigungen des Fleisches, die Selbstpeinigungen und Martern um das Fleisch zu ertödten, gehörten dem Wahnsinn an und nicht der

Liebe, die nur schafft, nicht zerstört, außer das Böse; und was Gott geschaffen und eingerichtet hat, ist nicht böse. Jene Gottesliebe hatte den Charakter der Passion angenommen; in der wahren Liebe aber ist nicht Schmerz, sondern Seligkeit. Es ist also von der höchsten Nothwendigkeit, zu wissen wie das Gemüth in der Religion beschaffen sein soll. Oben wurde der Grundsatz aufgestellt daß nur Vernunft und Erfahrung hierüber entscheiden könne. Betrachten wir die Vernunft, als den seiner selbst bewußten Sinn für das Wahre und Rechte, und gehen wir mit diesem Sinne prüfend an die Erfahrung, oder bestimmter, an das Menschenleben und seine Geschichte, so werden wir bald inne daß wir über die nothwendige Beschaffenheit des Gemüths in der Religion nur in der heiligen Geschichte, deren Glanzpunkt die Erscheinung Christi ist, Auskunft erhalten können. Schon früher haben wir die heilige Person Christi in ihrem Wesen und Wirken betrachtet, und es wird uns daher nicht schwer fallen durch einen nochmaligen Blick auf diesen „Führer zum Leben" vollständig befriediget zu werden: denn in der ganzen heiligen Geschichte tritt uns kein ähnliches Musterbild des religiösen Lebens entgegen. Bekennt doch selbst sein Vorläufer, der reine und strenge Täufer Johannes, daß er nicht würdig sei ihm die Schuhriemen aufzulösen. Nun ist aber Christi Leben ein Bild der reinsten Gottes- und Menschen-Liebe, gleichsam eine fortlaufende Erklärung und Bestätigung seines doppelten Gebots: „liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst". Hieraus geht denn die nothwendige Beschaffenheit des religiösen Gemüthslebens auf das deutlichste hervor, und unsere Vernunft, wenn wir sie zur Prüfung dieses Gebots auffordern, kann nicht umhin in demselben ihr eigenes Wesen in seiner innersten Tiefe und höchsten Bedeutung ausgesprochen zu sehen und gleichsam das Siegel des Wahren und Rechten, ihrer Natur gemäß, auf dasselbe aufzudrücken; denn die Selbst-Verläugnung welche die Vernunft verlangt, (wie sie auch Christus verlangte), ist nur in jener Liebe und durch sie möglich. Daß Christus auf sein Selbst, d. h. auf seinen eigenen Willen, vollkommen verzichtete, indem sein Wille im göttlichen Willen, d. h. in der reinen Liebe aufging, beweiset sein ganzes Thatleben; und daß dieses nur aus seinem gottergebenen Gemüthsleben hervorgehen konnte, ist klar. Aus derselben Quelle ging auch seine

Menschenliebe hervor; er liebte die Menschen nicht nur wie sich selbst — denn die Selbstliebe kannte er nicht — sondern wie Gott sie liebt: erbarmend, vergebend, beseligend. Auch wir sollen sie so lieben, aber aus dem ganz menschlichen Grunde, weil wir für uns selbst das Gleiche von Andern wünschen. Und auch hier stimmt unsere Vernunft vollkommen mit dem Gebote des himmlischen Lehrers überein: denn sie streitet nicht gegen unser Selbst und seinen Bestand, als die nothwendige Bedingung unseres (endlichen) Lebens, sondern nur gegen die Herrschaft unseres Selbst in unserer Lebensführung, als wodurch das religiöse, folglich das richtige, Gemüthsleben unmöglich gemacht wird. Denn wer sich selbst über Alles liebt, wie kann der Gott und Menschen lieben? Allein die Erfahrung zeigt uns die Wahrheit des Begriffs der Religion im Sinne des göttlichen Führers, auch noch auf andere Weise, nämlich durch das eigene Erleben dieser Wahrheit. Wohl konnte der Heiland mit ruhiger Zuversicht sagen: „so ihr bleibet in meiner Lehre, so werdet ihr die Wahrheit erkennen". Denn nichts ist gewisser, als daß der, welcher „in der Liebe bleibt", auch die Seligkeit des Himmels schmeckt. Bedürfen wir ein anderes Zeugniß für das richtige Gemüthsleben, als dieses höchste Wohlsein, welches unserm Herzen durch wahre Religion zu Theil wird? Und kann noch irgend ein Zweifel obwalten, ob wir in dem aufgestellten Begriffe den wahren Begriff der Religion aufgefunden haben? Zwar hat der Verfasser diesen Begriff in andern Schriften*) mit andern Worten ausgedrückt, nämlich als „Glaube und Gehorsam"; allein in diesen Worten ist die Religion, als Liebe, gleichsam nur in ihre Elemente aufgelöst: denn der Glaube ist der Keim der Liebe, und der Gehorsam der Liebe Frucht. Man raube der Religion beide Elemente, und sie ist in Nichts aufgelöst. Inzwischen könnte ein anderer, und, wie es scheint, gehaltvollerer Begriff der Religion dem hier aufgestellten, so zu sagen, den Rang streitig machen. Es ist der Begriff der Gottesverehrung. Allein, was das Wesen der Religion betrifft, so kann der letztere Begriff

---

*) Die Psychologie als Selbsterkenntnißlehre. Leipzig 1827. b. F. E. W. Vogel; (S. 568 ff.) und: Pisteodicee u. s. w. 1829. b. Vogel. (S. 407 ff).

unmöglich etwas anderes oder mehr enthalten als der erstere: denn man kann Gott nicht wahrhaft verehren ohne Glauben, Liebe und Gehorsam. Enthält aber der letztere Begriff wirklich etwas Anderes und Mehreres, so kann dieß nicht das Wesen der Religion angehen, sondern nur etwas Außerwesentliches oder Aeusserliches sein, welches, wiefern es etwas organisches oder dienendes ist, allerdings der Religion förderlich sein kann, wie z. B. der ganze sogenannte äussere Gottesdienst oder Cultus; welches aber auch leicht dem Mißverständnisse ausgesetzt ist daß man es für das Wesentliche der Religion selbst hält, wie z. B. das Messe hören bei den Katholiken, oder das Abbeten des Paternosters, oder das Almosen geben, oder das Fasten u. s. w. In diesem Falle aber entsteht leicht die Schein-Religion, und am Ende gar Heuchelei.

Es ist also dargethan daß Religion, ihrem Wesen nach, Gottesliebe ist, die einerseits den Glauben und den Gehorsam (Frömmigkeit) andererseits die Menschenliebe in sich schließt, und daß folglich ein geistiges oder göttliches Gemüthsleben eine wesentliche Bedingung des richtigen Gemüthslebens ist. Es bleibt nun die zweite Hauptfrage zu beantworten übrig, wie man zu einem solchen Gemüthsleben, oder zur Religion, gelange. Es ist bereits vorläufig festgestellt worden daß sich hier Vernunft und Glaube gegenseitig die Hand reichen müssen. Hiegegen kann ein streng Gläubiger einwenden: „wie? reicht denn der Glaube nicht aus?“ Dagegen müssen wir aber erinnern, daß, wie wir ohne das Auge die Sonne nicht sehen könnten, so ohne Vernunft nicht Gott. Doch dieses Verhältniß von Glauben und Vernunft ist zuförderst näher zu betrachten. Der Glaube sucht Gott, und die Vernunft ist seine Führerin auf dem Wege zu Gott. Sie würde ihn aber nicht finden, wenn er sich nicht offenbart hätte. Er hat dieß auf mannichfaltige Weise gethan; der Gipfel aller Offenbarung aber ist Christus. In ihm findet die Vernunft ihr Ideal, und zu ihm weiset sie den Glauben. In Christo erkennt die Vernunft das Ebenbild des Vaters. Christum lieben, heißt Gott lieben; in Christo leben heißt in Gott leben. Wie aber die Vernunft Christi heiliges und vollkommenes Wesen erkennt, so erkennt sie auch alle Verfälschung der durch ihn uns gewordenen Offenbarung, sowohl wiefern Mißverständniß, als wiefern böser

Wille jene Verfälschung im Laufe der Zeiten hervorgebracht hat: denn die Vernunft prüft alles was in ihren Bereich, d. h. in das Gebiet des Heiligen, gehört, nach dem Maßstabe des Wahren und Rechten. Demnach alles Menschliche, was ihr als Göttliches, alles Unheilige, was ihr als Heiliges entgegentritt, sondert sie ab und wirft es weg. So bewahrt sie den Glauben rein, und sorgt für seine gesunde Nahrung. Denn der Glaube erkrankt nur gar zu leicht, und wird zum Aberglauben, dieser aber führt das Herz zur Knechtschaft, welches der Glaube zur Freiheit führen soll. Wo demnach die Vernunft nicht wacht, da wird das Herz leicht bethört und irre geführt. Daher auch Christus selbst auf das nachdrücklichste vor falschen Lehrern und Verführern warnt, dergleichen die Geschichte des Christenthums nur gar zu viele aufzuweisen hat. Warum wäre sonst eine Reformation in Glaubens-Sachen nöthig gewesen? Und wie dem Aberglauben, so tritt die Vernunft auch dem Unglauben entgegen, den sie als nicht minder unheilig verurtheilt, und der ihr eben so ein Gräuel als jener ist: denn beide vernichten die Religion. Zugleich bewahrt aber auch die Vernunft das Herz vor Selbsttäuschung, daß es ihm gnüge, Gottes, als des überweltlichen Heiligen, im Glauben gewiß zu sein, sondern daß es diese Gewißheit auch in sich selbst finde, daß es dieselbe erlebe, kurz, daß es Gott inne werde und habe; wie denn Christus selbst jedem echt Religiösen die Versicherung giebt: „wir (der Vater und ich) werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." Was freilich auf keine schwärmerische Weise verstanden werden muß; als wogegen ebenfalls die Vernunft ankämpft. Und in der That aus dem falschen Verständniß dieser göttlichen Worte (wie so vieler anderer der heiligen Schrift) ist schon großes Unheil entstanden. Man kann Gott nicht anders haben als indem man göttlich lebt; und man lebt göttlich indem man das Selbstleben immerfort in seinen Schranken erhält. Hiedurch gewinnt das freie oder geistige Leben immer mehr Spielraum; — wenn dieser Ausdruck im Gebiete des höchsten Ernstes erlaubt ist, — und das Gewahrwerden dieses geistig-freien Lebens ist das Innewerden, das Haben Gottes. Das volle göttliche Wesen tritt in uns ein und macht Wohnung in uns, sobald die Welt und das Selbst keine Macht mehr über uns haben, sobald wir über beide Sieger sind; und das werden wir nur

durch Selbst=Beschränkung: denn durch diese beschränken oder besiegen wir auch den Einfluß der Welt. Mit der Freiheit und in der Freiheit, die uns dadurch zu Theil wird, wird uns Gottes heiliges und seliges Wesen zu Theil: denn das Element, worinne der Geist lebt, ist die Freiheit, wie wir schon längst anerkannt haben. Und so wüßten wir denn auf einmal, wodurch wir zur Religion, zur Einigkeit, ja, zur Verbindung mit Gott gelangen. Es ist die Selbst=Verläugnung, die uns der Meister in der Kunst des Lebens so dringend empfohlen hat, und die nichts anders als eine fortgesetzte Selbstbeschränkung ist. Wir haben also die Selbstbeschränkung als eine dritte Bedingung des richtigen Gemüthslebens anzuerkennen; und die Vernunft erkennt in ihr die Befolgung ihres eigenen Gesetzes, des Gesetzes der Freiheit, welches mit Christi Gebot eines und dasselbe ist.

Aber nun entsteht eine neue Frage: wie fangen wir es an uns selbst zu beschränken? Wir selbst sind immer, oder unser Selbst ist immer, unser Gemüth; und dieses hört nicht auf zu verlangen und sich hinzugeben. Hier ist also das Gebiet der Selbst= Beschränkung, wenigstens der uranfänglichen, der ursprünglichen: denn es wird sich bald ergeben, daß zum Behuf des richtigen Gemüthslebens auch das Denk= und That=Leben beschränkt werden muß. Jetzt verfolgen wir zunächst die Beschränkung, wiefern sie das Gemüthsleben betrifft. Hier treten uns nun eine Menge Neigungen und Abneigungen entgegen, durch welche alle wir, wie uns eine frühere Betrachtung gelehrt hat, mehr oder weniger gebunden sind, besonders wenn die Neigung zum Hange wird und der Hang zur Leidenschaft, und zu den Leidenschaften sich noch heftige Affecte gesellen. So kann die Neigung zum Vergnügen zur ungezähmtesten Genußsucht werden, die um so verderblicher wird, je mehr sie sich auf Einen Gegenstand beschränkt, z. B. Spielsucht, Trunksucht, u. dgl. Mit den Abneigungen ist es derselbe Fall. So kann die Abneigung vor der Anstrengung in das Laster der Faulheit ausarten, die Abneigung vor gewissen Menschen in tödtlichen Haß. Kurz, wir finden eine Menge Unkraut im Menschen, welches alles im Gemüthe seine Wurzel hat. Jede Neigung oder auch Abneigung hat ein natürliches Streben sich auszubreiten und den ganzen Menschen in Beschlag zu nehmen. Wenn sich Jemand der Neigung zu einer Person des schönen Geschlechts überläßt,

so dauert es oft nicht lange, und sie wird zur glühendsten Leidenschaft, die das Gemüth, so zu sagen, sich selbst entführt, und den Menschen zum vollendeten Sklaven macht. Je schwerer es nun ist sich aus jeder Sklaverei herauszureißen, um so zeitiger muß der Anfang gemacht werden alle Neigungen oder Abneigungen, die dahin führen können, zu beschränken und in seine Gewalt zu bekommen. Aber wie? Hier stehen wir immer noch bei unserer Frage; deren Beantwortung wir nur verschoben haben um ihre Nothwendigkeit recht eindringlich zu machen. Selbst-Beschränkung also ist die Aufgabe. Wie kann aber das Gemüth sich selbst beschränken, da es in allen Fällen, wo Selbstbeschränkung nöthig ist — und sie ist das ganze Leben hindurch auch dem gesundesten Gemüthe nöthig — das Princip derselben nicht in sich trägt? Nun, es ist aber doch in uns, dieses Princip; es ist die Vernunft, die ewige Quelle des Gleichmaßes, welches die Regel aller gedeihlichen Beschränkung ist. Aber die Erfahrung lehrt nur zu häufig daß das Herz die Vernunft zurückweiset. Sodann gehört auch noch der Wille zur Selbstbeschränkung, wie im Staate zur Einführung und Erhaltung der Ordnung die gesetzgebende Macht nicht ausreicht, sondern es auch der vollziehenden bedarf. Der Wille aber ist auch nicht sogleich zur Hülfeleistung bereit, wenn er nicht schon gewöhnt ist der Vernunft Folge zu leisten; und dieß ist er nicht, so lange das Gemüth ihn, eben so wie den Verstand, den unmittelbaren Leiter des Willens, in seinen Dienst gezogen hat. Die Selbstbeschränkung ist also kein leichtes Geschäft. Inzwischen es wird erleichtert, wenn das Herz, in seinem schmerzlichen Verlangen nach Wohlsein, und nachdem es erfahren daß es auf seinen mannichfaltigen Irrwegen das rechte Wohlsein, den inneren Frieden, nicht erlangen kann, anfängt sich selbst nach dem Wege zu sehnen, der zu diesem Ziele führt. In diesem Falle kommt ihm nun die Vernunft, als Weiserin zum Wahren und Rechten, freiwillig entgegen — wie immer, wenn sie nicht zurückgewiesen wird — und zeigt dem Herzen was zu seinem Frieden dient. Hiebei stimmt sie ganz mit dem göttlichen Gebote überein, welches sie ja in sich enthält. Auch zeigt der göttliche Arzt der Menschheit auf keinen andern Weg als den der Vernunft, den er als lebendiges Beispiel vorausgegangen ist und vollendet hat. Auf diesem Wege hat er überall das selbstische Prin-

cip (der Versucher) zurückgewiesen, und dasselbe durch die Kraft des reinen (heiligen) Willens gefesselt, oder, nach seinen eigenen Worten, „die Hölle besiegt.“ Und dieß ist es gerade was das Herz bedarf: denn nun eröffnet sich ihm der Himmel. Hier erfahren wir auch zugleich, was es eigentlich und ohne Mißverständniß heißt: sich das Verdienst Christi aneignen, nämlich dieselbe Lebensmeisterschaft sich zu eigen zu machen, die Christo eigen war, oder, denselben Weg zu gehen den er ging. Wie hätte er auch sonst sagen können: „ein Beispiel habe ich euch gegeben daß ihr nachfolgen sollt meinen Fußtapfen.“ Freilich ist dieß nicht möglich ohne Christi Geist und Kraft. Christi Geist aber war der Geist der Wahrheit und des Rechts, der auch in unserer Vernunft lebt; und Christi Kraft war der reine (heilige) Wille, in den auch der unsrige umgewandelt wird, wenn er den Weg der Freiheit geht, den der Geist gebietet. Der Weg der Freiheit aber ist, wie gesagt, der Weg der Selbstbeschränkung. So gelangt also das Gemüth zu seinem Ziele durch die Hülfe des Geistes und der Kraft. Und hier müssen wir des alten Sprichworts gedenken: Uebung macht den Meister. Wie in allen Handwerken und Künsten der Lehrling durch Uebung nach und nach zum Meister wird, so ist es auch in der großen Kunst des Lebens der Fall. Vor allen Dingen gilt es den Anfang. Aber wir tragen alle die Kraft des Anfangens, den Willen, in uns. Sobald dieser sich bestimmt der Anregung der Vernunft zu folgen, so ist auch der erste Schritt geschehen, und die übrigen sind vorbereitet. Sehr wahr sagt der Dichter:

„Fange nur an, und du hast mit dem Anfang die Hälfte der That schon.“

„Wage nur weise zu seyn!“*)

Stellen wir uns nun in die Mitte unseres täglichen Dichtens und Trachtens, Thuns und Treibens hinein, so finden wir in jedem Augenblicke eine Gelegenheit, und von Seiten der Vernunft einen Aufruf, durch Selbstbeschränkung einen Schritt in das Gebiet der

---

*) **Incipe! dimidium facti, qui coepit, habet. Sapere aude!**

HORAT.

Freiheit, oder was daſſelbe iſt, des Himmelreichs, zu thun. Denn in jedem Augenblicke tritt uns irgend eine Hemmung entgegen, die uns Feſſeln anzulegen, oder wenn wir uns ſchon gefeſſelt finden, dieſe Bande enger um uns zu ſchlingen droht. Wir wollen beiſpielsweiſe den Gang eines Tages verfolgen, und dabei nicht vergeſſen daß jeder Tag, wie unſer ganzes Leben, aus Augenblicken zuſammengeſetzt iſt, und daß folglich ganz eigentlich jeder Augenblick uns zur Wahrung des freien Zuſtandes durch Selbſtbeſchränkung auffordert. Es ſei alſo nach nächtlicher Ruhe der Augenblick des Erwachens und mit ihm die Mahnung zum Tagewerke gekommen. Allein das Aufſtehen vom Lager wird uns ſchwer: die Ruhe iſt gar zu ſüß, und verlockt uns länger als billig auf unſerm Lager zu verweilen. Kurz, die Trägheit will uns feſſeln. Ein kräftiges Wollen, und wir ſind frei. Das Tagewerk beginnt, aber wir fühlen uns abgeſpannt und ſtumpf. Eine angenehme Lectüre würde uns beſſer behagen als anſtrengende Arbeit. Aber wir ermannen uns, weiſen jene zurück, und ergreifen dieſe. Wir ſind frei. Der halbe Vormittag iſt vorüber; ein kräftiges Frühſtück mit einem Trunk Wein lockt uns an. Doch wir wiſſen daß der Wein am Vormittag uns ſchläfrig macht; wir verſagen uns dieſen Genuß, und wir ſind einer neuen Feſſel entgangen. Eine größere Lockung ſtellt ſich uns zu Mittag in fröhlicher Geſellſchaft dar. Allein wir wachen über uns, wir halten Maß im Eſſen und Trinken, wir erhalten uns frei. Des Nachmittags lockt uns die ſchöne Jahreszeit zu einem heiteren Spaziergang. Jedoch die Pflicht ruft wieder, wir folgen ihrem Rufe, und erhalten uns frei indem wir uns beſchränken. Der Abend bietet uns eine Erholung unter guten Freunden an, und wir haben keinen Grund ſie auszuſchlagen. Es wird geſpielt, und wir nehmen Theil an einer Unterhaltung die die geiſtigen Kräfte angenehm beſchäftiget indem ſie dieſelben zugleich wohlthätig abſpannt. Auch im Spiele kann man ſich für den Ernſt des Lebens üben durch Erhaltung der Beſonnenheit, der Ruhe, der Leidenſchaftloſigkeit, der Gleichmüthigkeit bei Gewinn und Verluſt. Wir thun dieß, und erhalten uns auch im Spiele frei, das, wie geſagt, auf ſeine Weiſe eine Schule des Lebens iſt, weshalb man es nicht unbedingt verdammen ſollte. Zuletzt vergeſſen wir nicht daß uns der künftige Tag zu neuer Pflicht ruft, und ſetzen dieſer Erhol-

ung Grenzen, indem wir uns nicht bis in die tiefe Nacht verspätigen. Absichtlich ist in dieser Schilderung ein Tag dargestellt worden, den man gleichgültig nennen könnte. Allein im Leben ist nichts gleichgültig; und bei der Uebersicht der einzelnen Momente dieses Tags ergiebt sich sogleich, daß es auch ihm an Gelegenheit zur Selbstbeschränkung nicht fehlte, und daß diese Gelegenheit auch redlich benutzt worden ist. Wir haben die Vernunft walten lassen, wir haben unsere Willenskraft geübt, wir sind nicht aus dem Zustande der Freiheit herausgefallen; kurz, wir haben unser geistiges Leben bereichert. Wenn wir nun Tag für Tag diese Verfahrungs-Weise fernerhin beobachten, so werden wir auch schwereren Versuchungen zu begegnen im Stande sein, es wird uns immer leichter werden die Selbstbeschränkung auch in bedeutenderen Fällen zu üben und den Standpunkt der Freiheit zu behaupten, welche das Element des richtigen Gemüthslebens, wie überhaupt des richtigen menschlichen Gesammtlebens ist. Und wir dürfen nicht glauben daß das, was Anfangs blos die Frucht fortgesetzter Anstrengung war, auch immerfort durch Anstrengung erworben werden müsse. Es verhält sich auch hier mit der Lebenskunst wie mit jeder andern. Der Meister übt sie mit Leichtigkeit aus, und die Schwierigkeiten des Anfangs verschwinden in der Freiheit der Vollendung. Was anfangs Pein war, wird zuletzt Wonne; und Niemand, welcher sie erfährt, würde sie für eine Wonne anderer Art vertauschen.

Jedoch wir wollen uns nicht verbergen daß der Weg zu jeder Kunst lang ist, und daß der Strebende auf diesem Wege oft ermüdet. Dieß ist nicht zu vermeiden: denn die Erfahrung lehrt daß, nach jeder dauernden Anstrengung, Abspannung und Ermattung folgt, welche Ruhe und Erholung nöthig macht. Zwar ruft ein heiliger Mund voll Begeisterung aus: „Lasset uns arbeiten und nicht müde werden!“ Indessen ist dieß nicht so zu verstehen als ob das ganze Leben nur ein Kampf gegen uns selbst sein sollte, als welcher bald zur Selbst-Vernichtung führen würde, wie so viele auf die höchste Spitze getriebene ascetische Versuche gelehrt haben. Die Einrichtung unserer Natur selbst weiset uns auf den richtigen Weg. Schon jede körperliche Anstrengung ermüdet zuletzt; und mit der geistigen ist es nicht anders. Wie also jede körperliche Arbeit ihr Ziel hat, wo sie mit Ruhe und

neuer Kraftsammlung wechseln muß, so auch jede geistige. Und jenes „Lasset uns arbeiten," gilt nur für das Leben überhaupt, welches nicht in Passivität versinken und untergehen soll, und schließt keineswegs die periodische Ruhe und Erholung aus, die sowohl der Natur als dem Geiste geboten ist, weil wir unser Leben nicht aus uns selbst haben wie das göttliche Wesen, sondern weil wir zu seiner Unterhaltung der physischen und geistigen Nahrung bedürfen. Dazu ist uns die Empfänglichkeit für Genüsse von mancherlei Art gegeben, für geistige, wie für physische. Kurz, wir bedürfen der Belebung und Erregung von aussen durch physische und geistige Elemente und ihre Einflüsse; und es würde ein sehr thörichtes Bemühen sein jene Empfänglichkeit auf alle Weise zu unterdrücken und abzustumpfen, und diese Belebung zu verschmähen. Wir würden dabei untergehen. Wie die Kraft des Leibes durch Nahrung und Schlaf wiederhergestellt wird, so die Kraft des Geistes und des Gemüths durch die mannichfaltigen Genüsse, die uns Natur, und Kunst, und das gesellige Leben bieten, und die sogar, wenn sie von rechter Art sind, zur Reinigung und Veredlung unseres inneren Lebens beitragen. Nur versteht es sich von selbst daß diese Genüsse weder zur Unzeit noch im Uebermaß an uns gelangen dürfen. Zur Unzeit würde es geschehen, wenn wir noch bei voller Kraft sind, und unser Tagewerk uns zur Thätigkeit ruft. Das Uebermaß würde Statt finden, wenn wir, nach Wiederherstellung der Kraft, immer noch fortgenießen wollten. Dieß würde nur zur Passivität und Trägheit führen, folglich höchst verderblich sein. Alles dieses abgerechnet ergiebt sich, daß die Erregung und Belebung der Empfänglichkeit unseres Gemüths die vierte Bedingung des richtigen Gemüthslebens ist.

Mit allem diesem aber sind die Bedingungen des richtigen Gemüthslebens noch nicht vollständig ausgesprochen. Wie unser Herz und sein Leben ein Verlangen ist, welchem Maß und Ziel zukommen muß, wenn das Gemüthsleben nicht mannichfaltig gefährdet werden soll, so ist es auch eine Quelle des Gebens, die sich ebenfalls in ihrem Laufe verirren kann. Die Art und Weise dieser Verirrungen haben wir bereits auch in Erwägung gezogen, und zugleich die nöthige Abhülfe angegeben. Jedoch diese Quelle des Gebens in unserm Herzen verdient ihrer wahren Bedeutung und Bestimmung

nach eine besondere Berücksichtigung, die sie noch nicht erhalten hat, und die wir ihr jetzt schenken müssen. Ihre nähere Betrachtung wird bald zeigen daß aus ihr unser höchstes Glück, unsere vollkommene Befriedigung hervorgehen soll. Hier nimmt aber auch unsere Aufsuchung der Bedingungen des richtigen Gemüthslebens einen andern Charakter an. Bisher nämlich war unser Verfahren eigentlich nur ein negatives: denn Vernunft und Religion — wenn man anders das Unzertrennliche sondern will — dringen zunächst auf Selbstbeschränkung, deren negativer Charakter unverkennbar ist. Allein der Trieb zum Geben, der dem Herzen zugleich mit und neben seinem ursprünglichen Verlangen einwohnt, ist seiner Natur nach etwas positives, und bedarf auch einer positiven Leitung. In diesem Triebe besitzt unser Gemüth den Keim wahrhaft göttlichen Lebens. Aus ihm entwickeln sich die schönsten Erscheinungen der Menschheit, die wir mit dem Namen der Liebe bezeichnen können, schon im Kreise des natürlichen Lebens. Die Liebe, in welchem Verhältniß man sie auch betrachte, ist stets eine freie Gabe, eine freiwillige Selbst-Entäußerung. Sie unterscheidet sich hierdurch von jener Leidenschaft, die man auch Liebe nennt, die aber eine abgenöthigte Selbstentäußerung ist. Schon das Kind entfaltet diese schöne Eigenschaft des Herzens, zuerst in der Elternliebe, sodann in der Geschwisterliebe. Allerdings waltet hier ein natürlicher Zug ob, aber es ist kein zwingender, sondern ein solcher, dem das Herz mit freier Neigung entgegenkommt. Derselbe Fall tritt ein in der Geschlechtsliebe, wiefern sie nicht auf physisches Bedürfniß gegründet ist, oder vielmehr wiefern ihr das physische Bedürfniß untergeordnet ist, und ihr Hauptcharakter als freie Hingabe des Herzens an ein anderes Herz erscheint. Eben so ist es mit der ehelichen oder der Gatten-Liebe, die, wenn sie wahrhaft vorhanden, im Laufe des Lebens immer mehr den Charakter der Freundschaft, dieser freiesten rein menschlichen Neigung, annimmt. Am gebundensten ist die Kinderliebe der Eltern, als welche das stärkste Gepräge der Natur-Nöthigung an sich trägt. Inzwischen ist diese Nöthigung heilsam, da ohne sie die Erhaltung des menschlichen Geschlechts gefährdet wäre, indem sich viele Eltern nicht zur freien Neigung würden erheben können, da es ja sogar Eltern giebt, welche ausgeartet genug sind nicht

einmal jenem süß zwingenden Naturzuge zu folgen, welcher freilich auch auf der andern Seite wieder in blinden Trieb ausschweifen kann, über den schon früher das Verdammungsurtheil ausgesprochen wor= den ist. Daher es eine Aufgabe und eine Pflicht der Eltern ist, zwar nicht sich von jenem schönen Zuge frei zu machen, jedoch ihn geistig zu beherrschen, und den bloßen Instinct zur freien Gabe zu erhöhen. Wenn nun auch diese Liebe, wie alle übrige genannte Richtungen des gebenden Herzens immer nur Naturliebe bleibt, indem der Zug der Natur ihr Wecker und Träger ist, so ist doch kaum zu verkennen daß hier, zugleich mit dem Naturzwecke, sich ein höherer verbinde, nämlich die Erweckung einer höheren Liebe, die keine Naturbande kennt, und zu welcher das Herz durch die natürliche Liebe gleichsam stufenweise herangeleitet werden soll. Je mehr die Naturliebe gebunden und auf die Individualität beschränkt ist, desto weniger ist sie freie Gabe, desto unvollkommener ist sie. Von dieser Art ist z. B. die Liebe der Mutter zum Säugling. Dagegen, je mehr Bewußtsein und Frei= heit zur Liebe tritt, wie in der freundschaftlichen Gattenliebe, desto höher steht sie. Aber am schönsten entfaltet sie sich, wenn sie nicht mehr durch individuelle Schranken eingeengt ist Diese Liebe ist aber auch keine Naturgabe — wiewohl jene Naturen, die man schöne Seelen nennt, ihr am nächsten stehen — sondern sie gehört der Lebenskunst an, und ist der schwerste Theil derselben, weil sie die höchste Selbstverläugnung verlangt, und demnach das Werk der größ= ten Freiheit ist, die der Mensch über sich erlangen kann und soll. Kurz, sie ist die allgemeine, oder bestimmter, die göttliche Liebe, deren Keim eben so wie der der natürlichen, im Triebe des Herzens zum Geben verborgen liegt, nur mit dem Unterschiede, daß jener Keim, um zum Aufgehen und zum Leben zu gelangen, einer höheren Anregung als der blos natürlichen, folglich einer geistigen, bedarf. Diese Anregung zur göttlichen Liebe kann auch nur durch ein gött= liches Gebot an uns gelangen: denn von selbst, d. h. von Natur, sind und werden wir eben nicht göttlich. Nun mag es an seinen Ort ge= stellt bleiben, ob an die andern alten Völker der Erde ein solches Ge= bot ergangen ist; wenigstens ist in den religiösen Traditionen jener Völker, so wie in ihrer geschichtlichen Entwickelung keine Spur hievon aufzufinden. Es ist sogar ungewiß ob die Israeliten dieses Gebot

in seinem vollen Umfange erhalten haben. Aber das liegt klar am Tage daß Christus dasselbe der Menschheit gegeben und dadurch seine göttliche Abkunft und sein göttliches Wesen auf das einleuchtendste beurkundet hat. Sein ganzes Leben war Liebe, wie Gott die Liebe ist; und an diesem Wesen lernen wir auch erst erkennen was göttliche Liebe ist. Ohne seine Aeusserung dieser Liebe würden wir, bei aller Anlage zu derselben in unserm Herzen, doch keinen Begriff von ihr haben, und noch weniger sie in uns entwickeln und zum Leben gelangen lassen. Daß Christi Gebot der Liebe wirklich ein neues Gebot war, daß man von dieser Liebe bisher keinen Begriff hatte, daß sie noch in keines Menschen Herz gekommen war, erkennt man aus den Worten mit denen er dieses Gebot vorträgt, und die durch sein ganzes göttliches Leben ihre Erläuterung erhalten und gleichsam veranschaulicht werden. „Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Wir wissen daß sein ganzes Leben bis zu seinem Tode eine Bekräftigung, und so zu sagen, eine Befolgung dieses seines eigenen Gebots war: denn noch in den letzten Augenblicken seines Lebens, unter den Qualen des Kreuzes, bat er seinen himmlischen Vater um Vergebung für seine Mörder, die sogar die göttliche Strafe über sich herausgefordert hatten, indem sie schrien: sein Blut komme über uns und über unsere Kinder. Er dagegen rief: „Vater, vergieb ihnen; sie wissen nicht was sie thun.“ Ein so erhabenes Wort göttlicher Liebe ist nie aus eines Menschen Munde gegangen. Betrachten wir uns dagegen. Werden wir nicht bei jeder Beleidigung, sie sei auch noch so geringe, zur Ahndung, zur Rache aufgereizt? Der höchste Schwung, den sich die kräftigsten Seelen zu geben vermögen, ist die Verachtung der Beleidigung. Und auch diese ist nicht sowohl eine Großmuth, als vielmehr ein selbstischer Genuß, der aus dem Gefühl der Ueberlegenheit entspringt. Kommt die Beleidigung von einem ebenbürtigen Feinde, so wird sie gewiß tief gefühlt und geahndet. Und wie oft finden wir uns beeinträchtiget, verletzt, beleidigt, wo nicht einmal die Absicht uns zu schaden vorhanden war. Ja, wie oft feinden wir Andere an und hassen sie, ohne die geringste gegebene Veranlassung, blos weil sie unserm Naturell nicht zusagen, weil sie unserer Empfindungs- und Sinnes-

Weise zuwider sind. Wie weit stehen wir gemeinhin von jener Liebe ab! Und gleichwohl müssen wir in diese Schule der Liebe gehen, oder wir werden nie zu einem richtigen Gemüthsleben gelangen. Diese Liebe ist also die letzte und höchste Bedingung eines solchen Lebens. Wie ist sie zu erfüllen? Auch hier müssen wir erst negativ verfahren, d. h. die Hindernisse aus dem Wege räumen, ehe wir positiv d. h. mit Uebungs-Versuchen zu Werke gehen können. Beide Verfahrungsarten sind schlüßlich zu betrachten. Die freie, die göttliche Liebe ist das reine Gegentheil des Hasses. Diesen haben wir also zuerst aus dem Gemüthe zu verbannen, ehe jene einziehen kann. Hier ist nun vor allen Dingen nöthig zu der vernünftigen Vorstellung zu gelangen was wir als hassende Wesen für häßliche Wesen sind, und wie schlecht wir uns bei unserer Gehässigkeit befinden, möge sich dieselbe als Neid und Mißgunst, oder als Widerwille und Abneigung, oder als Jähzorn oder Rachsucht äußern. Wir befinden uns hier überall in dem Zustande innerer Zerrissenheit, und von außen kommt uns gemeinhin gleiche Abneigung, gleicher Widerwille entgegen. Vernünftige Ueberlegung heißt uns zunächst mit den Aeußerungen unserer Verstimmung an uns zu halten und ihr den Zügel anzulegen, weil wir, wenn wir uns gehen lassen, immer nur Uebel ärger machen. So gelangen wir denn allmählich zu einer Art von Ruhe, die uns einen freieren Blick auf uns selbst thun läßt, und uns unbefangener, unpartheiischer gegen Andere macht. Wir finden bald daß wir durch Ertragen und Nachsicht, durch Milde, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit mehr gewinnen, als durch unser widriges, leidenschaftliches, gehässiges Wesen. Wir erhalten eine freiere Stellung gegen unsere Umgebungen. Sie berühren uns nicht mehr blos subjectiv, sondern sie treten von uns zurück, sondern sich von uns ab, als Gegenstände reiner Wahrnehmung und unbefangenen Urtheils. Jetzt sind wir schon im Stande ebenfalls unbefangen an ihnen Theil zu nehmen und frei auf sie einzuwirken. Und nun tritt der Zeitpunkt der positiven Uebung ein. Nun haben wir Gewalt genug über uns ihnen etwas nützliches, angenehmes zu erzeugen, und wir werden gewahr daß wir uns dabei wohler befinden als vorher, um so mehr, als sich auch durch unser Betragen das der Andern verändert. Allmählich wird die Anstrengung zur Neigung. Unser Herz wird milder, offener, gebender; und

nicht blos das Geben, sondern auch das Vergeben, wo es Noth thut, wird uns nicht mehr schwer. Wir söhnen uns leichter aus, und haben dieß zuletzt nicht mehr nöthig, weil wir „langsam zum Zorn" sind, oder vielmehr es nicht mehr zum Zorn und Unwillen kommen lassen. So finden wir uns denn unvermerkt in dem Gebiete der Liebe die uns geboten ist; und haben wir einmal ihre Süßigkeit geschmeckt, so jagen wir einer immer größeren Vollkommenheit in diesem Zustande, in dieser Fähigkeit nach. Und nun lernen wir erst Christum, den Meister in der Liebe, und sein Gebot, begreifen, und sehen daß dasselbe die höchste Bedingung des richtigen Gemüthslebens ist.

Viertes Kapitel.

Das richtige Gemüthsleben in seinen inneren Beziehungen.

Es leidet keinen Zweifel, daß, wenn die Bedingungen des richtigen Gemüthslebens erfüllt werden, auch das Gemüth selbst in seinem Lebenskreise sicher gestellt ist. Zwar liegen die Schwierigkeiten am Tage, welche dieser Erfüllung im Wege stehen, und wir haben sie in ihrem vollen Gewichte dargestellt; allein wir haben auch die Mittel ausfindig gemacht sie zu beseitigen; und es ist nicht vorauszusehen wie weit Ernst und Eifer gelangen können, wenn man sich nur die Mühe nicht verdrießen läßt ihn anzuwenden. Wir müssen jetzt voraussetzen daß dieß redlich geschehen und daß die Erlernung der schweren Kunst des richtigen Gemüthslebens gelungen sei. Für diesen Fall nun haben wir, als unsere nächste Aufgabe, die Resultate zu verfolgen die sich hieraus für das ganze innere Leben, oder für das Seelenleben überhaupt, ergeben. Sie sind, wie sich erwarten läßt, mannichfaltig, laufen aber in ein Grund-Resultat zusammen, welches kein anderes als die Einheit, sowohl des Gemüthslebens an sich, als auch der Beziehungen ist, in welchen das Gemüthsleben mit dem Denk- und That-Leben steht, vorausgesetzt daß auch ein jedes der letzteren sich in sein richtiges Verhältniß gestellt hat. Wir wollen zuförderst die Einheit des Gemüthslebens an sich be-

trachten, wiefern sie aus der richtigen Beschaffenheit desselben hervorgeht. Wenn wir auf die tägliche Lebens-Erfahrung achten, so sehen wir daß gerade die innere Einheit des Gemüths den meisten Menschen abgeht. Sie leben in beständiger Uneinigkeit oder Unzufriedenheit mit sich selbst. Sie werden immerfort von unbefriedigten Wünschen, Hoffnungen, Begehrungen, Erwartungen umhergetrieben, und, was die Hauptsache ist, Pflicht und Neigung streiten unaufhörlich in ihrem Gemüthe. So gelangen sie zu keiner Ruhe, keinem Frieden, keiner Einigkeit und Einheit mit sich selbst, ohne welche kein wahres Wohlsein denkbar ist. Daher die Klagen über das Unglück und Elend in der Welt, über das unbefriedigte, freudenlose Dasein, welches zuletzt zu einer Last, zu einer Marter wird, welcher sich durch freiwilligen Tod zu entziehen noch der beste Ausweg scheint. Wie oft hört man nicht solche Klagen, die sich nicht selten bis zur Anklage der Gottheit selbst versteigen, gegen deren Gerechtigkeit und Güte man die frevelhaftesten Zweifel erhebt, wenn man anders nicht geradezu das Dasein und Walten einer göttlichen Vorsehung läugnet. Bis dahin gelangt der Mensch, dem die innere Einheit des Gemüths fremd ist. Es ergiebt sich hieraus der unendliche Werth dieser Einheit, die nur die Frucht eines richtigen Gemüthslebens ist. Aber, wie wir wissen, nur ein Gemüth, welches sich in seinen Neigungen und Trieben beschränken gelernt hat, welches immerfort über sich wacht daß diese Neigungen und Triebe keine selbstische Richtung nehmen, überhaupt, nur eine Seele — und unser Gemüth ist ja unsere innerste Seele — welche, wie die Schrift sagt, Gott vor Augen und im Herzen hat, welche das göttliche Gebot der Selbstverläugnung und der Liebe zu ihrem fortwährenden Augenmerk macht, kann sich einer solchen Einheit erfreuen, die der Quell aller Seligkeit ist. Was Wunder? in dieser Einheit ist das Leben: denn alle Zerrissenheit, wie schon früher bemerkt worden, ist Tod. Darum müssen wir auch in Gott die höchste Einheit anerkennen, weil in Gott das höchste Leben ist. Wir müssen sie demnach auch in der Welt anerkennen, weil ohne sie die Welt zerfallen würde. Woher aber die Einheit der Welt als durch Gottes Kraft? Diese Kraft also ist es welche die Welt durchdringt und zusammenhält, wie im Ganzen so im Einzelnen. Und so können wir denn auch mit Recht sagen daß in einem Gemüthe, in wel-

chem Einheit ist, Gott selbst lebt. Daher der Himmel in einem solchen Gemüthe, daher der Friede Gottes in ihm, der, wie die Schrift sagt, über allen Begriff erhaben ist*). Dieser Friede, der aus jener Einheit stammt, lebt im Gemüthe des Kindes, welches noch keine Sorge kennt: denn Sorge ist Zweifel, Ungewißheit, Unruhe wegen der Zukunft. Im Gemüthe des Kindes lebt aber noch kein Zweifel: denn wo Zweifel ist, ist Zwiespalt, und wo dieser ist, ist die Einheit verloren gegangen. Eben so ist es mit der Ungewißheit. Ein Gemüth, in welchem Einheit ist, hat auch den Glauben, und dieser ist, nach dem Ausspruche eines Mannes, der aus Erfahrung wußte was Glaube ist: „eine gewiße Zuversicht, deß das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet". Der Glaube also ist die Gewißheit selbst, die ursprüngliche Gewißheit im Menschen, die uns zunächst unser eigenes Dasein und das Dasein der Welt, späterhin aber auch das Dasein Gottes verbürgt. Darum ist auch im Gemüthe des Kindes, in dem die Gewißheit des Glaubens lebt, noch keine Unruhe: denn diese ist die Begleiterin, oder vielmehr ein Element der Sorge, welche den Frieden verscheucht, oder, bestimmter, nur da eintritt, wo der Friede schon verschwunden ist. Ein Gemüth also, in welchem die Einheit und der Friede lebt, wie das kindliche, kennt alle die hier genannten Feinde des Lebens nicht, die so viele Menschen verfolgen, welche die Einheit aus ihrem Gemüthsleben verloren haben. Dagegen Diejenigen, welche sich durch die Erfüllung der Bedingungen des richtigen Gemüthslebens jene Einheit wieder zu eigen gemacht haben, nach dem Ausspruche des göttlichen Arztes unserer Seelen, wieder geworden sind „wie die Kinder"; wiewohl wir uns hier vor Mißverständnissen hüten müssen, vor denen mit Recht ein heiliger Mund warnt, indem er spricht: „Seid nicht Kinder an der Erkenntniß, aber an der Bosheit seid Kinder". Er versteht aber unter Bosheit alle moralische Ausartung überhaupt. Ein richtiges Gemüthsleben hat also den Kern des seligen Lebens in sich, und zwar in der ihm einverleibten oder

---

*) Der Friede Gottes „der höher ist als alle Vernunft", ist eine grundfalsche Uebersetzung, welche ein falsches Licht auf die Vernunft wirft, von der hier gar nicht die Rede ist.

innerlich gewordenen Einheit, welche mit dem Glauben Eines und Dasselbe, und in welcher der Friede, und mit ihm der ganze Himmel eingeschlossen ist, weil sie das göttliche Element selbst ist. Aus dieser Einheit des Gemüths geht aber auch die Liebe hervor. Denn diese Einheit ist das höchste Leben des Gemüths, und das höchste Leben ist die Liebe. Ein in sich einiges Gemüth kann nur lieben. Wie wollte es zum Hasse gelangen, da aller Haß aus Zwiespalt stammt? Man hat den Haß und die Liebe, beide zusammen, für die Elemente alles Seins und Bestehens, oder alles Lebens, gehalten. Man hat sich sehr geirrt. Der Haß geht blos auf Vernichtung aus, und würde sein Ziel erreichen, wenn er nicht durch die Allmacht der Liebe selbst vernichtet würde. Ein Gemüth, in welchem der Haß sein Unwesen treibt, ist für die Liebe nicht zugänglich, so lange er da hauset; aber auch umgekehrt ist ein Gemüth, in welchem die Liebe lebt, vor dem Hasse gesichert. Aber man muß ihn und sein Treiben ganz kennen, wenn man die Herrlichkeit der Liebe begreifen will, die aus einem in sich selbst einigen Gemüth, oder aus der Einheit des Gemüths hervorgeht. Je zerrissener ein Gemüth in sich selbst ist, deste mehr ist es zum Hasse geneigt, ja, selbst durch und durch Haß. Wir sehen dieses alle Tage an solchen Menschen, die mit sich selbst zerfallen sind. Die Welt ist der Spiegel ihres Gemüths. Sie sehen nur Zerrissenheit in der Welt, weil sie dieselbe in sich selbst finden. Sie hassen sich selbst, wie sollten sie die Welt nicht hassen? Alle Menschenfeindschaft entspringt daher, daß das Gemüth nicht mit sich selbst befreundet ist. Ein mit sich d. h. in seinem Gemüthe zerfallener Mensch lebt in einer sonderbaren Verblendung. Er hält nicht sich selbst für die Ursache seiner inneren Zerfallenheit, sondern schreibt den Unfrieden und die Zerworfenheit mit sich selbst der äußeren Beschaffenheit und dem äußeren Einflusse der Dinge, der Verhältnisse, der Menschen, des Schicksals, oder der Vorsehung selbst zu. Alles wirkt ihm, seinem Wahne nach, entgegen, Alles feindet ihn an und ist ihm hinderlich an seinem Gedeihen, an seiner Zufriedenheit, an seinem Glück. Und so erklärt er denn Gott und den Menschen und der Welt den Krieg. Er findet keine Ordnung, keine Weisheit, keine Harmonie, keine Schönheit in der Welt, und vor allem nichts Gutes an den Menschen. Sie erscheinen ihm als Raubthiere, die sich unter einander selbst verschlingen

und auch ihm Verderben drohen. Darum haßt er sie mit dem bitterſten Ingrimm, und findet in dieſem Haſſe ſeine einzige Labung. Er bemerkt, er erkennt nicht, daß er ſelbſt das zerſtörende Element in ſich trägt, von dem er wähnt es treibe ſein Unweſen außer ihm, und ſei der Störer ſeines Friedens, ſeiner Freude, ſeines Lebens. So nährt er denn und pflegt ſeinen Haß im Inneren, und mit ihm die Hölle in ſeinem Buſen. Denn ein zerſtörendes, ein zermalmendes Gefühl iſt der Haß, er iſt ſataniſcher Art und ſataniſchen Urſprungs; denn, wie bereits geſagt worden, iſt ſein Grund Entzweiung, und das Ziel, dem er unaufhaltſam entgegen ſtrebt, Vernichtung. Wie ganz anders die Liebe! Es iſt bereits darauf hingedeutet worden, daß in der Einheit des Gemüths, aus welcher die Liebe entſpringt, etwas Göttliches iſt. Warum dem ſo ſei, verlohnt ſich der Mühe auseinander zu ſetzen, da ſich um dieſe Einheit gleichſam der Angel des richtigen Gemüthslebens bewegt, welches wir ja eben jetzt in ſeinen inneren Beziehungen betrachten. Hiebei müſſen wir uns aber erlauben aus der Sphäre des menſchlichen Gemüths herauszutreten, und uns auf den Schwingen des Geiſtes, der das Erhabenſte zu denken berufen und befähiget iſt, zu dem Mittelpunkte aller Weſenheit und alles Lebens zu erheben, um, was wir hier als Urſprüngliches und Nothwendiges erkennen, im reinen menſchlichen Gemüthe gleichſam abgeſpiegelt wieder zu finden. Wir dürfen vor dieſer Forſchung, vor dieſem tieferen Eindringen in den Grund alles Seins und Lebens nicht zurückſchrecken: denn, iſt uns der Geiſt gegeben, welcher in alle Wahrheit leitet, und welcher auch „die Tiefen der Gottheit" erforſcht, ſo müſſen wir auch zu einer ſolchen Erkenntniß des göttlichen Weſens gelangen können, durch welche die Tiefen unſeres eigenen Herzens aufgeſchloſſen werden. Und ſo fangen wir denn mit einer näheren Betrachtung der Einheit überhaupt an. Die Einheit iſt im Reiche des Denkbaren das Erſte und Letzte; und zwar das Erſte, weil ſich über die Einheit hinaus nichts denken läßt, und das Letzte, weil alles Denkbare zur Einheit zurückgeführt werden muß. Aber wir erblicken die Herrſchaft der Einheit auch im Reiche des Seins und der Wirklichkeit. Alles was da iſt und beſteht, wird von der Einheit zuſammengehalten. Was aus der Einheit fällt, hört auf zu ſein, d. h. zu leben; woraus folgt daß die Einheit der Grund des Seins und

Lebens selbst ist. Wenn die Einheit den menschlichen Leib verläßt, so ist auch das Leben von ihm gewichen: er zerfällt, er ist gestorben. Aber alles Zerfallene wird sogleich wieder in die Einheit aufgenommen: denn nicht das Nichts ist der Grund und Boden in den es versinkt, nicht das Nichts ist der Träger der Dinge, indem es ja nicht ist. Nur das Sein trägt Alles, und nur dem Scheine nach kann ein Gewesenes dem Sein entschwinden. Es wird wieder, und unaufhörlich geht aus dem Sein neues Werden hervor, welches die Einheit, d. h. das Sein in sich trägt. Sein und Einheit ist also Dasselbe. Auch der menschliche Leib ist nur als solcher, nicht aber überhaupt vernichtet, wenn er gestorben ist: er geht blos in ein neues Werden über, wenn auch nicht in das des menschlichen Leibes. Verwesung ist Uebergang zu neuem Leben. „Aber" — kann man sagen — „was gehört dieß Alles hieher? Es ist nur von der Einheit des menschlichen Gemüths, und von der Herrlichkeit des inneren Lebens die Rede, welches aus ihr hervorgeht! Und überhaupt ist ja der hier aufgestellte Begriff der Einheit nur etwas abstractes, ohne Realität, oder doch nur mit einer blos gedachten, wo nicht gar nur erträumten Realität; und kurz und gut, der Verfasser ist hier in das Gebiet der Mystik gerathen, in deren Reviere, wie man sehr wohl weiß, er sich nur gar zu gern ergeht. Den Beweis hievon giebt eben seine überschwängliche Vorstellung von der Einheit, die zwar ihren Werth und ihre Geltung hat, wo es sich von Zahlen handelt, jedoch über die Arithmetik hinaus alle objective Bedeutung verliert, wenn sie nicht durch mystische Grübeleien eine Schein-Realität erhält". Dieser Vorwurf ist hart, denn er giebt uns Täuschung, Irrthum und Verblendung auf den Kopf Schuld, wo nicht gar die Neigung Chimären in das Gebiet der Wahrheit einzuschwärzen. Um diesen Vorwurf abzuweisen fragt der Verfasser nur, ob das Gebiet der Wahrheit, so weit der Mensch in dasselbe eindringen darf, ohne Ideen, d. h. Urgedanken, betreten werden kann. Nur sinnlich-rohe Menschen wollen nichts von Ideen wissen; dem geistig-Strebenden sind sie ein unabweisbares Bedürfniß. Ideen aber sind, eben weil Urgedanken, keine Abstractionen, sondern ursprüngliche und wesentliche Aeusserungen des Geistes. Der Geist offenbart sich nur durch Ideen: denn woran wollte er sonst als Geist erkennbar werden?

Es fragt sich nur, ob der Begriff der Einheit eine solche Idee ist. Und da findet sich denn, wenn wir unser Bewußtsein zu Rathe ziehen, daß er nicht nur eine solche, sondern, bemerkter Maßen, sogar die höchste Idee ist: denn wir können weder unser Ich, noch die Gottheit selbst, ohne den Begriff der Einheit denken. Hieraus folgt aber nicht daß die Einheit selbst nur ein Gedanke sei. Im Gegentheil, sie ist mehr als Gedanke; dieser bezieht sich nur auf sie, als auf etwas Wesentliches, ohne welches der Gedanke selbst nicht möglich wäre. Worinne besteht nun dieses Wesentliche? in nichts anderem als im Grundwesen (Sein) selbst, welches eben nur Einheit ist: Gott. Jede Idee ist ein unbeschränkter, absoluter Gedanke; und wiefern der Idee ein Gegenständliches entspricht, muß dieses ebenfalls ein Unbeschränktes, Absolutes sein. Und so ist uns mit der Idee der Einheit der Gedanke der Gottheit mit Nothwendigkeit gegeben; und wenn wir uns selbst in Einheit zu denken ebenfalls genöthiget sind, so ist dieß ein Beweis, nicht daß auch wir Gott sind, — denn wir sind nicht die Einheit, — sondern daß wir eben in der Einheit, in Gott, leben weben und sind, wenn wir es auch nicht erkennen oder anerkennen. Die Einheit in welcher wir leben, ist die des Bewußtseins; und Gott muß daher als das unbeschränkte, absolute Bewußtsein selbst gedacht werden. Eine besondere Beachtung verdient hiebei die Nöthigung die (unbeschränkte, absolute) Idee der Einheit auf eine gegenständliche (unbeschränkte, absolute) Einheit zu beziehen. Wir finden diese Nöthigung in unserm Bewußtsein, und können uns nicht davon losmachen. Unserer Einrichtung zu Folge spricht aber alle innere Nöthigung den Charakter der Wahrheit aus*). Und so ist durch diese Nöthigung selbst die Wahrheit der Idee verbürgt. Die Idee der Einheit aber in dem angegebenen Sinne wäre nichts, wenn wir sie nicht besagter Maßen als etwas Seiendes und Wirkendes anerkennten. Sie ist das All-Seiende, und das All-Wirkende. Und dieß ist Gott, wie er nothwendig gedacht werden muß. Und mit diesem Gedanken verbindet sich auch nothwendig der des Schöpfers: denn nur der All-Seiende und All-Wirkende kann schaffen, und die

*) S. des Verf. Werk: Ueber die Wahrheit. Lpz. 1824. (S. 60—67.)

Schöpfung ist ganz eigentlich sein Wirken und sein Werk. Bedenken wir nun daß das Schaffen das Gegentheil des Zerstörens ist, und daß nur der Haß zerstört, so folgt daß alles Schaffen nur in der Liebe seinen Grund haben kann, und daß Gott, als der All=Wirkende, auch die All=Liebe, oder die Liebe selbst, ist: denn wie sein Wesen ein Schaffen ist, so muß auch sein Wesen Liebe sein. Und nun können wir wieder zu unserm Begriffe der Einheit zurückkehren, und bei seinem Lichte unser Gemüth, wiefern ihm die Einheit einwohnt, in seiner innersten Tiefe erkennen. Wir wissen nun, vom Gesichtspunkte der Idee aus, daß Einheit, Leben und Liebe Eins, und daß dieses Eine Gott ist. Es folgt hieraus, daß ein Gemüth, in welchem die Einheit wohnt, auch die Wohnung Gottes ist, folglich den Himmel und die Seligkeit in sich trägt. Hier tritt uns zugleich in voller Klarheit und mit der Kraft der Wahrheit der früher schon erwähnte Ausspruch des Heiligen Gottes entgegen, der da spricht: „Und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ Wir dürfen nicht glauben daß dieß blos ein bildlicher Ausdruck sei um den Zustand eines reinen Herzens zu bezeichnen: er bezeichnet ein wirkliches Verhältniß. Wie könnte auch ein Herz in der Einheit (in Gott) leben, in welchem Gott nicht wieder lebte? Nein, ein Herz, in welchem die Einheit ist, hat in dieser Einheit Gott selbst, es erfährt die Gewißheit daß ein Gott ist und lebt, unmittelbar in sich selbst durch Gott selbst, durch seinen Geist, den Geist der Liebe, der sich in ihm offenbart, und der ganz eigentlich in ihm wohnt. Daher der göttliche Friede, die göttliche Freude eines solchen Herzens. Es ist wahrhaft ein lebendiger Tempel Gottes, in den der Heilige selbst eingezogen ist. Es findet hier keine mystische Vereinigung statt, sondern das klare, lebendige Gewahrwerden der göttlichen Gegenwart, keine herbeigezwungene Einbildung, kein dunkler Gefühlswahn, sondern das einfache, helle Gottes=Bewußtsein selbst, welches sein eigenes Pfand der Wahrheit und Wirklichkeit des göttlichen Wesens ist. Es giebt keine größere Bestätigung der heiligen Offenbarungen des Evangeliums als dieses Selbst=Erleben des Herzens daß ein Gott ist, und daß er die Liebe ist, und diese Herzens=Gewißheit vom ewigen Leben. Und hieran erkennen wir daß das Gemüthsleben sich in seiner wahren Lebens=Mitte befindet, oder daß es richtig gestellt und beschaffen ist.

Woraus dann folgt daß es auch mit dem Denk= und That=Leben in richtiger Beziehung stehe. Wie diese beschaffen, ist jetzt ferner zu betrachten.

Daß das richtige Gemüths=Leben mit dem richtigen Denk= und That=Leben in Harmonie stehe und stehen müsse, ergiebt sich schon daraus daß jeder dieser Lebenskreise von Einem und Demselben Princip erregt und bewegt wird, nämlich von der Vernunft, oder bestimmter vom Geiste der die Vernunft durchdringt und erfüllt. Derselbe Geist, der das Denkleben als Geist der Wahrheit leitet, ist auch der Führer des Thatlebens als Geist des Guten oder Rechten, und beherrscht das Gemüth als Geist der Liebe. Und so innig ist die Verbindung unserer Gefühle und Triebe, Gedanken und Handlungen zu Einem Ganzen, zu Einer Harmonie, durch diesen Geist der Wahrheit, Güte, und Liebe, den die Schrift mit Einem Worte den heiligen Geist nennt, daß, wenn dieser Geist aus Einem Gebiete des Seelenlebens entwiche, er auf der Stelle auch die übrigen Gebiete desselben verlassen würde, so daß das Seelenleben einem Leichnam gliche, aus dem die Seele entflohen ist, d. h. daß es, nachdem das Band zerrissen, wodurch es in sich selbst zusammengehalten wurde, auch in seine einzelnen Theile, wie in Bruchstücke, zerfallen würde. Es würde ein geistiger Tod erfolgen. Doch in dem Moment wo diese Entgeistung Statt fände, würde ein neues Lebensprincip erwachen, oder vielmehr, das frühere Lebensprincip der Seele, nur durch den Geist zurückgedrängt und unwirksam gemacht, würde von neuem auftauchen, und seine alte Stelle wieder einnehmen. Es ist dieses Princip kein anderes als das menschliche Selbst, welches die Schrift das Fleisch nennt, und welches immerfort gegen den Geist ankämpft, und demnach auch jetzt als die Gewalt anzusehen wäre, durch deren Sieg der Geist seiner Herrschaft über das Seelenleben verlor. Dieses würde bei allen Denen geschehen, welche, wie der Apostel sagt, „am Glauben Schiffbruch erleiden", und aus dem Reiche des Lichts wieder in das der Schwere hinabfallen, in welchem sich alle Diejenigen befinden, die von jeher nur ihrem Selbst lebten, und sich nie von demselben loszureißen vermochten. Diese befinden sich auf ihre Weise wohl; jene Abgefallenen aber können zu ihrer Qual nicht vergessen daß es einen Himmel giebt, auf den sie selbst Verzicht geleistet, aus dem sie sich

selbst verstoßen haben. Doch von Diesen, und ihrem geistverlassenen Seelenleben kann jetzt nicht weiter die Rede sein. Es mußte ihrer nur gedacht werden um die Herrlichkeit des geistigen Lebens, von dem auch das Gemüth durchdrungen ist, desto mehr hervorzuheben. Wer sich das große Wort „Wachet!" gesagt sein läßt, wird nicht aus dem geistigen, und folglich auch nicht aus dem richtigen Gemüthsleben fallen. Die Harmonie desselben mit dem Denk- und That-Leben ist nun noch etwas genauer zu betrachten. Zunächst ist zu bemerken daß, wenn früher d. h. vor Eintritt dieser Harmonie, das Gemüths-leben sich vordrängte, und das Herz durch seine Neigungen und Triebe, oder wohl gar durch seine Leidenschaften, das Denk- und That-Leben bestimmte und leitete, dieses in dem neugebildeten Ver-hältnisse nicht mehr der Fall ist. Der Geist ist jetzt, besagter Maßen, das leitende Princip für alle Gefühle und Triebe, Gedanken und Handlungen. Nur in so fern kommt das Gemüthsleben hier zuerst in Betracht, und es muß von ihm ausgegangen werden, weil es eben, hinsichtlich seiner inneren Beziehungen, der Gegenstand unserer Be-trachtung ist. Das Gemüthsleben steht also zunächst unter der Leitung des Geistes, der in demselben als Geist der Liebe waltet. Es ist also aus dem Gemüthsleben nicht blos aller Haß, sondern überhaupt alles selbstische Begehren ausgeschlossen. Hiemit ist also im Gemüth alles Leiden aufgehoben. Wenn wir erwägen daß jedes Gemüthsleiden nicht blos unmittelbar unser Gemüth selbst, sondern auch mittelbar unsere Denk- und That-Kraft beschränkt, so sehen wir daß wir uns bei solchem Zustande in der Lage eines eingekerkerten Menschen befinden, dem, nach welcher Seite er auch sich wendet, überall die Mauern seines Kerkers hemmend entgegentreten. Nicht blos daß ihm der Anblick der weiten Welt und der Genuß der freien Luft versagt ist, sondern es sind auch alle Geschäfte seines Lebens unterbrochen und ins Stocken gerathen, es ist jetzt an kein Vorwärts-kommen zu denken, im Gegentheil bringt ihn dieser Stillstand seiner Thätigkeit auf alle Weise zurück. Wie ganz anders ist es in einem leidenfreien Gemüth! Erstlich wohnt in ihm nur Friede und Freude; und Jedermann weiß daß die Freude den ganzen Menschen belebt und eine ermuthigende und erregende Kraft in sein physisches und geistiges Leben ergießt. Zweitens, wie ein solches Gemüth selbst fesselos ist,

und des seligen Zustandes der Freiheit im vollen Maße genießt, so verbreitet es auch diese freie Stimmung in die übrigen Gebiete des Seelenlebens, und fördert ebenso die Klarheit des Denklebens als die Energie des Thatlebens: denn beide können ja gedeihlich nur wirken wenn sie im freien Zustande sind. Allein wir dürfen nicht vergessen daß das leidenfreie Gemüth auch von dem Geiste der Liebe durchdrungen ist. Und dieser Geist, als solcher, hat zugleich den wesentlichsten Einfluß auf das Denken und Thun des Menschen. Zuförderst, was das Denken betrifft, sowohl wiefern es ein Erkennen, als wiefern es ein Schaffen und Bilden ist, so erhält es durch die Liebe, die im Gemüthe wohnt, so zu sagen, eine eigene Farbe, oder einen besonderen Reiz und Zauber, ja, ein eigenthümliches Leben. Nämlich die Erkenntniß, die man Wissenschaft nennt, hat etwas Starres und Todtes; ja, das Leben selbst, als Gegenstand der Erkenntniß, verliert unter der zergliedernden Hand der Wissenschaft seinen Charakter. Ein Beispiel ist die Psychologie, als in welcher die lebendige Seele eben so zergliedert wird wie der starre Leichnam auf dem anatomischen Theater; und man macht sich sogar einen Ruhm daraus sie bis in ihre feinsten Fäserchen aufzulösen. Ja, hat man nicht neuerlich angefangen das Grundwesen der Seele als eine mathematische Größe zu betrachten, und seine Thätigkeit mathematischen Berechnungen zu unterwerfen? Auch die Natur muß sich eine Entselung ähnlicher Art gefallen lassen; sie wird in eine Masse blinder Kräfte aufgelöst, und das Welt-All mit seinem ganzen Inhalte zur Materie gemacht, die nach Gesetzen polarischer Anziehung und Abstoßung Alles, auch das Leben selbst, erscheinen läßt, und in ihrem Wirken zuletzt ebenfalls der Suprematie des mathematischen Calculs unterworfen ist. Und hat nicht endlich die Philosophie das Wesen der Gottheit selbst bald zu einem todten Begriffe zusammengeschmolzen, bald zu einem völligen Nichts gemacht, indem sie in allem Sein, selbst im persönlichen, nur eine Beschränkung anerkennt? In allen diesen Beziehungen rühmt sich die Wissenschaft einer Erkenntniß, die sie für die Wahrheit selbst ausgiebt. Aber ihr fehlt der Geist der Wahrheit: denn ihr fehlt der Geist der Liebe, die sie auf das strengste aus ihren Grenzen verbannt. Wie ganz anders jedoch gestaltet sich die Erkenntniß wenn sie von diesem Geiste, der vom Gemüthe ausgeht, durch-

drungen und belebt wird! Die Liebe trennt nicht, sondern sie einiget, und führt den denkenden Geist zu einer höchsten Einheit, die selbst wiederum nur Liebe ist, höchstes gebendes, schaffendes, beseligendes Leben. So ist die Gottes=Erkenntniß beschaffen, welche vom Geiste der Liebe getragen wird. Diese Erkenntniß aber wirft auch ein hel=les Licht über die Natur, die nun, dem Schöpfer gegenüber, nicht mehr als todtes Automat, oder als eine sich selbst erzeugende und in ewigem Wechsel schaffende und zerstörende blinde Macht, sondern als Schöpfung hervortritt, als Offenbarung des Schöpfergeistes, nicht etwa als sein leibliches Abbild, so daß, nach Schelling, die Natur der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur wäre, sondern als sein Werk, als der Zeuge seiner Macht, Weisheit und Güte, durchaus abhängig vom Schöpfer, aber dennoch zugleich durchaus gesondert von seinem Wesen, aber durchdrungen von seiner Liebe. Und so wirft denn auch endlich diese Gotteserkenntniß ein helles Licht auf den Menschen und seine Geschichte. Obschon wir uns selbst die nächsten sind, und unser eigenes Wesen, und die herrlichen in uns niedergelegten Fähigkeiten und Kräfte mittels unseres eigenen Be=wußtseins bei weitem deutlicher und sicherer erkennen können als alle Wesenheiten, Kräfte, und Gesetze der Natur: so bleiben wir doch ent=weder in gänzlicher Unwissenheit, oder doch in Zweifel und Schwan=ken über unsere Bestimmung, wenn wir nicht auch in dieses Dunkel das Licht der Erkenntniß leuchten lassen, welche uns lehrt daß Gott die Liebe ist. Wie sich Gott, als solche, in der sichtbaren Schöpfung offenbart hat, die den Raum erfüllt, so haben wir auch das klarste und gewisseste Zeichen seiner Offenbarung in der Geschichte, welche das Element des Menschenlebens in der Zeit ist, und welche, ohne die Offenbarung der göttlichen Liebe, nicht blos ein unauflösliches Räth=sel, sondern sogar ein nicht auszugleichender Widerspruch sein würde. Die Geschichte lehrt uns daß sich Gott ein Volk, das Volk des Glau=bens, erzog, in welches er, wie in ein wohlverwahrtes Gefäß, in im=mer steigender Summe den Schatz seiner Liebe niederlegte, bis die Fülle desselben in das ganze Menschengeschlecht überströmte, so daß nun und immerdar jeder Mensch Leben und Seligkeit aus ihr schöpfen kann. Fortan hat der Tod und das Dunkel des Grabes keine Ge=walt mehr über uns, und der Besieger des Todes und des Grabes

hat uns die Pforte des unvergänglichen Lebens eröffnet. Wir sind dieses Lebens in der Liebe gewiß, die allein unsere Erkenntnißkraft zur Erkenntniß der göttlichen Liebe erhebt. Auf gleiche Weise aber, wie auf unser gesammtes Erkennen, wirkt die Liebe des Gemüths auf die zweite Richtung unseres Denkens, nämlich auf unser Bilden und Schaffen. Man hat von jeher den Dichtern, und überhaupt den Künstlern aller Art ein einfaltig-kindliches, d. h. ein reines Gemüth zugeschrieben; und noch bis auf diesen Tag verlangt man von den echten Jüngern der Kunst einen frommen Sinn. Was ist aber ein reines Gemüth und ein frommer Sinn ohne die Liebe? Ja, eigentlich hat man wohl mit jener Forderung nur die der Liebe ausdrücken wollen, weil die Liebe, von der wir reden, eben das Zeichen eines reinen Gemüths und frommen Sinnes ist. Was wäre auch ein Künstler ohne Liebe? was ein Frühling ohne Wärme, ohne Blumen, ohne Blüthen: denn das Schaffen des Künstlers ist Eins mit seiner Liebe. Daher wir auch ein falsches Kunstwerk sogleich daran erkennen, daß es uns kalt läßt, weil es keine Liebe und kein Leben in sich hat: denn Liebe und Leben sind Eines. Der Beruf aller Kunst ist die Schönheit darzustellen. Die Schönheit aber ist kein Schein, keine Erdichtung, keine Lüge: sie ist die Wahrheit selbst, folglich das Göttliche, aber im Bilde. Darum aber, weil die Schönheit kein Schein ist, ist sie nichts weniger als gemeine Wirklichkeit, sondern wiefern das Wirkliche durch die Kunst dargestellt wird, geschieht es blos in ideeller Verklärung desselben, d. h. in der Auflösung aller Dissonanzen zu reiner Harmonie, oder in der Ausgleichung des sich Widerstreitenden zur Einheit: denn Schönheit ohne Einheit ist undenkbar, und in der Einheit spricht sich eben die Wahrheit aus. Eben so aber wie die Kunst in ihren Darstellungen das Getrennte und sich Bekämpfende zur Einheit zurückführt, kann sie auch von der Einheit (der Idee) ausgehen, und wie sie das Reelle idealisirt, das Ideelle realisiren. In jedem Falle stellt die Kunst das Göttliche dar. Ob ein Raphael die jungfräuliche Reinheit zur weiblichen Gestalt verkörpere, oder die weibliche Gestalt zur jungfräulichen Reinheit vergeiste, ist für die Wirkung, die sein Kunstwerk auf den Beschauer hervorbringt, dasselbe: er wird in jedem Falle durch den Anblick der Schönheit entzückt. Es ist die Heiligkeit, die wir mit Augen erblicken, folglich die Göttlichkeit.

Diese aber läßt sich nicht ohne Liebe denken; und so ist nothwendig vorauszusetzen daß diese in der Brust des Künstlers leben muß, weil sie sonst nicht aus seinem Kunstwerke herausstrahlen könnte. Der menschliche Schöpfergeist ist in so fern ein wahres Abbild des göttlichen. Wäre Gott nicht die Liebe, so könnte er sich auch nicht als Liebe offenbaren. Und so ist überall die Grundbedingung des künstlerischen Schaffens die Liebe des reinen Gemüths. Diese Liebe erblickt überall nur Einheit, nur Harmonie, und daher überall nur Schönheit. Wie aber die Liebe unsterblich ist, so ist es auch die echte Kunst in ihren Leistungen; und darum leben die Werke der alten Dichter, eines Homer, eines Sophokles u. A., so wie die der alten Bildner, von denen wir noch Denkmale übrig haben, immer noch in jugendlicher Frische, weil ihnen der göttliche Geist der Liebe eingehaucht ist, welcher dem einfachen, kindlichen, von Einheit durchdrungenen Gemüthe der Urheber jener Schöpfungen nothwendig einwohnen mußte. Der echte Künstler ist ein reiner Mensch.

Es wurde aber oben auch behauptet daß der Geist der Liebe den bedeutendsten Einfluß auf das Thun des Menschen habe. Hier, wo nur von den inneren Beziehungen des richtigen Gemüthslebens gehandelt wird, kann freilich vom äußeren praktischen, oder vom Thatleben nicht die Rede sein. Allein alles unser Thun hängt von unserer Gesinnung ab; und diese ist etwas rein innerliches, gehört also allerdings hieher. Nun ist die Liebe selbst, in dem Sinne, wie sie hier genommen wird, im Menschen zur Gesinnung geworden, das heißt, sie hat eine Richtung zum Thun angenommen. Es ergiebt sich daher von selbst daß diese Gesinnung ganz und gar das Gepräge der Liebe an sich tragen muß. Es ist dieses nur näher zu bezeichnen. Und wo finden wir diese Bezeichnung wohl deutlicher, lebendiger, anschaulicher, eindringlicher als in der heiligen Schrift? Die mehrmals erwähnte Schilderung des Apostel Paulus von der Liebe — überhaupt ein Meisterstück von Charakterisirung der Göttlichkeit im Gemüth — spricht diesen Gemüthszustand ganz eigentlich als Gesinnung aus, die sich bei jeder Gelegenheit in entsprechenden Handlungen äußern wird. „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das ihre, sie lässet

sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles." Was Wunder, wenn nun Demuth, Sanftmuth, Geduld und Nachsicht, Bescheidenheit, Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Hülfreichheit als besondere Charakterzüge dieser Liebe in der Gesinnung ausgedrückt werden. Sehr wahr sagt daher derselbe Apostel, daß die Liebe das Band der Vollkommenheit ist. Es ist also keinem Zweifel unterworfen daß alle unsere Handlungen die Farbe der Liebe an sich tragen, oder vielmehr vom Geiste der Liebe durchdrungen sein werden, wenn dieser Geist in unserem Herzen wohnt, und unsere Gesinnung durch unser Herz bestimmt wird; wie denn jeder Mensch so gesinnt ist, wie es die Beschaffenheit seines Herzens mit sich bringt.

Allein es ist nun auch noch übrig von dem Einflusse des richtigen Denk- und That-Lebens auf das Gemüths-Leben zu sprechen. Es ist zwar nicht denkbar daß das Gemüths-Leben ein falsches sein kann, wenn das Denk- und That-Leben ein richtiges ist: denn wir haben ja eben den Einfluß des richtigen Gemüthslebens auf diese beiden andern Zweige des Seelenlebens in Betracht gezogen, und überhaupt den Grundsatz aufgestellt, daß wo in Einem Gebiet des Seelenlebens sich das Verderben eingeschlichen habe, auch die übrigen von demselben Verderben angesteckt werden müssen. Wir wollen aber einmal den Fall annehmen daß das Gemüthsleben noch an großen Gebrechen leide, z. B. daß es, wiewohl das Samenkorn des Guten bereits in ihm aufgegangen, dennoch das Unkraut noch nicht ausgerottet, und das Herz immer noch zu Zorn, Haß, und Rache aufgelegt sei. Dann wird offenbar das richtige, folglich von der Vernunft geleitete, Denkleben, bei der Besonnenheit, die es im Inneren des Menschen erweckt und erhält, klar und in scharfen Umrissen das Bild eines an dieser selbstischen Krankheit leidenden Herzens aufstellen, und alle Folgen dieser Krankheit im Bewußtsein wie in einem Spiegel darstellen, so daß das Herz, sowohl über seine Mißgestalt, als über das ihm bevorstehende Schicksal erschreckt, sich von seiner bisherigen Richtung abwendet, und den Willen aufruft den Kampf mit dem verderblichen Feinde zu bestehen. Doch, wie gesagt, es soll hier nicht eine mögliche Schwäche des Herzens, sondern nur die wirkliche

Macht des richtigen Denklebens vor Augen gestellt werden. Aber die letztere macht sich auch in ganz anderer Hinsicht in Beziehung auf das Gemüth geltend. Nämlich sei es die Erkenntniß der Wahrheit in allen ihren Richtungen, und mit aller ihrer Ausbeute, oder sei es die Erzeugung und Darstellung der Schönheit in allen Gebieten der Kunst; in beiden Fällen strömt dem Gemüthe eine Fülle von Freude zu, deren Genuß eine der ursprünglichsten Begehrungen des nach reiner Freude dürstenden reinen Herzens ist. Denn das Bedürfniß und die Sehnsucht nach Wahrheit ist dem Herzen eben so eingeboren als der Trieb sich an den Anschauungen der Schönheit zu erlaben. Hiezu kommt daß beide, Erkenntniß der Wahrheit und Anschauung der Schönheit das Gemüth in den wünschenswerthesten Zustand versetzen, in welchem reine Seligkeit in dasselbe eingeht, nämlich in den göttlich-vollkommenen Zustand der Freiheit: denn Wahrheit und Schönheit machen das Gemüth frei, weil die Freiheit selbst ihr Element ist, indem ja in beiden die Einheit lebt, die von aller Fessel unantastbar ist.

Zuletzt bleibt nun von den inneren Beziehungen des richtigen Gemüthslebens nur noch Eine zu betrachten übrig, nämlich die Beziehung des richtigen Thatlebens auf das Gemüth. Wiewohl das Thatleben nur als äußeres Leben erscheint, so ist doch seine Beziehung auf das Gemüth ein rein innerliches Verhältniß. Das Gemüth ist, so zu sagen, das Echo des Thatlebens. Jede, die gute wie die böse That, hallt im Inneren des Herzens wieder. Es giebt keinen größeren Schmerz des Gemüths, als den das Bewußtsein einer bösen That erzeugt; und wiederum giebt es für das Gemüth kein größeres Entzücken, als das einer gelungenen guten That. Es giebt aber keine gute That als die der Liebe, die ja selbst aus dem Herzen stammt, und im Herzen wohnt. Weshalb man recht füglich das alte Wort gelten lassen kann: jede gute That belohnt sich selbst. Nun ist aber die That der Liebe von doppelter Art: die der gebenden und die der vergebenden Liebe; und es fragt sich welche von beiden das Gemüth mehr zu beseligen vermöge. Und da spricht sich denn, wenn wir das Bewußtsein und die Erfahrung fragen, die Entscheidung dahin aus, daß uns nichts der Gottheit näher bringt, und folglich das Gemüth mit höherer Seligkeit erfüllt, als die That der vergebenden Liebe,

weil sie der höchste Grad der Selbstüberwindung ist. Sei dem aber wie ihm wolle, so viel ist gewiß daß unser Thatleben unser Himmel oder unsere Hölle ist: denn „das Leben des Menschen ist seine That.“ Es ist aber hier blos vom richtigen Thatleben und seiner Beziehung auf das Gemüth die Rede. Und da bleibt es denn dabei, laut der Erfahrung eines Jeden, der je die Frucht einer guten That im Gemüthe empfand, daß die Seligkeit einer solchen weit über jene Freude geht die wir aus einer neuen Erkenntniß, und wär sie die höchste, schöpfen, eben so über jede Freude, die uns die Anschauung oder selbst die Schöpfung eines reinen Kunstwerks gewährt, endlich sogar über den stillen Frieden eines reinen Gemüths, dem das Gewissen sein bestes Zeugniß giebt. Wiewohl Niemand gern irgend eine dieser Freuden missen möchte, die sich auch sehr wohl im Gemüthe mit und neben einander vertragen, und gleichsam den Himmel, nur auf verschiedene Weise, abspiegeln.

Fünftes Kapitel.

Das richtige Gemüthsleben in seinen Beziehungen auf Gott und Welt.

Um sich schon im voraus, und vor näherer Betrachtung, zu vergegenwärtigen wie das richtige Gemüthsleben gleichsam der Repräsentant des freien Gesammtzustandes ist, über welchen hinaus es nichts wünschenswerthes weiter für den Menschen giebt, indem er alle Bedingungen eines seligen Lebens enthält, darf man nur einen Blick auf das falsche Gemüthsleben zurückwerfen, wie es entweder von der Welt magnetisch angezogen und von ihr festgehalten wird, oder wie es sich in einem beständigen Schwanken zwischen entgegengesetzten Richtungen befindet, indem es zu Gott gezogen wird, und doch von der Welt nicht lassen kann. Im ersten Falle ist die Stimmung und der Zustand des Gemüthslebens gänzlich von dem Einflusse abhängig, den die Beschaffenheit und der Wechsel der äußeren Verhältnisse auf den Menschen ausüben, eben weil er nicht sich selbst angehört, sondern der Welt, und weil die äußeren Umstände selten, und noch seltener auf die Dauer, in eine solche Vereinigung treten daß aus ihrer Harmonie ein den Wünschen und Bestrebungen des Menschen angemessener behaglicher innerer Zustand hervorgeht. Damit sich ein Mensch, welcher der Welt angehört, so wohl befinde

als er es seiner Stellung nach vermag, darf es ihm nicht an einer gewissen Wohlhabenheit fehlen um sich die mancherlei Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen, welche zum ungetrübten Weltgenusse erforderlich sind; er darf nicht in einer abhängigen Lage, und namentlich von den Fesseln eines strengen Geschäftslebens gebunden sein, welches ihm wenig Zeit zu Erholungen und zu Vergnügungen übrig läßt; er muß in angenehmen geselligen Verbindungen leben, eine freundliche Gegend muß ihn umgeben; an dem Orte seines Aufenthalts muß es Gelegenheit zu ästhetischen Genüssen aller Art geben, wie Theater, Concerte, Kunstsammlungen, u. s. w.; vor Allem aber muß ihn eine dauerhafte Gesundheit für seinen Weltgenuß zu Gebote stehen. Bei vielen der Welt- und Lebens-lustigsten Menschen fehlt von allem diesem bald das Eine, bald das Andere, bald Alles. Viele leben in einer bedrängten, wo nicht gar zerrütteten, ökonomischen Lage, oder sie sind die Sklaven ihrer Geschäftsverhältnisse, oder sie leben mit den Ihrigen und Andern in Unfrieden und in fortwährender feindlicher Spannung; oder sie leben in einer rauhen, öden Gegend, welche nur Trübsinn rege macht und unterhält; oder es giebt an ihrem Aufenthaltsorte keine Gelegenheit ästhetische Bedürfnisse zu befriedigen; oder endlich sie haben mit mancherlei schmerzlichen Störungen der Gesundheit zu kämpfen. Hiezu kommen noch die eigentlichen Widerwärtigkeiten des Lebens und Unglücksfälle aller Art, als: Verlust von Vermögen, Verlust von Gattin, oder Kindern, oder andern geliebten Personen, Verlust an Ehre und Ruf, das Scheitern von Lieblings-Plänen und Projecten, Neid und Anfeindung Anderer, u. d. gl. Alles dieses, wie es bald einzeln, bald in Vereinigung, in das Wechsel-volle Menschenleben hereinbricht, vergällt den Welt- und Lebens-Genuß auf das bitterste, drückt und verstimmt das Gemüth, und erzeugt die höchste Unzufriedenheit und nicht selten Lebensüberdruß. Dieß ist das Loos der bloßen Welt-Menschen nur gar zu oft. Werfen wir nun aber auch einen Blick auf den Gemüthszustand Derjenigen, die zwischen Gott und der Welt schwanken, so finden wir daß derselbe noch bei weitem unangenehmer ist als der der Ersteren. Denn diese finden doch unter günstigen Umständen wenigstens theilweise Befriedigung ihrer Bedürfnisse, Wünsche und Bestrebungen; jene aber, die von entgegen-

wirkenden Mächten hin und her gezogen werden, können nie zu einer wirklichen Befriedigung gelangen. Wollen sie sich mit ihren Neigungen der Welt ganz hingeben, so verkümmert ihnen die Mahnung der Pflicht und des Gewissens den Genuß, und die Scheu vor Gott hält sie von dem süßen Streben nach Befriedigung ihrer Gelüste zurück. Wollen sie aber der göttlichen Weisung folgen, so fühlen sie sich nicht stark genug zur Selbst-Verläugnung, und die Schwäche ihres Herzens bebt vor dem strengen Gebote zurück. Dieser innere Widerstreit verscheucht den Frieden des Gemüths, und läßt das Leben nicht zur Ruhe kommen. Es gleicht dem Schiffe in stürmischer See, welches von den Wellen bald zu luftiger Höhe emporgerissen, bald in den Abgrund geschleudert wird. Und dergleichen zerrissene Gemüther, wie viele giebt es, und wird es noch geben, so lange noch die wahre Lebenskunst, die das Gemüth in Freiheit setzt, in ihrer Herrlichkeit verkannt, und ihre Erlernung nur als eine Lebenspein betrachtet wird. Die wirkliche Pein liegt aber auf der Seite des also Schwankenden. Wie ganz anders dagegen, und diesen falschen Richtungen des Gemüthslebens gegenüber, stellt sich uns das Bild des Menschen dar, in welchem dieser Kampf geschlichtet ist, weil sein Herz die freie Lebensmitte bewahrt, kraft welcher es in der Liebe lebt, und den Frieden Gottes in sich trägt. Hat es aber Frieden mit Gott, so hat es auch Frieden mit der Welt. Dieses schöne Verhältniß ist jetzt näher zu betrachten.

Zunächst fassen wir die Beziehung des richtigen Gemüthslebens zu Gott auf. Hier bemerken wir nun zuerst, daß die Scheidewand gefallen ist, die den Menschen von Gott trennt. Wer kennt sie nicht, diese Scheidewand? es ist die Sünde. Die Sünde ist die Uebertretung des göttlichen Gebots, gleichviel ob in allen Richtungen und Beziehungen, oder nur in einer einzigen. Denn hängt das Herz auch nur mit Einem Faden an der Welt, so wird es von der Welt festgehalten, es ist ihr dienstbar, es ist mit der Liebe zu ihr erfüllt, und nicht mit der Liebe zu Gott; ja, es fürchtet sich vor der Liebe zu Gott, weil es dieser die Weltliebe opfern müßte. Thörichtes Herz! es bedenkt nicht, daß wenn es Gott hat, es auch die Welt besitzt: denn die Welt gehört Gott. Gott aber nicht haben, heißt den Himmel nicht haben, sondern die Hölle. Sünde und Hölle sind immer beisammen: je mehr Sünde, desto mehr Hölle. Das Herz wird sie

nicht los, bis es den letzten Faden zerreißt der es an die Welt fesselt. Ist aber diese herzhafte That geschehen, dann ist das Herz frei, dann hat es Frieden, dann hat es Gott. Nochmals: nur die Sünde scheidet uns von Gott. Welches geringe Opfer ist die Sünde, wenn wir durch dieses Opfer Gott gewinnen können! Und diesen Gewinn bringt das richtige Gemüthsleben. Wie glücklich ist der Mensch der sein Angesicht frei zu Gott erheben kann, der die Augen nicht niederschlagen muß, wenn er an Gott denkt! Gott ist sein Freund, sein Vertrauter. Wer weiß nicht, was es schon in rein menschlichen Verhältnissen sagen will, mit einem Andern in freundschaftlichem, vertraulichem Verkehr zu stehen, besonders wenn dieser Verkehr durch Mißverständniß, Mißhelligkeit und daraus entstandene Spannung eine Zeit lang unterbrochen wurde, man sich wenig oder nicht sah, sich kalt begegnete, sich nicht mehr wie sonst gegenseitig förderte, nun aber, nach beseitigtem Mißverständnisse, nach aufgehobener Spannung, neue Annäherung, neue freundliche Mittheilung, neue herzliche Verbindung an die Stelle jener feindseligen Stimmung getreten ist. Wer das weiß, wer empfunden hat wie wohl es thut, gleichsam eine Last vom Herzen los zu sein, vorzüglich wenn man sich hiebei eines begangenen Unrechts bewußt war, wenn man sich nicht schuldfrei wußte, nun aber die Ueberzeugung hat alles Ungleiche sei gleich gemacht, alle Verletzung vergeben und vergessen: dem schlägt nun das Herz viel freier, neue Heiterkeit, neue Freude lebt in ihm auf; er geht nun an der Hand des Freundes mit frischem Muthe, mit frischer Lebenslust den kommenden Tagen und dem Geschick das sie bringen, entgegen; hat er doch einen Theilnehmer, einen Genossen in Freude und Leid. Und doch wie tief steht dieses angenehme, beglückende Verhältniß unter jenem, in welches der Mensch durch richtiges Gemüthsleben zu Gott tritt! Der Herr des Weltalls und der Zeiten ist es, den wir unsern Freund, unsern Vertrauten nennen, und wie jeden andern Freund mit dem vertraulichen Du anreden, in dessen Herz wir alle unsere Sorge, alle unsere Wünsche ausschütten dürfen. Aber, nein! keine Sorgen, keine Wünsche: denn wer Gott wirklich besitzt, hat deren keines mehr. Er lebt sorglos wie das Kind im Schoose der Mutter, und unbedenklich gewiß daß ihm alles zu Theil werde was er bedarf. Sein Herz ist, wie das Herz des Kindes, ein gläubiges Herz, und spricht mit dem

Psalmisten: „ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn Du hilfst mir daß ich sicher wohne". Dieß ist die Frucht der aufgehobenen Scheidewand. So lange sie noch vorhanden ist, gleicht sie der schwarzen Wolke, die uns das Angesicht der Sonne verdeckt. Aber nun ist die Wolke der Nacht vorübergezogen mit ihrem Sturm und Hagel; aber freundlichstrahlend, neubelebend blickt das Licht des Tages wieder auf uns, und fördert unser Tagewerk. Mit dieser Scheidewand fällt nun auch alles nieder und stürzt zusammen, was jemals sich von Irrthum, Täuschung, Wahn, und Vorurtheil über Gott und göttliche Dinge in uns aufgebaut hatte, uns das Leben trübte und verbitterte, und das Aufstreben zum Leben hemmte und lähmte. Das falsche Verhältniß, in welchem unsere ganze Seele, unser Gemüth, unser Verstand, unsere Thatkraft zu Gott stand, wird radical aufgehoben. Doch um den großen Gewinn zu begreifen, der uns hiedurch ebenfalls zu Theil wird, ist jenes falsche Verhältniß in seiner mannichfaltigen Beschaffenheit näher zu betrachten und auseinander zu setzen. Das Verhältniß des Menschen zu jedem Gegenstande seines Erkennens, Empfindens, Strebens, wird zunächst durch die Vorstellungen bestimmt die er von diesem Gegenstande hat, von der Art und Weise wie er über ihn denkt. Dieß gilt folglich auch von seinem Verhältnisse zu Gott; und es ist demnach die falsche Vorstellungs- und Denk-Weise, die dem Menschen in Beziehung auf Gott eigen sein kann, und die sehr mannichfaltig ist, zuförderst aufzustellen. Wir erwähnen nur im Vorübergehen die falsche Vorstellung von der Gottheit, die im ganzen Alterthume die herrschende war. Der Grundgedanke eines höchsten Wesens lebte zwar, wie wir wissen, in den alten Völkern, und sogar in ethischer Bedeutung, als Princip des Guten, wie z. B. bei den alten Parsen. Wir wissen aber auch wie dieser Grundgedanke durch die Vielgötterei in den Hintergrund gestellt, wo nicht gar gänzlich verdrängt wurde, so daß der reine Einfluß der Vorstellung von dem göttlichen Wesen auf die Gesinnung und die Sitten in dem Maße schwächer wurde, als jene Vorstellung aus der geistigen Höhe in die sinnliche Tiefe hinabsank. Die reine Vorstellung von Gott, als dem Schöpfer von Himmel und Erde, welche den Israeliten ward, wenn sie auf der einen Seite Vertrauen, Muth und Ergebung erweckte, wiefern sich Gott als der

Schutz und Hort seines Volks ankündigte, wurde auf der andern Seite eine Quelle von Furcht wegen seiner Strenge, und erweckte den Hang zum Abfalle in das Heidenthum, welches sich vor Göttern nicht zu fürchten brauchte die es selbst schuf. Erst als Christus in Gott den Vater offenbarte, hätte die Menschheit für immer Fülle und Gnüge der Gottes-Erkenntniß gehabt, wenn sich nicht, gleich zu Anfange der reinsten und erhabensten Gotteskunde, jüdisch-symbolische, und im Laufe der Jahrhunderte theils heidnisch-mythologische, theils mystisch-philosophische Vorstellungen zu der Lehre der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit gesellt, und den einfachen Lichtstrahl durch mannichfaltige Farbenbilder getrübt hätten. Nicht das reine Evangelium trägt von allem diesem die Schuld, sondern Mißverständniß, Mißdeutung, ja Mißbrauch der göttlichen Lehren, welche durch menschliche Kurzsichtigkeit, Klügelei, und Selbstsucht im Laufe der Zeiten den Herzensglauben in einen Kirchenglauben und die Kirche selbst in eine despotische Herrscherin verwandelte, welche die Völker mit bleiernem Scepter niederdrückte. Ein neuer Olymp wurde geschaffen, wo der Himmelskönigin und den canonisirten Heiligen Opfer gebracht wurden; wobei dann der lebendige Gott eben so in den Hintergrund treten mußte wie im Heidenthume. Die Reformatoren warfen diesen Unrath auf die Seite, und auf einige Zeit strahlte das Evangelium wieder in neuem Glanze hervor: das Herz hatte seinen Gott wieder gefunden. Aber die Freiheit macht den Menschen übermüthig, und der Glaube wandelte sich allmählich in Unglauben um, der die Quelle des Heils, das Evangelium, zu vergiften suchte. Die Verwandlung der Evangelien in Mythen ist der neueste, frechste Vergiftungsversuch. Fern ist also von solchen Frevlern der Gedanke daß sich Gott in Christo geoffenbart, und daß, wer den Sohn siehet, auch den Vater siehet. Fern ist ihnen der Gedanke daß Gott die Liebe ist und Christus das Licht das von dieser Liebe zeugt. Fern ist ihnen der Gedanke des Evangeliums, das Christus zu verkündigen gekommen war, und welches allen Völkern zu bringen er seine Jünger in alle Welt sandte. Welche Vorstellung haben sie nun von Gott? Mit welchem Herzen können sie zu ihm reden? Und reden sie auch zu ihm? Wie könnten sie! ihr Gott ist ein Gedanken-Wesen, ein Schattenbild, ein Gespenst, und kein leben-

diger Gott: denn dieser würde nicht herzlos sein, und würde sein Herz, seine Gesinnung, seine Liebe offenbaren, nicht durch Mythen, sondern durch Wahrheit, durch den heiligen Mund der Wahrheit selbst, als einen wahrhaftigen Gott. Gewiß! es giebt entweder keinen lebendigen, keinen wahrhaftigen Gott, oder diese Mythen sind Wahrheit und Leben, und der, auf den sie sich beziehen, die Wahrheit und das Leben selbst. Aber die Klugheit — nein, nicht die Klugheit: denn die wahre Klugheit ist Weisheit — sondern der Dünkel hat ihr Herz versteinert, daß sie nicht fühlen, und darum auch ihr Auge verblendet, daß sie nicht sehen „wie freundlich der Herr ist;" die Gottes-Erkenntniß ist ferne von ihnen, und mit der Gotteserkenntniß die Gottesliebe. Nur das richtige Gemüthsleben, das Leben in der Liebe, macht uns geschickt zur Erkenntniß Gottes und des Reiches welches nicht von dieser Welt ist, und das des Sohnes ist wie des Vaters. Diese Mythenschöpfer aber sind dazu nicht geschickt, so lange sie in ihrer Verblendung beharren. Aber auch da, wo nicht eine lebentödtende Wissenschaft, sondern der Glaube, aber nicht der Herzens-Glaube an das einfältig-erhabene Evangelium, sondern ein despotischer Kirchenglaube, die Vorstellung von Gott begründet hat, als von einem Wesen, welches seine Strafgerechtigkeit eben so wie seine verzeihende Gnade, ja seine Gewalt selbst, einem Menschen übertragen hat, der sich den Stellvertreter des Höchsten nennt; auch da kann die Vorstellung von Gott nur arge Früchte erzeugen: entweder knechtische Furcht und überhaupt Geistesknechtschaft, oder Heuchelei und Verstellung, oder eine freche Sündensicherheit, da ja für gutes Geld und andere Opfer die das Leben nicht kosten, Ablaß für alle Sünden zu erhalten ist. Es giebt aber auch zuletzt gute Leute die es redlich meinen, die das Leben in der heiligen Schrift suchen, aber diese mißverstehen. Sie wähnen, wenn von Selbstverläugnung, von Ertödtung des Fleisches die Rede ist, Gott verlange Verzichtleistung auf alle von ihm selbst geordnete Bedingungen des Lebens. Und so verzehren sie sich, und ertödten die Kräfte, ohne welche das geistige Leben nicht bestehen kann, immer in dem Wahne daß sie nur so in die innigste göttliche Gemeinschaft gelangen können. Von den Pharisäern nicht zu reden, die Gott für so selbstisch halten als sie selbst sind. Die Schrift nennt sie Kinder des Lügners von Anfang an.

Hiemit wäre also das falsche Verhältniß zu Gott ausgesprochen, in welches uns unsere falschen Vorstellungen von Gott bringen. Daß bei solchen Vorstellungsweisen wie die geschilderten, an ein inniges, ja nur an ein aufrichtiges und wahres Verhältniß unsers Gemüths zu Gott nicht zu denken sei, liegt am Tage, und ist auch schon bei jeder besonderen falschen Vorstellung von Gott in Betracht gezogen worden. Wenn nun auf solche Weise unser Gemüth unmöglich Gottes inne werden und von Gott erfüllt sein kann, so ist uns auch der Weg verschlossen durch unser der Liebe ermangelndes Gemüth eine richtigere Vorstellung von Gott zu erlangen. Verstand und Gemüth hemmen einander wechselsweise. Ja, wenn wir die Beschaffenheit unseres Gemüths in solchem Falle genauer betrachten, so ergiebt sich, daß unser Herz gar nicht geneigt sein kann mit Gott, so zu sagen, eine vertrautere Bekanntschaft anzuknüpfen, d. h. ihn näher kennen zu lernen, einen klarerern, einen gründlicheren Begriff von ihm zu erhalten. Wird nun der Verstand vom Gemüthe selbst aus nicht auf Gott gerichtet, so ist nichts natürlicher als daß er sich mit andern Gegenständen der Erkenntniß beschäftiget die dem Interesse des Gemüths näher liegen. Und so entsteht denn eben so natürlich Gottesvergessenheit, welche schon an sich ein elender Zustand für das Gemüth ist, aber auch zugleich Mittel und Weg überhaupt in elende Zustände aller Art zu gerathen. Denn das Gemüth hat keine Stütze an Gott; und so sucht es sich denn andere Stützen für sein Leben und für die Erfüllung dieses Lebens mit Freude und Genuß. Es verliert sich selbst im Strudel der Welt und des irdischen Treibens, findet aber keine andere Ausbeute als unbefriedigte Sehnsucht, oder vereitelte Erwartung, oder Schmerz und Reue. Und glücklich genug wenn ihm die letztere zeitig genug zu Theil wird: denn alsdann ist noch Bedenken und Ueberlegung und Rückkehr auf den verlassenen Weg der Zufriedenheit möglich. Gemeinhin aber äußert das Gemüth gleichsam eine ansteckende Kraft auf unsere Zwecke und Pläne, Bestrebungen und Unternehmungen, so daß wir immer tiefer in eine allgemeine Verwirrung des Lebens hineingerissen werden. Ist aber einmal unser Wille selbst und unser handelndes Leben vom Pfade des Rechten abgewichen, und hat die Gewohnheit allmählich ihre Gewalt über unser Thun und Lassen ausgeübt, so ist

nun fernerhin, wenn nicht außerordentliche Umstände eintreten, an eine Umkehrung unserer Verhältnisse, und an ein Wiederfinden des Schatzes der Zufriedenheit, den nur das Leben in Gott, und das Handeln nach Gottes Willen giebt, nicht mehr zu denken, und wir sind dem Elende gänzlich Preis gegeben.

Unserer Absicht gemäß sollte die Aufstellung des falschen Verhältnisses, in welchem unsere Seele mit ihrem Gesammtleben, ohne ein richtiges Gemüthsleben, zu Gott steht, dazu dienen, daß der große Gewinn, den das richtige Gemüthsleben uns in allen unsern Beziehungen zu Gott bringt, in desto helleres Licht gestellt würde. Wie sich nun, nach Aufhebung jenes falschen Verhältnisses, das Gemüthsleben in seiner Beziehung auf Gott gestaltet, ist jetzt näher zu bestimmen. Die nach Wahrheit strebende Seele, die in Gott die Wahrheit gefunden hat, im lebendigen und wahrhaftigen Gott, wie ihn Christus offenbart hat, sie naht sich nun Vertrauens=voll dem Allmächtigen, Allweisen, und Allgütigen, den sie Vater nennen darf. Dieses ihr kindliches Nahen mit voller Zuversicht daß sie aus der Quelle des Lebens das Leben schöpfen werde, ist der Glaube. Das ganze Gemüth ist Glaube geworden, feste Gottes=Gewißheit und Zuversicht auf Gott. Diesem Gemüthe kann die Welt nichts anhaben, so viele Drangsale und Widerwärtigkeiten auch auf die Seele einstürmen. Das Gemüth hat einen unerschütterlichen Haltpunkt, der es trägt in Noth und Leiden, in allem Wechsel des Lebens, bei allen getäuschten Hoffnungen und Erwartungen, bei der trübsten Aussicht in die Zukunft, bei der Annäherung des Todes selbst, dessen Nacht für das glaubenvolle Gemüth nichts graußendes hat. Denn nicht in finstere Nacht und in ödes Nichts versinkt die Seele, wenn sich ihr leibliches Auge für immer schließt, und ihr irdisches Herz aufhört zu schlagen: sondern vom zweifellosen Glauben in ihrem Inneren festgehalten trägt sie sein Fittig aus der vergänglichen Zeit in den Grund alles Bestehens. Sie sinkt in Gottes Schoos, und wird in ihm zu neuem Leben geboren. Aber auch noch ehe der Augenblick erscheint, der Leib und Seele scheidet, noch während sie mit ihrem Leibe und mit der Welt in inniger Wechselverbindung steht, während sie täglich durch den Leib zu fortgesetztem zeitlichen Leben angeregt wird, ist der Glaube die Kraft, die sie in diesem Leben stützt, durch dieses

Leben trägt, für dieses Leben mit Muth und Beharrlichkeit ausrüstet. Ja, der Glaube ist die Schwungkraft auch für das irdische Leben, zwar nicht in so fern, als ihm die Macht gegeben wäre die äußeren Umstände und Verhältnisse zu beherrschen, aber in so weit, als er eine Quelle zur Belebung der Thatkraft ist, die wir überall von Nöthen haben, wo es gilt entweder nach außen hin zu wirken, oder gegen äußere Hindernisse und Hemmungen anzukämpfen, sei es auch nur um von ihnen nicht niedergedrückt und muthlos gemacht zu werden. Im letzteren Falle ist der Glaube eine Schutzmauer, ein Bollwerk, hinter welchem wir vor allen äußeren Angriffen gesichert sind, und die Zeit abwarten können, wo es uns vergönnt ist wieder angriffsweise im freien Felde zu erscheinen. Denn allerdings giebt es Zeiten — und sie dauern oft lange — wo alle äußeren Verhältnisse sich feindselig uns gegenüber stellen. Hier rüstet uns der Glaube mit der Kraft der Geduld und der festen Beharrlichkeit, um nicht zu zagen und zu wanken, und zu weichen. Daher wir uns jenes „stehet fest im Glauben" zu solchen Zeiten nicht oft genug können gesagt sein lassen. Kurz, der Glaube bewährt sich, sei es im Handeln, sei es im Dulden, überall als eine mächtige Kraft. Wie sollte er auch nicht? Der Glaube ist die Gottes-Gewißheit, d. h. eine solche, durch welche wir wissen daß Gott mit uns ist, und daß er uns nicht verläßt, so lange wir nämlich auf seinen Wegen gehen. Denn wer Gottes Wege verläßt, dem schwindet auch der Glaube, und er hat nichts worauf er sich innerlich stütze. Ob wir auf Gottes Wegen sind, erkennen wir an der inneren Sicherheit und Zuversicht, nämlich am Glauben selbst. So lange wir diesen haben, sind wir auch heiter und fröhlich, und es heißt von uns mit Recht: „eure Freude soll nicht von euch genommen werden." So ist also der Glaube, wie er eine Quelle der Kraft und des Muths ist, auch eine Quelle der Freude, und dieß bei allem äußeren Leid und Trübsal. Und hier bewährt er sich in seiner Göttlichkeit; denn was uns über diese Feinde des Lebens erhebt, das muß gewiß selbst erhaben und göttlichen Wesens sein. Daher denn auch die Freudigkeit aller Märtyrer des Glaubens, wie wir sie in den heiligen Schriften aufgezeichnet finden. So bewährt sich der Glaube als eine Schwungkraft des Lebens. Zwar wird nicht Jedermann mit seinem Glauben auf so schwere Proben gestellt: denn

oft begleitet der Glaube ein sehr friedliches Leben. Aber eben daß es friedlich ist und sein kann, ist sein Werk. Der Glaube giebt Frieden, ja „er macht selig", wie die Schrift sagt: denn er setzt uns in Einigkeit mit uns selbst, weil wir in Einigkeit mit Gott leben. Wie vielseitig ist der Glaube bei seiner Einfalt! Er gleicht jenem edlen Steine, welcher, von welcher Seite man ihn betrachte, immer mit andern Farben strahlt. Und dennoch hat der Apostel nur zu sehr Recht, wenn er sagt: „Der Glaube ist nicht Jedermann's Sache." Viele dünken sich zu mannhaft um noch zu glauben wie die Kinder, Andere sich zu vornehm um noch zu glauben wie die Menge, wieder Andere sehen im Glauben eine Fessel, die ihnen das höchste Gut, die Freiheit, rauben will. Nun könnte man sie zwar Alle mit Einem Worte schlagen, indem man sie fragte ob sie sich der „Gottesgewißheit" schämten, oder auch, ob sie sich vor ihr fürchteten: denn etwas anderes soll und will ja der Glaube nicht sein als Gottesgewißheit. Und ist etwa Jemand, der Gott nicht nöthig hätte, der ihn entbehren könnte? Ja, es giebt solche Leute, und die dennoch das am wenigsten entbehren können und aus allen Kräften suchen, was Gott allein geben kann: vollkommenes Wohlsein. Nun, wenn sie denn dieses nicht von Gott erhalten wollen, weil eine heimliche Scheu oder ein tiefer Stolz sie von der Abhängigkeit von Gott zurückscheucht, und wenn sie es auch nicht vom Glauben haben wollen, der sie ja eben an Gott kettet, so mögen sie es durch ein Mittel und auf einem Wege suchen, vor dem sie nicht zurückschrecken und wobei sie mit ihrer innersten Natur nicht in Zwiespalt gerathen: durch das Mittel und auf dem Wege der Einheit. Die hohe Bedeutung und die Wichtigkeit des Begriffs der Einheit ist bereits auseinandergesetzt worden. Es ist gezeigt worden daß dieser Begriff nichts weniger als eine Abstraction, daß er vielmehr eine lebendige Wesenheit ist, ja daß sich weder die Welt noch der Geist ohne Einheit denken läßt. Ohne sie würde die Welt zerfallen und der Geist vernichtet sein. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn behauptet wird, daß Einheit auch ein wesentliches Erforderniß des Menschenlebens ist, und zwar nicht blos des organischen, welches abstirbt wenn die Einheit von ihm weicht, sondern auch des geistigen. Die natürliche Einheit des Menschen, als geistigen Wesens, ist das Bewußtsein, als an welches seine Persönlichkeit

geknüpft ist. Und diese Persönlichkeit ist wiederum nichts anderes als die Identität oder die Einheit des Ichs. Diese sich durch sein eigenes Thun zu erhalten ist die Aufgabe des Menschen, wie fern er Person ist. Diese Einheit muß sich also durch das ganze persönliche, oder was dasselbe ist, geistige Leben des Menschen fortziehen, oder es zerfällt in unpersönliche Momente, d. h. es wird als geistiges Leben vernichtet, wie das leibliche, wenn es seine Einheit verliert. Diese Vernichtung des persönlichen Lebens während der Lebensdauer des Menschen, ist aber die höchste Qual, der tiefste Schmerz: denn sie erzeugt das Gefühl und Bewußtsein des geistigen Todes. Wie aber nun diese Einheit bewahren? nur durch fortgesetzte Selbstbestimmung oder Selbstbeschränkung, d. h. durch Erhaltung der Freiheit: denn durch das bestimmt= und beschränkt=Werden von außen geht die Freiheit verloren. Was ist das nun für ein Act, dieser Act der Selbst=Bestimmung oder Beschränkung? Es ist ein göttlicher Act: denn es ist die ursprüngliche Thätigkeit des Geistes. Wer also immerfort in diesem Acte lebt, oder zu leben wenigstens sich bestrebt, der lebt immerfort in rein geistiger Thätigkeit, oder was dasselbe ist, im Geiste. Der Geist ist aber Gott. Er lebt also immerfort in Gott, selbst ohne es zu wollen oder zu wissen. Er wird gleichsam mit Gewalt in das Wesen der Gottheit hineingezogen; er lebt nothwendig in Gott. Was hilft nun sein Sträuben, sein Ankämpfen gegen Gott als wäre er ein Wesen das ihn nur zum Knechte verlangte? Allerdings ist der Gott *außer uns* immer ein Anstoß gegen uns, darum weil er nicht unser ist, und wir nicht die seinigen sind. Aber mit dem Gott *in uns* ist es etwas anderes. Hier findet keine *Geschiedenheit* mehr Statt, sondern *Einheit* unseres und des göttlichen Wesens. Und diese können wir uns wohl gefallen lassen, wären wir auch noch so eifersüchtig auf unsere Freiheit oder auf unsere Selbstständigkeit. Gott ist nicht mehr unser Gegner, oder vielmehr er steht nicht mehr als Gebieter und Herrscher uns gegenüber, sondern er lebt und wirkt *in uns*, indem wir selbst leben und wirken. Also, wenn wir dieses Ziel, nämlich fortwährende Selbstbestimmung, und dadurch volle Freiheit, erreichten, würde kein Gegensatz zwischen uns und Gott mehr sein, sondern reine Einheit unseres Ichs und Gottes Statt finden. Wir würden nicht einmal mehr in unserm Ich, sondern nur

in der Einheit leben. Und wollten wir dieser Einheit einen Namen geben, so müßten wir sie Gott nennen. In dieser Einheit lebte Christus, indem er wahrhaft von sich sagen konnte: „ich und der Vater sind Eins.“ Und dieses Ziel ist für uns nicht zu hoch: denn wir sollen wiederum in Christo leben, d. h. Eins mit Gott sein wie er selbst war. Darum sagt er auch: „ein Beispiel habe ich euch gegeben daß ihr nachfolgen sollt meinen Fußtapfen.“ Aber wenn Viele schon von Gott nichts wissen wollen: von Christus wollen sie noch weniger wissen und hören. Nun wohl! Aber ohne Einheit in ihr Leben zu bringen, können sie auch ihr Ziel, das volle Wohlsein, nicht erreichen, sie müßten denn es nicht erreichen wollen, und geradezu darauf Verzicht leisten. Wer wird dieß aber mögen? und möchte er es, wer wird es können? denn die Stimme unseres innersten Lebens fordert dringend dazu auf, und schon das Thier vernimmt sie in seinem beschränkten Kreise. In unserm Lebenskreise aber, der nur von der Freiheit, d. h. gar nicht beschränkt ist, tönt sie nur um so mächtiger. Nochmals also: wollen wir volles Wohlsein, so müssen wir Einheit in unser Leben bringen. Diese Einheit ist aber nichts äußerliches, sondern etwas innerliches, nicht eine leibliche, sondern eine geistige; und es giebt keine andere geistige Einheit, als die wir im Leben unseres Meisters, unseres Führers, unseres Befreiers erblicken. Es giebt keinen andern Weg zur Wahrheit und zum Leben als den er zeigt, und inhaltschwer ist das Wort: „es giebt in keinem Andern Heil als in Christo.“ Er selbst sagt: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“ Was soll denn gesammelt werden? eben das Zerstreute, nämlich das zerstreute, zerstückelte, uneinige Leben, und zwar zur Einheit, zum Einklange, man könnte füglich sagen, zur geistigen Schönheit: denn ein Leben ohne Einheit ist ein mißgestaltetes, häßliches Leben. Wem es also aufrichtig um volles, d. h. wahres Wohlsein zu thun ist, der wird auch nach dem wahren Leben trachten, selbst wenn er Den, in dem die Wahrheit und das Leben ist, nicht kennte, oder durch Mißverständniß verkennte. Er wird ihn aber auf seinem Wege finden, wenn er nur diesen Weg, den Weg „der zum Frieden führt,“ redlich einschlägt. Denn die Einheit des Lebens bringt Frieden in das Herz, dieser Friede aber trägt den Himmel in sich; und was wäre ein Him-

mel ohne Gott? Gleichsam von selbst erwacht nun im Herzen die Gottes=Gewißheit: denn was jetzt im Herzen empfunden wird, kann nur göttliches Wesens, ja, das göttliche Wesen selbst sein, dessen das Herz durch sein eigenes Erleben gewiß wird. Und diese Gewißheit, wir kennen sie: sie ist der Glaube. So wird also der Mensch, wenn er nur den Weg des wahren Wohlseins (Heils) sucht und verfolgt — was er nicht anders als nach Anleitung des Geistes der Wahrheit thun kann, der in jedem Menschen lebt und leben will — gleichsam wider Wissen und Willen zum Glauben hingetrieben. Und jetzt versteht er erst aus seinem eigenen Erlebniß, was das Wort Gottes vom Glauben sagt, und aller frühere Zwiespalt zwischen ihm und dem Worte des Lebens ist ausgeglichen. Die Augen sind ihm aufgethan: er erkennt nun den Heiligen des Herrn, der selbst der Herr der Herrlichkeit und des Lebens ist, in seinem göttlichen Lichte, mit welchem er die Finsterniß der Herzen erhellt. Er ist aus einem Saulus ein Paulus geworden. So führt das richtige Gemüthsleben (die Schrift nennt es Bekehrung,) zu Gott und Christus, wenn es anders dem Menschen um Wahrheit zu thun ist. Denn mit der Wahrheit findet er die Einheit, und mit der Einheit Alles.

Wie nun der Glaube die erste Beziehung zu Gott ist, die nothwendig aus dem richtigen Gemüthsleben erfolgt, so ist die Liebe die zweite, die mit gleicher Nothwendigkeit sich aus dem Glauben entwickelt. Und zwar ist das Hervortreten der Liebe aus dem Glauben ganz eigentlich eine Entwickelung, gleich der der Blüthe aus der Knospe: denn der Glaube schließt schon die Einheit mit Gott in sich, und es ist der wesentliche Charakter der Liebe daß sie mit ihrem Gegenstande Eins ist. Nun ist aber die Idee des Heiligen in uns oder das Gottesbewußtsein so beschaffen, daß Gott, obgleich wir ihn im Glauben in uns tragen, dennoch auch an sich und als Gegenstand anerkannt werden muß. Ferner ist nichts natürlicher als daß das vom Glauben erfüllte Herz zu diesem Gegenstande, mit dem es sich ohnehin in Einheit fühlt, hingezogen wird; und dieser Zug zum Heiligen, das ist die Liebe zu Gott. So ist Gott außer uns, und uns doch nicht fremd; wir gehören ihm an, wie er uns. Dieß ist ein ganz anderes Verhältniß als das früher berührte, wo der Mensch sich Gott als ein bloßes Außer=uns, oder vielmehr Ueber=uns, vorstellt, und

wenn er ihn auch als das vollkommenste Wesen denkt, dennoch nicht von ihm angezogen, sondern vielmehr zurückgescheucht wird. Denn je vollkommener Gott ist, und je unvollkommener wir uns selbst finden, desto weniger ist zwischen dem Menschen und Gott Gemeinschaft. Dieser Mißklang ist durch den Glauben aufgehoben, und so schlägt die Liebe zu Gott im Herzen Wurzel. Ja man möchte sagen, unser Herz wird nun ganz Liebe, wie Gott die Liebe ist: denn das liebende Herz strebt nach voller Harmonie mit dem geliebten Herzen. Nun ist, nach dem Ausspruche des erleuchteten Apostels, die Liebe „das Band der Vollkommenheit"; darum sehen wir auch wie der Meister uns die Weisung geben konnte: „seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Es bezieht sich diese Weisung eben auf die Liebe. Denn Gottes Macht und Weisheit kann nicht unser Eigenthum werden, wohl aber seine Liebe. Darum hält auch derselbe Apostel, der uns das Wesen der Liebe so anschaulich dargestellt hat, die Liebe für das höchste was der Mensch erringen kann, und was da bleibt, wenn alles Andere vergeht. Gleichwohl nennt er uns noch ein großes Gut, das dem Menschen, der im Glauben und in der Liebe lebt, wenigstens für die Zeit seines Erdenwallens zu Theil wird, wo er dessen so sehr bedarf: die Hoffnung. Die Hoffnung überhaupt ist zwar dem Menschen angeboren, und wohnt ihm ein, sei er auch nicht auf ein richtiges Gemüthsleben gestellt; wiewohl in entarteten Seelen auch die Hoffnung absterben kann. Es giebt aber eine Hoffnung, die bei Leibes Leben nicht abstirbt, die aber nur dem richtigen Gemüthsleben eigen ist, d. h. dem, welches den Glauben und die Liebe kennt. Es ist die Hoffnung auf Gott. Von dieser sagt ein altes Lied sehr schön:

„Wer auf Gott sein' Hoffnung setzet,
„der behält ganz unverletzet
„einen freien Heldenmuth."

Es ist dieß die dritte und letzte Beziehung des richtigen Gemüthslebens auf Gott. Man kann sagen, daß durch Glauben, Liebe, und Hoffnung, wie durch drei Talismane, unsere Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft gesichert ist. So tiefen Schatten auch unser vergangenes Leben auf unsere jetzigen Tage und Stunden wirft, so schwer unsere früheren und späteren Verirrungen und Vergehungen

auf uns lasten: der Glaube gleicht Alles aus: denn er bringt den Frieden, und dieser senkt unsere Schuld in das Meer der Vergessenheit. Unsere Gegenwart ist hell und heiter, wenn sie von der Liebe erfüllt ist: denn die Liebe ist eben so Thatleben, wie sie Gemüthsleben ist; und nichts ist erheiternder, erfreuender, als reine Thätigkeit. Endlich ist unsere Zukunft durch die Hoffnung auf Gott gesichert: es ist die untrügliche Hoffnung des ewigen Lebens, die uns Gott durch den für unser Heil Gestorbenen und Auferstandenen verbürgt hat. Den Glauben und die Liebe können und sollen wir in uns selbst erwecken, wiewohl dieß nur unter dem Beistande des heiligen Geistes, des Geistes der Wahrheit in uns, möglich ist. Unsere Hoffnung aber kann nur Gott bethätigen: denn Er ist der Geber des ewigen Lebens.

So gewiß nun das richtige Gemüthsleben alle diese Zustände in Beziehung auf Gott erzeugt, so gewiß wollen sie auch erlebt sein um für das anerkannt zu werden was sie sind, nämlich für Zustände wahrer göttlicher Gemeinschaft. Als solche haben sie sich auch in allen den Gemüthern bewährt, die uns die heilige Schrift als Gottbefreundet aufstellt. Wir finden aber auch nirgends als in dem Buche der Bücher, in welchem durch und durch der Odem des heiligen Geistes weht, eine aufrichtige und lautere Richtung der Gemüther auf Gott geschildert. Die ganze Bibliothek des Alterthums, die Werke der Dichter, der Geschichtsschreiber, der Philosophen, und selbst die sogenannten heiligen Schriften der alten Völker, wie die Vedams, der Sanskrit der Indier, die Zendavesta der Perser, die Edda der Skandinavier, alle haben nichts dergleichen. Die alten klassischen Dichter der Griechen, namentlich die Tragiker, und vorzüglich Sophokles, kennen nur die Verehrung der Götter überhaupt, die sich, sei es um Gunst zu erlangen, sei es um Strafe abzuwenden, durch Opfer kund thut. Das höchste wozu sich ein Sophokles erhebt, ist die Aeusserung der heiligen Scheu vor dem Unrecht. Die ältesten Geschichtsschreiber, namentlich Herodot, und unter den späteren Plutarch, verrathen bei den Verfassern selbst eine gewisse religiöse Anerkennung eines gerecht über die Völker waltenden Wesens, aber sie geben keine Darstellung wahrhaft religiöser mit Gott im Bunde stehender Gemüther. Noch weniger finden wir eine richtige Vorstellung von Gott

und von irgend einem wechselseitigen Verhältniß zwischen Gott und Menschen bei den Philosophen der Griechen. Bei Denen, welche einen Gott anerkennen — was bei weitem die meisten nicht thun — ist dieser Gott ein Geschöpf der Speculation, ein Begriffswesen, kein lebendiger Geist, kein liebendes Herz, kein heiliger Wille. Wenn es hierüber eines Beweises und Zeugnisses bedarf, so finden wir beides beim Plato, der sich unter allen Philosophen am höchsten zur göttlichen Idee aufgeschwungen hat, aber eben nur zur Idee. Sein Gott redet nicht zu ihm, und er nicht zu seinem Gott. Ein in sich seliger, verständiger Weltbildner ist dieser, und nichts weiter. Das Streben des Menschen nach Gottähnlichkeit, — welches aber nur in widernatürlicher Ablösung von der Sinnenwelt und in einem idealischen Gedankenleben besteht, nicht in frommer Hinneigung des Gemüths zu Gott — ist gleichsam ein Wetteifer mit dem höchsten Wesen, um in der Ideenwelt gleicher Seligkeit theilhaftig zu werden, welchem aber, wie bei dem Schöpfer, so bei dem Geschöpf, der Quell aller Seligkeit, die Liebe, fremd ist. Was endlich die heiligen Bücher — wenn wir sie so nennen wollen — der Indier, Perser, Skandinavier, betrifft, (zum Ueberfluß auch die Chinesen mit dazugerechnet,) so ist, wenn wir alles was einer abentheuerlichen Kosmogenie, Mythologie, Symbolik, Poesie und poetischen Metaphysik angehört, abziehen, — anderer fremdartiger Stoffe nicht zu gedenken — zwar eine Menge religiöser Vorschriften zu Reinigung der Sitten in ihnen enthalten, wiewohl theils nur ascetischer Art, theils in Bezug auf äussere religiöse Observanzen, aber eine eigentlich heilige Geschichte, so wie, im Laufe derselben, eine Schilderung wahrhaft religiöser Gemüther und Charaktere, sucht man in ihnen überall vergebens. Und so ergiebt sich denn, daß bei der Uebersicht aller alten schriftlichen Denkmale der Entwickelung des menschlichen Geistes und seiner höheren Beziehungen, unsere alte ehrwürdige Bibel, das alte wie das neue Testament, einzig dasteht, unvergleichbar mit allen übrigen Schriften der Welt, von Einem Geiste durchdrungen, von Einem Grunde ausgehend, zu Einem Ziele führend, mit einem Gesammtinhalte, der, so mannichfaltig er ist, aus wie verschiedenen Gliedern zusammengesetzt, dennoch ein organisches Ganzes ausmacht, das sich nur auf das Heilige, auf das Göttliche bezieht, welches gerecht und gnädig über allem Weltlichen waltet. Sie ist das Buch der

heiligen Geschichte, welches mit eben so strenger Treue den menschlichen Frevel, die menschliche Versunkenheit und Gottvergessenheit darstellt, als den Sinn und Wandel gottergebener Gemüther. Wir haben es hier nur mit den letzteren zu thun, um das richtige Gemüthsleben in seinen Beziehungen auf Gott zur lebendigen Anschauung zu bringen. Es sind Menschen, mit mancherlei menschlichen Gebrechen, die wir hier erblicken, aber die Gottes= Gewißheit, die Gottes= Liebe, die Gottes= Hoffnung trägt sie durchs Leben, und der Herr sieht gnädig auf sie herab. Wollen wir ein Bild des Glaubens, der festen Gottes= Gewißheit und Zuversicht: Abraham steht vor uns als ein ewiges Muster. Wollen wir ein ausgeführteres Gemälde des richtigen Gemüthslebens in seiner vollkommenen Läuterung: hier steht Joseph, Jakobs Sohn, dem die Sünde ein Gräuel war, und der Böses mit Gutem, Haß mit Liebe vergalt. Wollen wir den Sieg des Glaubens, der Liebe, und der Hoffnung über sündige Neigung, und die freudige Erhebung zu Gott vom tiefen Fall in die Sünde vor uns sehen: David, der Psalmist, enthüllt uns sein ganzes Gemüth. Er redet, trotz seiner Sünden= Menge, auf das vertraulichste mit seinem Gott, der ihm, nachdem er sich von seinem Fall erhoben, sein Alles ist. Noch brennt uns dieses Gemüth in seiner heiligen Glut entgegen, wenn wir die Worte gleichsam mit eigenen Ohren vernehmen: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde". Wir theilen die Zuversicht, den Frieden, die Freude seines Gemüths, wenn wir ihn rufen hören: „Ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir daß ich sicher wohne"; und: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück: denn Du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich"; und: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen"? und: „wohl Dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist. Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in des Geist kein Falsch ist"; und: „schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn trauet", und: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn, und ihm verkündige alles mein Thun"; und: „wie

lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth"; und: „meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn. Mein Leib und meine Seele sich freuen in dem lebendigen Gott". Doch, wer kennt sie nicht, alle diese Ergießungen eines gotterfüllten Herzens? Wem schlagen sie nicht ans Herz, diese Wellen göttlicher Zuversicht, göttlichen Liebens, göttlichen Hoffens? Und David war ein Sünder, aber ein reuiger. Und wenn wir nun in den geöffneten Tempel des neuen Bundes blicken, welche geweihte Gemüther treten uns hier entgegen! Die glaubenvolle, reine Maria! Die gottesfürchtige, von Gott begeisterte Elisabeth! Dann, die Frucht ihres Leibes, der sittenreine Täufer Johannes! In allen diesen Gemüthern wohnt Gott, und Hoffnung auf Gott, und Gottes-Frieden. Aber nun das Licht der Welt selbst, der still-Erhabene, der Fleckenlose, der durchaus Reine, der Heilige! Nichts Höheres kann von ihm ausgesagt werden, als: „er war ein Mensch wie wir, nur ohne Sünde". Und darum war er nicht wie wir, sondern über uns Alle erhaben. Kein Held der Welt, kein Weiser der Welt, ja selbst kein Gott-Erleuchteter kann ihm verglichen werden. Und dieses Gemüth! die Einfalt selbst, die Sanftmuth selbst, die Demuth selbst, die Liebe selbst, das Erbarmen selbst. Ein Heide, Cicero, sagt ein sehr wahres Wort: „wenn man die Tugend verkörpern könnte, sie würde alle Herzen durch ihre Schönheit an sich ziehen". Ja, er war die vollkommene geistige Schönheit in sichtbarer Gestalt, das reine Ebenbild Gottes. Wäre er nicht auch die Wahrheit selbst gewesen, er hätte nicht sagen können: „Wer mich siehet, siehet den Vater". Aber wie konnte er gegen die Wahrheit reden? Sagt er doch selbst: „ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen daß ich die Wahrheit zeuge". Und er hat sie bezeugt, er hat durch Leben, Tod und Auferstehung Zeugniß abgelegt von Gottes grundloser Liebe und Barmherzigkeit, er hat aber auch durch sein Beispiel dargethan, wie der Gott wohlgefällige Mensch beschaffen sein soll. Er hat uns sein Leben klar vor Augen gestellt; wir können ihn durchschauen, wir können in sein Gemüthsleben blicken, und finden hier das reine Bild des richtigen Gemüthslebens, auch in seiner Beziehung auf Gott. Wir haben eine wahre, lebendige That-Sache vor uns, aufgefaßt von seinen einfältigen Getreuen; aber eine Thatsache, die eben nur die reine Herzens-Einfalt auffassen kann,

und in der nur verkehrter und dünkelhafter Sinn eine Mythe finden kann, der das Wort nicht achtet: „so ihr bleibet in meiner Lehre, so werdet ihr die Wahrheit erkennen". Und so wird es bleiben, trotz aller Frevler, bis ans Ende der Welt. Was für weitere Erläuterungen und Belege für ein richtiges Gemüthsleben in seinen Beziehungen auf Gott verlangen wir nun noch? Das ewige Muster steht vor uns, und je mehr wir uns ihm nachbilden, desto mehr empfinden wir die Seligkeit des in Gott lebenden Gemüths.

Es bleibt uns nun noch die Beziehung des richtigen Gemüthslebens auf die Welt zu betrachten. Es braucht kaum bemerkt zu werden daß wir hier abermals die Naturwelt und die Menschenwelt unterscheiden. Beide stehen auf ganz verschiedene Weise mit dem Gemüthsleben in Beziehung, wie dieß auch früher vor Augen gestellt worden ist. Diese Beziehung nimmt aber einen ganz eigenen Charakter an, wiefern sie vom richtigen Gemüthsleben ausgeht, und ihre Darstellung ist jetzt unsere Aufgabe. Im Allgemeinen möge vorher Erinnerungs= Weise bemerkt sein, daß, so lange das Gemüthsleben ein gebundenes d. h. nicht freies ist, seine Beziehung zur Welt in jedem Sinne, den Charakter der Gebundenheit oder des Unwohlseins an sich trägt: denn uns ist nur dann wohl, wann wir uns der Freiheit bewußt sind; wir fühlen uns dann klar, kräftig und heiter. Im Zustande der Gemüths= Gebundenheit findet von allem diesem das Gegentheil Statt: Verworrenheit, Kraftlähmung und Trübsinn begleiten uns. Eines erzeugt das Andere, oder vielmehr sie erzeugen einander wechselseitig. Haftet leidenschaftliche, unbefriedigte Sehnsucht am Gemüth, wird es nicht durch äussere Glücksumstände angenehm aufgeregt, ist es der Furcht vor unangenehmen Ereignissen, der Sorge für die Zukunft Preis gegeben, ja, was noch mehr ist, nagt ein früheres oder späteres, oder vielleicht ein das ganze Leben verfolgendes Schuld= Bewußtsein am Gemüth, so wird nicht blos durch innere Unzufriedenheit, durch Zwiespalt und Zerrissenheit des Gemüths in sich selbst, die Thatkraft gelähmt, so daß sie theils die Macht zum Widerstande und zum Ankämpfen gegen äussere Bedrängniß verliert, theils nicht fähig ist sich durch die äusseren Hindernisse zu einem gewünschten und gedeihlichen Ziele hindurch zu arbeiten, sondern es geht auch die Fähigkeit verloren, einen hellen Ueberblick über die

Lebensverhältnisse zu fassen und ihre Beschaffenheit mit freiem und richtigem Urtheile abzuwägen, so daß sich zur äusseren Verworrenheit dieser Verhältnisse, die sich durch Mangel an Beherrschung und Ordnung derselben erzeugt hat, auch innere Verworrenheit und Rathlosigkeit gesellt, und nun das ganze Leben seine Organisation verliert und zur Ruine wird. Und so geht wiederum von dieser inneren Verworrenheit die Ermattung und Erschlaffung der Thatkraft aus, und durch beide wird der Druck und das Leiden des Gemüths bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Hier ist es nun unmöglich daß die Naturwelt oder die Schöpfung, mit ihrer mannichfaltigen Schönheit, mit allen ihren Reizen, erregend, erfrischend, belebend, erheiternd auf das Gemüth einwirke, welches sich nicht in harmonischer Stimmung mit der Aussenwelt fühlt, sondern eher ein beruhigendes Gefühl erhalten würde, wenn dem inneren Chaos auch ein äusseres entspräche, wenn die Kräfte der Natur wild gegen einander tobten, und alles was Ordnung, Einklang, Schönheit ist, in allgemeiner Zertrümmerung unterginge. Schon die tägliche Erfahrung lehrt daß einem trübe gestimmten Gemüth ein trüber Tag weit willkommener ist, als ein heiterer. Aber auch das äussere Menschenleben und seine mannichfaltig verflochtene Wirksamkeit wird auf das also verstimmte Gemüthsleben nur in Dissonanzen einwirken, und die Menschenwelt, welche ohnehin schon Verwirrung genug in sich hat, wird die Verwirrung im Inneren des gebundenen Gemüths nur vergrößern.

Wenden wir nun unsern Blick ab von der Gemüthsgebundenheit mit allen ihren Folgen. Es sollte uns durch ihre Darstellung nur der entgegengesetzte Zustand desto heller vor die Augen treten und in seiner Glorie desto herrlicher strahlen. Freiheit! süßes Wort! von dem Goethe so schön sagt: man möchte es nicht missen, auch wenn es nur eine angenehme Täuschung bezeichnete. Aber so ist es nicht. Die Freiheit ist kein Trugbild, so wenig als der Geist; und: „wo der Geist ist, da ist Freiheit.“ Nun lebt aber das richtige Gemüthsleben, wie wir wissen, im Geiste, folglich auch in der Freiheit. Betrachten wir nun das richtige, oder was dasselbe ist, das freie Gemüthsleben zunächst an sich selbst in Beziehung auf die Welt. Es findet sich hier in einem seligen Zustande: denn es ist frei von der Welt, die Welt bindet es nicht, sie hat ihm nichts an, und kann ihm

nichts anhaben. Das Gefühl dieses Zustandes von Unabhängigkeit, von Selbstständigkeit, kurz das Gefühl des freien Zustandes, ist ein seliges Gefühl. Es liegt ein Himmel in dem Bewußtsein, der Welt nicht dienstbar zu sein. Man könnte sagen daß uns in diesem Gefühle das innerste Wesen des reinen Geistes offenbar wird. Wir werden hier gewahr daß die Freiheit mehr als ein blos negativer Zustand ist, daß der negative Zustand nur in der Dienstbarkeit besteht, und daß, wenn diese aufgehoben ist, die Freiheit als wesentliche Kraft und Wirksamkeit des Geistes, und als sein eigentliches Lebenselement erscheint, aus dem er seine Seligkeit schöpft. Es wird uns klar daß Geist, Freiheit, und Seligkeit unzertrennlich verbunden sind. Dürfen wir nun noch zweifeln daß wir „seines Geschlechts," daß wir geistige, zur Seligkeit berufene Wesen sind? Dürfen wir noch zweifeln daß der Geist in uns ist, und daß wir ihn aus seiner Tiefe herauf in den Kreis unseres Bewußtseins gleichsam beschwören können mit jedem Act der Selbstbestimmung, der Selbstbeschränkung, der Zurückweisung aller äusseren Macht die uns bestimmen, beschränken, fesseln will? Und dieß ist die Weltmacht, welcher wir dienstbar werden, wenn wir uns von ihr bestimmen lassen, die wir aber durch Selbstbestimmung zurücktreiben und überwinden. Geschieht dieß, so bricht der Silberblick des Lebens, die reine Flamme der Geistigkeit in uns hervor, und wir feiern unsern geistigen Geburtstag im Gefühl überschwenglicher Seligkeit. Dieß ist der erste Gewinn, den wir von dem richtigen Gemüthsleben in Beziehung auf die Welt davon tragen, indem wir letztere, wiefern sie uns fesseln will, durch das erstere zurückweisen. Aber hiemit hat es sein Bewenden nicht. Wir können und sollen nicht ohne die Welt leben, weder ohne die Natur- noch ohne die Menschen-Welt. Aber wir sollen der Welt nicht angehören, sondern sie uns. Sie gehört uns an, wenn wir frei sind, d. h. uns im freien Zustande befinden. Und die Grundlage zu diesem freien Zustande giebt das richtige Gemüthsleben, obwohl wir wissen daß auch dieses wieder durch ein richtiges Denk- und That-Leben bedingt ist. Auf jeden Fall ist der freie Gesammtzustand mit dem des Gemüths auf das innigste verbunden, und wir bedürfen seiner, um ohne eigenen Verlust die Welt zu gewinnen. Aber vor allem ist zu erklären in welchem Sinne und Maße die Welt unser werden kann. Himmel

und Erde und was darinnen ist, sind des Herrn; Er ist der Herrscher, und Alles ist ihm unterthan. In diesem Sinne wäre es Wahnsinn, Anspruch auch nur auf den geringsten Theil der Welt zu machen. Die Welt muß also in einem andern Sinne unser werden können. Die Naturwelt — denn von dieser ist zunächst nur die Rede — wie sie vor uns steht, wie wir in ihr leben, ist, zufolge früherer Betrachtung, vorhanden zu unserer Erhaltung, zu unserm Genuß, zu unserer Belehrung, zu unserer Benutzung, und, für den letzteren Zweck, in gewissem Maße, oder in gewissen Beziehungen, zu unserer Beherrschung. Alle diese Beziehungen der Naturwelt auf uns, und umgekehrt, sind so beschaffen daß sie Statt finden können ohne im mindesten unsere Freiheit zu gefährden, und jede in ihrer Art trägt eine Annehmlichkeit und eine Anregung zur Freude mit sich, welche störrisch und finster zurückzuweisen mehr als thöricht wäre, da das Band zwischen uns und der Natur von dem Schöpfer selbst geschlungen ist. Wir wollen die hier genannten Beziehungen weiter verfolgen, um uns desto lebhafter zu überzeugen daß die Naturwelt eine reiche Quelle von Lebensgenuß und Lebensfreude ist, aus der wir, sobald wir nur auf das richtige Gemüthsleben gestellt sind, folglich unsere volle Freiheit behalten, unbedenklich und reichlich schöpfen können. Was zunächst die Einrichtung der Naturwelt zu unserer Erhaltung betrifft, so ist die Befriedigung eines jeden Bedürfnisses zum Behuf derselben, mit einer Lust, mit einem Wohlbehagen verknüpft, wodurch unser ganzes Lebensgefühl erfrischt und erhöht wird. Der so mannichfaltige Genuß von Speise und Trank, indem er unsere erschöpften Kräfte erneuert und uns zu neuer Arbeit stärkt, ist zugleich — besonders in heiterer Gesellschaft — ein Ermunterer, ein Erwecker heiterer, ja fröhlicher Stimmung, und eines freieren Spieles der Einbildungskraft, die ohnehin die kindliche Gespielin unserer Erholungsstunden ist. Selbst der Dichter hält es seiner nicht für unwürdig den patriarchalischen Genuß eines Mahles bald im Grünen, bald im traulichen Winterzimmer, heiter auszumahlen; wie Voß in seiner Luise und in so manchem seiner Lieder gethan. Aber freilich gehört zu solchem Genuß, wie zu seiner Beschreibung, ein heiter-freies Gemüth. Und nicht blos Speise und Trank, selbst schon das Athmen der freien, milden, stärkenden Himmelsluft, als ein wahrer Genuß,

erweckt, erfrischt das Leben, und erheitert das Gemüth. Wie süß schmeckt die Ruhe nach der Arbeit, wie wonnevoll ist das Erwachen nach erquickendem Schlafe. Kurz, die Natur als Erhalterin, ist auch Freudengeberin, am meisten aber einem Herzen, in welchem der Friede wohnt, und, wie sich von selbst versteht, bei einem Genusse, der nicht Maß und Schranke überschreitet. Aber es giebt noch einen andern Genuß, der nicht blos unmittelbar aus Befriedigung natürlicher Bedürfnisse hervorgeht, sondern der, so zu sagen, eine freie Gabe der Naturwelt selbst ist, die sich selbst, gleich einer Braut, uns schenkt, in ihrem mannichfaltigen Schmucke, in ihrer reinen Schönheit. Die grünenden, blühenden, fruchttragenden Thäler, die Reben-geschmückten, Wälder-bekrönten Berge, das erhabene Meer, und der noch erhabenere Sternenhimmel, der uns einen Blick in die Unendlichkeit der Welten thun läßt, Alles dieß ist für den Genuß, nicht sowohl der Sinne, als vielmehr des Gemüths selbst, und seiner edelsten Triebe, zur Beschauung, zur Bewunderung, ja, zum Entzücken hingestellt, gleich einem Gemählde, aus dem wir eben so den sinnigen, zarten, liebevollen Sinn, als die hohe, mächtige, unerschöpfliche Kraft des schaffenden Welten-Genius erkennen können. Und Alles dieß dient wiederum zur Belehrung, zur Entwickelung, zur Uebung, zur Bildung unserer geistigen Kräfte, ja, zu ihrer Erwekkung zum höchsten Aufschwunge. Der Forschungstrieb wird angeregt von allen Orten und Enden her, in der Nähe und in der Ferne, am Himmel, auf der Erde, unter der Erde, ja, er dringt bis in die Tiefe des Meeres. Schon im grauen Alterthum erwachte die Astronomie, und die himmlischen Gestirne leiteten den Landbau und die Schiffarth. Aus dem Landbau entwickelte sich der Bergbau, und schloß die Tiefen der Erde auf mit ihren Schätzen. Aus der Schiffarth entwickelte sich die Länderkunde. Und wie der Bergbau im Laufe der Zeiten den Forscherblick immer mehr mit den Erzeugnissen der inneren bildenden Urkräfte der Erde bekannt machte, so die Schiffarth mit den pflanzlichen und thierischen Erzeugnissen aller Zonen. Und so wurde allmählich der Tempel der Naturkunde aufgebaut, und während dieses Baues, der bis auf diesen Tag noch nicht vollendet ist, der menschliche Geist immer mehr in seiner eigenen Tiefe erschlossen, und seine Thätigkeit nach allen Richtungen hin erweitert und ge-

steigert. Und so übt und bildet die Naturwelt noch täglich die beiden Elemente aller menschlichen Erkenntniß: die Beobachtung und das Urtheil, und macht sie fähig in die Tiefe und in das Wesen der Wahrheit einzudringen: denn die Natur selbst ist der Wahrheit befreundet und wandelt nach ihren ewigen Gesetzen. Aber nur ein reines Gemüth erfaßt die Wahrheit, und nur das richtige Gemüthsleben läutert das geistige Auge, um in den Gesammterscheinungen der Naturwelt, so wie in ihren Kräften und Gesetzen, eine herrliche Gottes-Offenbarung zu erblicken, sich an ihr zu kräftigen und immer höher in der Gotteserkenntniß zu erheben. Diese Verklärung der Naturwelt zur Gottesoffenbarung ist der Triumph des richtigen Gemüthslebens in Beziehung auf die Naturwelt, der zugleich mit innigster Gottesfreude verknüpft ist; und wir erwähnen nur beiläufig, und um den großen Vortheil des richtigen Gemüthslebens in dieser Hinsicht noch zu steigern, daß, je unreiner das Gemüth, desto mehr dem Beschauer der Naturwelt der Geist und die Kraft Gottes aus ihr entweicht und zuletzt in Nichts verschwindet, so daß ihm die Naturwelt immer tiefer in den Schlamm der Materie versinkt, aus welchem sie nur der Geist wieder emporziehen kann, dem die Materie Nichts ist, die gesetzlich wirkende, dem Geiste unterthänige, Kraft aber Alles. Das reine Gemüth erblickt in der Natur den Tempel des Herrn. Von diesem Standpunkte aus hat der Psalmist die Naturwelt betrachtet, wenn er ausruft: „Die Himmel verkündigen die Ehre des Herrn, und die Erde ist voll seiner Güte.“ Von demselben Standpunkte aus erscheinen auch alle Güter der Erde als Gaben Gottes, die wir, als solche, dankbar anerkennen und benutzen sollen. Als solche Gabe haben wir nicht blos die Früchte des Feldes und der Bäume, nicht blos die Nahrung von mancherlei Thieren, die in der Luft, auf der Erde und im Wasser leben, sondern überhaupt die ganze Stein- und Pflanzen- und Thier-Welt, nach ihren Bestandtheilen und Kräften, ja, die Kräfte der Elemente selbst, anzuerkennen. Alles ist uns zur Benutzung gegeben, und in dieser Hinsicht unter dem Namen der Güter der Erde befaßt. Ein richtiges Gemüthsleben steht auch in Beziehung auf diese Güter im richtigen Verhältnisse. Wer es führt, der ist kein Sklav dieser Güter, er reißt sie nicht mit Gewalt an sich, er ist nicht unersättlich in ihrem Besitze, nicht un-

glücklich bei ihrem Mangel, nicht trostlos über ihren Verlust. Aber auf der andern Seite verschmäht er auch diese Güter nicht, tritt sie nicht mit Füssen, wie so Viele im falsch-frommen Eifer gethan, sondern er bemüht sich um sie, so weit sie sein wahres Bedürfniß sind, er verschleudert sie nicht verschwenderisch, sondern hält sie, um sie gehörig zu benutzen, sorgfältig zusammen, namentlich was man Geld und Gut nennt. Jedoch folgt er treu den Worten des Meisters: „Fället euch Reichthum zu, so hänget das Herz nicht daran." Es ist demnach nicht gegen das Gewissen, wohlhabend oder reich zu sein; ja, das richtige Gemüthsleben selbst kann aus dem Reichthum einen hohen Genuß ziehen; wir meinen nicht den Genuß des Besitzes, sondern den Genuß edler Verwendung. Und diesen Genuß können wir von allem haben was wir besitzen, so wenig und so gering es auch sei. Das ist die schönste, die reinste Benutzung der Güter der Erde. — Mit der Benutzung aber der Naturwelt, so weit sie in unsern Bereich kommt, ist uns auch die Herrschaft über dieselbe verliehen. Der Mensch ist vom Schöpfer selbst zum Herrn der Erde eingesetzt worden. „Machet euch die Erde unterthan" sagt die Stimme des Schöpfers zu den Stammeltern unseres Geschlechts. Wäre diese göttliche Vergünstigung ein Gebot zu nennen, so könnte man sagen, der Mensch sei wenigstens Einem göttlichen Gebote eifrig nachgekommen und unverbrüchlich treu geblieben. Denn wir wissen daß von Anbeginn bis auf den heutigen Tag die Menschen beflissen waren die Erde mit Allem was drinnen ist zu ihrem Besitzthum, und sich zu Herrschern über dasselbe zu machen. Länder und Meere, Berge und Thäler, Wälder und Ströme haben sich allmählich der Herrschaft unseres Geschlechts unterwerfen müssen. Alles was lebt auf der Erde dienet dem Menschen, oder wird, wenn es sich seiner Herrschaft widersetzt, mit übermächtiger Gewalt von ihm verfolgt und ausgerottet. Aus wie vielen Ländern sind bereits jetzt die Thiere der Wildniß verschwunden. Cultur ist das Losungswort der menschlichen Herrschaft; und alle Cultur ist ein Sieg der Ordnung und Regel über die Unordnung und Ungebundenheit. Die Idee der Cultur, und die Vollendung derselben, ist allgemeiner Frieden: denn so weit die Cultur reicht, ist Bändigung, Schranke, Ordnung, Gleichmaß, Friede. Was kann nun einem richtigen Gemüthsleben, wel-

ches innerlich, in sich selbst, ganz Frieden ist, erwünschter sein, als sich auch äußerlich, gleichsam im Spiegel zu erblicken? Es ist daher die Beziehung des richtigen Gemüthslebens auf die Naturwelt, auch wiefern sich menschliche Herrschaft in der letzteren ausspricht, eine sehr freundliche und heitere: denn überall, wo dem in sich harmonischen Gemüth Harmonie von aussen entgegentritt, da findet es sich in seinem eigentlichsten Elemente, in dem Elemente des Lebens und der Freude. Und so kann sich denn das richtige Gemüthsleben in allen seinen hier verfolgten Beziehungen zur Naturwelt frei bewegen, ohne diese Welt zurückstoßen zu dürfen, oder von ihr zurückgestoßen zu werden. Aber wie? ist denn die Naturwelt immer so freundlich und dienstfertig als sie hier geschildert worden ist? Giebt es nicht auch rauhe oder heiße Climate, unfruchtbaren Boden? giebt es nicht Mißwachs, verheerende Seuchen, Erdbeben, Orcane, Ueberschwemmungen? Alles dieß, und wie manche andere Naturplage noch, scheint die Erhaltung der Menschen vielmehr zu gefährden als zu fördern. Und wo so häufig nicht einmal diese gesichert ist, wo ist da an Genuß, Benutzung, Beherrschung der Naturwelt zu denken? Uebrigens sehen wir ja, auch wenn alle diese Plagen nur vorübergehend sind, — wiewohl Clima und Boden immer dieselben bleiben, — wenn auch im Ganzen und Allgemeinen die Naturwelt sich dem Menschen günstig erzeigt, dennoch im Einzelnen, und gerade in den cultivirtesten Ländern, eine Menge von Menschen darben, und in Noth und Elend kümmerlich ihr Leben fristen, während verhältnißmäßig nur wenige Glückliche im Ueberfluß schwelgen. Ist dieß aber die Schuld der Naturwelt? Einen Theil der Schuld tragen viele Darbende selbst durch ihre Trägheit, einen andern viele Reiche durch ihre Hartherzigkeit, einen dritten die in vieler Hinsicht noch sehr mangelhaften menschlichen Einrichtungen, den letzten Theil endlich das noch nicht richtig gestellte Gemüthsleben der Meisten selbst. In dem Maße wie dieses letzte Hinderniß der Harmonie des Menschen mit der Naturwelt gehoben wird, wird auch mit dem inneren Frieden der äussere mehr und mehr herbeigeführt werden, als wozu der Verkehr der Menschen mit Menschen am meisten beitragen kann. Von diesem, oder vielmehr nur von der erfreulichen Seite desselben, nämlich von den Beziehungen des richtigen Gemüthslebens auf die Menschen=

welt, haben wir nun noch zu sprechen. Doch möchte es rathsam sein, um das schöne Verhältniß des reinen Gemüthslebens zur Menschenwelt besser zu würdigen, vorher die Schattenseite des Menschen-Verkehrs vorüberziehend ins Auge zu fassen.

Man sagt von irgend einem schönen Lande, es wäre ein Paradies, wenn keine Menschen drinne wären. Schiller sagt sogar: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual". Hienach sollte man glauben daß sich die Menschen die Welt zur Hölle machten. Und im Durchschnitt möchte man so gar Unrecht nicht haben. So lange es Menschen giebt, haben sie sich angefeindet, mit Haß verfolgt, bekriegt, gemordet. Ein Brudermord in der ersten Menschenfamilie gab das Zeichen zu allen künftigen Mordthaten. Neid, Eifersucht, Habsucht trieben Stämme gegen Stämme, Völker gegen Völker; und mehr als Ein Stamm hat den andern, mehr als ein Volk das andere im Laufe der Zeiten aufgerieben und ausgerottet. Die Völkerkriege, wo Hunderttausende geopfert wurden, haben nicht aufgehört bis auf diesen Tag. Und wie im Großen und Ganzen, so im Kleinen und Einzelnen. Es giebt kein Land, keine Stadt, keinen Flecken, kein Haus, wo nicht innere Zwistigkeiten den Frieden verscheuchen, und feindselige Verhältnisse herbeirufen. Es giebt dergleichen fast in jeder Familie. Wie oft leben Gatte und Gattin, Eltern und Kinder, Geschwister und Geschwister, überhaupt Verwandte und Verwandte unter einander in ununterbrochener Fehde. Ist es da zu verwundern, wenn Diejenigen, die sich nicht so nahe stehen, durch Neid, Haß, Verfolgung von allerlei Art sich gegenseitig zu beeinträchtigen suchen? Fast möchte man sagen das Menschenleben sei ein Krieg Aller gegen Alle. Und doch ist dem nicht so; wie wollte sonst das Menschengeschlecht bestehen? Den verderblichen Mächten der Zwietracht unter den Menschen wirken glücklicher Weise nicht minder mächtige Kräfte der Eintracht entgegen, die den feindseligen die Spitze bieten, und nicht blos das Gleichgewicht erhalten, sondern sogar im unmerklichen Fortschreiten das Gute und den Frieden fördern. Die bindende und einigende Kraft ist mächtiger als die lösende und zerstörende; die Kraft des Lebens besiegt den Tod. Von jeher ist der Geist der Gesetze durch die Völker gezogen, hat Staaten gegründet, befestiget und gefördert. Im Laufe

der Zeiten haben sich die bürgerlichen Vereine vervollkommnet, und der schönste aller Vereine, die Ehe, hat, trotz der Mißverhältnisse im Einzelnen, dennoch im Ganzen unendlichen Segen über die menschlichen Verhältnisse verbreitet. Dasselbe gilt in noch weit umfassenderer Bedeutung von der Religion, welche, so viel sie auch in ihren Ausartungen geschadet, dennoch ihrem Geiste nach das allgemeine Band der Menschheit, wenn auch noch nicht ist, doch zu werden bestimmt ist. Im Christenthume, im Geiste der Liebe der es durchdringt, lebt diese Religion. Und so wissen wir denn auch, daß es der Geist der Liebe ist der jedes einzelne Gemüth nicht blos mit sich selbst, sondern auch mit der gesammten Menschenwelt in Frieden bringt und erhält. Und dieß ist das schöne Verhältniß, welches darzustellen unsere noch übrige Aufgabe ist. Das in sich einige, reine, freie Gemüth, welches durchaus Liebe ist, kann auch nicht anders als auf Alle, die menschliches Antlitz tragen, mit Liebe blicken, und Allen mit Liebe entgegentreten, nur daß diese Liebe, gleich dem Lichtstrahle wenn er sich an verschiedenen Körpern bricht, in verschiedenen Farben erscheint. Die Menschenwelt überhaupt erscheint dem Herzen, in welchem die Liebe wohnt, auch im Lichte der Liebe. So groß auch die Mängel, die Gebrechen der Menschen seien, die Liebe gleicht sie aus, und sieht in allen Menschen nur die Menschheit, die verwandte, die brüderliche Natur. Den Bruder zu hassen hat Der, welcher die Liebe selbst war, seinen Getreuen streng verboten. „Wer seinen Bruder haßt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet", ruft der Erbarmer aus, der für das Heil aller Menschen gestorben ist. Das Band des Geistes, welches alle Menschen verbindet, das Band der Persönlichkeit ist es, welches auch die Herzen umschlingen muß, so daß das Wort der höchsten Liebe: „liebe deinen Nächsten als dich selbst" mit unverlöschlichen Zügen in jedem Herzen geschrieben stehe. Diese Liebe ist ein wesentlicher Bestandtheil des richtigen Gemüthslebens, und in ihr, weil sie göttlicher Art ist, fühlt sich das Gemüth selig. Allein gegen diese allgemeine Liebe läßt sich einwenden daß sie ja unmöglich an der sittlichen Ausartung, Verdorbenheit, ja Verworfenheit so vieler Menschen Wohlgefallen finden, und folglich auch Solchen sich nicht zuwenden könne. Wir müssen aber wohl bedenken daß dergleichen Unglückliche als Kranke zu betrachten sind, und folglich darum unsere

Theilnahme in Anspruch nehmen. Von dieser kann sich auch das reinste Herz, und gerade dieses am ersten, nicht lossagen, wie wir an dem Beispiele unseres Herrn und Meisters ganz deutlich wahrnehmen können. Und diese Theilnahme, und was damit für das handelnde Leben verbunden ist, ist die Liebe, die wir auch Solchen zu erzeugen haben, von denen wir ohnehin nicht wissen können ob sie nicht über kurz oder lang in sich gehen und ihr Leben reinigen werden. Ja selbst, wenn wir Widriges von ihnen erführen, können wir ihnen, wenn unser Gemüthsleben ein richtiges ist, diese Theilnahme nicht entziehen: denn hier mahnt uns an das was wir zu thun haben, das göttlichste Wort was je ausgesprochen wurde: „Liebet eure Feinde, thut wohl denen die euch hassen, bittet für die so euch beleidigen und verfolgen". Und wir wissen wohl: der so sprach, Er that es selbst. Wer dieß ebenfalls versucht hat, der weiß aus Erfahrung daß diese Liebe den schönsten Lohn in sich selbst trägt, daß sie das Herz mehr als Alles beseliget. Wenn nun aber das reine, freie Herz, in welchem die Liebe wohnt, auch mit der ausgearteten Menschheit in Frieden lebt, wie muß es sich nicht zu solchen Herzen hingezogen fühlen, die ihm verwandt sind! Gewiß, es ist ein himmlisches Band das solche Herzen verbindet, und wenn sie auch im äußeren Leben einander noch so fern stünden. Diese Liebe ist nicht einmal mehr eine freie Hingabe, sie ist eine freundliche Nöthigung, ein süßer Zwang. Wer das himmlische Gemüth des Heilandes in seiner ganzen Schönheit, in der Fülle seiner Opferliebe erkannt hat, der fühlt sich zu dem Menschensohne, wie er sich selbst nennt, und wie ihn in seiner göttlichen Liebenswürdigkeit der treueinfältige Griffel seiner schlichten Jünger in voller Lebens-Frische uns vor Augen gestellt hat, auf die eben genannte Weise hingezogen, nicht mit leidenschaftlicher, sondern mit bewunderungsvoller, anbetender Liebe, wie wir sie für Niemanden von unseres Gleichen hegen können, wie aber auch Niemand empfinden kann der sich nicht des richtigen Gemüthslebens befleißiget. Wer dieß aber thut, der erkennt das Menschheits-Ideal, welches in seinem Inneren aufgegangen ist wie die Frühlingssonne, nun auch außer sich, an Ihm und in Ihm, dem lebendigen Urbilde der reinen Menschheit. Es ist dieß kein Schattenbild eines Gewesenen, der längst zu wirken aufgehört hat; nein, es ist der ewig Lebende, der vor uns steht, und uns zuruft:

„ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende". Es ist also auch keine bloße Liebe des Andenkens die uns erfüllt, sondern es ist die Liebe zu dem uns gegenwärtigen unvergänglichen Leben in der Person des Göttlichen, die nur unserm äusseren Auge nicht sichtbar ist. Ihn so, wie er ist und ewig sein wird zu erkennen, bedarf es keiner Anstrengung der Einbildungskraft; auch würde sich diese umsonst bemühen seine leibliche Gestalt uns vorzuzaubern, da wir auch nicht die geringste Andeutung von ihr besitzen. Sondern es ist das geistige Auge, welches das Unsichtbare, Gestaltlose, und dennoch Wesenhafte, ja das Wesen der Wesen selbst, den Geist erfaßt, wie er sich in Christo als den Geist des Lichts, und der Liebe, und des ewigen Lebens offenbart hat. Als solcher ist er uns immer gegenwärtig, wenn unser Gemüthsleben ein richtiges ist. Ja er steht uns nicht blos gleichsam vor Augen, sondern er gehet in uns ein, und macht Wohnung bei uns, wie er verheißen hat. — Aber sind wir nicht ganz von unserm Ziele abgekommen? Es sollte gezeigt werden in welches schöne Verhältniß uns das richtige Gemüthsleben mit andern Seelen bringt, in denen wir ein gleiches wahrnehmen; nothwendig nämlich in das Verhältniß der reinsten Wechselliebe, wie wir uns denken mögen daß sich Engel lieben. Aber das Verhältniß zum erhabenen Gottessohne, wiewohl sich in ihm das vollendet reine Gemüthsleben offenbart hat, ist doch ganz ein anderes. Wir können, ja wir müssen ihn anbetend verehren wenn wir in sein göttliches Gemüth schauen, wie er es uns offen zu Tage gelegt hat. Jedoch wer sind wir, daß wir, als sei er unseres Gleichen, ihn mit menschlicher, wenn auch noch so reiner, Liebe umfassen dürfen? Und dennoch dürfen wir es: denn er selbst hat sich zu unseres Gleichen gemacht, damit wir ihm nahen, damit wir Eins mit ihm werden sollen. Schöner kann es wohl kaum ausgesprochen werden in welches Verhältniß ein reinliebendes Gemüth mit dem göttlichen Menschensohne treten kann, als es der sinnige Novalis in seinen geistlichen Liedern ausgesprochen hat. Eben das, wovon hier die Rede ist, drückt er in einem dieser Lieder mit den Worten aus

„Er starb, und dennoch alle Tage
„Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
„Und kannst getrost in jeder Lage
„Ihn zärtlich in die Arme ziehn".

Und in der That, weniger als wir gemeinhin glauben, ist menschliche Gestalt nöthig, um ein menschliches Herz zu lieben. Es giebt Menschen, wo unter Zweien keiner den andern jemals gesehen, und dennoch Gemüth an Gemüth sich auf das innigste angekettet hat. So viel ist gewiß: der ewig lebende Christus ist noch jetzt der Freund derer die ihn lieben, wie er es war, da er auf Erden wandelte. Und da der Freund gern vom Freunde lernt und sich ihm nachbildet, so werden wir, wenn wir Christum lieben, auch unsere Brüder lieben lernen, die sämmtlich Kinder Eines Vaters sind. Das ist kein richtiges Gemüthsleben, welches nicht dieser Liebe fähig ist. Diese Fähigkeit nicht blos, sondern der praktische Erweis derselben, ist die Probe, woran sich das Gemüth prüfen kann ob es ganz lauter sei. Denn wir sind von Natur nichts weniger als allen Menschen geneigt, mit denen wir in Berührung kommen. Wir wissen wohl daß wir, auch ohne alle Veranlassung von der andern Seite, eine gewisse Abneigung (Antipathie) gegen manche Menschen haben, deren Individualität nicht mit der unsrigen harmonirt, und darum etwas Zurückstoßendes für uns hat. Bald ist es ein dem unsrigen entgegengesetztes Temperament, welches uns also zurückstößt, bald ist es der Charakter selbst, und die aus ihm folgende Lebensansicht und Handlungs- Weise, bis auf bloße Gewohnheiten oder Angewöhnungen hin, die uns zuwider sind, z. B. wenn sich Jemand das Tabaksschnupfen allzustark angewöhnt hat; bald ist es sogar die Gestalt, oder die Physiognomie, oder ein Theil des Gesichts, z. B. die Nase, die uns einen Menschen zuwider macht. Selbst die Stellungen, die Bewegungen, das Sprechen, die Stimme des Andern, dieß Alles ist es, was wir nicht leiden mögen, und was uns den ganzen Menschen unangenehm macht. Freilich sollten wir etwas der Art nicht an uns dulden, schon weil es das gesellige Verhältniß stört; allein wir lassen uns gemeinhin gehen, und geben uns keine Mühe unsere Abneigung zu bezwingen, um so weniger, da diese aus unserer eigenen Individualität, aus unsern eigenen Neigungen und Gewohnheiten, aus unserm Geschmack, ja, oft nur aus unserm Eigensinn hervorgeht. Es zeigt aber nicht blos eine große Beschränktheit und Schwäche von unserer Seite an, wenn wir uns durch alles dieses zu einer Abneigung gegen Andere verleiten lassen, sondern es ist auch höchst ungerecht,

indem wir das Gute, Schätzbare, Vorzügliche, was sie besitzen, über die Mängel, die uns an ihnen zuwider sind, hintenansetzen, ja vielleicht gänzlich übersehen. Aber mehr als ungerecht ist es, es ist reinweg unsittlich, wenn selbst die guten Eigenschaften Anderer, ihre Vorzüge, ihre Talente, Kenntnisse und Fertigkeiten, ja sogar ihre äusseren glücklichen Verhältnisse, ihre Glücksgüter, ihr guter Ruf und Ruhm u. dgl. das ist, was unsere Abneigung erregt, indem alles dieß Neid und Mißgunst in uns hervorruft. Alle diese Schwächen und Gebrechen, alles dieses Unkraut läßt ein richtiges Gemüthsleben nicht in sich aufkommen, sondern erstickt es im Keime. Wo die Liebe waltet, findet die Abneigung, oder gar der Haß, keine Stätte. Und hier sieht man zunächst, was das sagen will: „die Liebe trägt Alles, sie duldet Alles". Was auch Andere für Eigenheiten haben mögen, die unserer Individualität nicht zusagen: die Liebe bezwingt diese Individualität selbst, die, wiefern sie solche Abneigungen erzeugt, zur Passivität geworden ist. Ein richtiges Gemüthsleben duldet aber keine Passivität in sich. Hier sieht man aber auch ferner, was es heißt: „die Liebe suchet nicht das Ihre". Neid und Mißgunst suchen das Ihre; aber die Liebe freuet sich über jedes Gute, über jede Tugend, über jede Vorzüglichkeit die sie an Andern gewahr wird. Je vollkommener, je glücklicher die Andern sind, je mehr sie auf dem Pfade des Gedeihens vorschreiten, desto herzlicher freut sich die Liebe, die in einem richtigen Gemüthsleben wohnt.

Und so mag denn die Menschenwelt beschaffen sein wie sie will, das richtige Gemüthsleben findet in ihr überall seine Nahrung, seine Förderung, seine Freude. Denn wenn uns — sobald wir anders nur auf ein solches Leben gestellt sind — die Menschen hassen und verfolgen, so haben wir Ursache gegen Gott dankbar zu sein, weil er uns Gelegenheit giebt die schwerste aller Tugenden, die der Vergebung des Unrechts und der Beleidigungen, zu üben. Aber auch die blos kalte oder verächtliche Behandlung Anderer darf nicht machen daß unsere Liebe erkaltet. Wie wäre dieß auch in einem Gemüthe, welches ganz von der Liebe erfüllt ist, möglich? Es ist genöthiget seine Liebe mitzutheilen, auch wo ihr keine entgegenkommt, und wird durch diese Mittheilung nur reicher; denn wahr bleibt das gewichtige Wort: „Geben ist seliger als nehmen". Allerdings aber ist es er-

freulich und erquickend, auch Andere mit Liebe zu uns hingeneigt zu sehen, nur daß man diese nicht als eine gerechte Gabe für die unsrige erwarten, und noch weniger fordern darf: denn nur die ist die wahre Liebe die nicht das Ihre sucht. So ist und bleibt denn die Beziehung des richtigen Gemüthslebens auf die Menschenwelt immer eine freundliche. Denn so unfreundlich oft die letztere dem reinsten Gemüthe entgegentritt: „die Liebe läßt sich nicht erbittern". Es steht ein Beweis und Beispiel hievon uns vor Augen, dergleichen die Welt nur einmal sah: die Vergebung am Kreuze. Die Liebe, die sich nicht erbittern läßt, ist der schönste Triumph eines richtigen Gemüthslebens, ein Triumph des Göttlichen über das Menschliche im Menschen selbst.

Sechstes Kapitel.

Schluss.

Es ist vorauszusetzen, ja es ist bereits vorausgesetzt worden daß ein richtiges Gemüths-Leben auch von einem richtigen Denk- und That-Leben begleitet ist. Keines kann ohne das andere gedacht werden. Wie innig aber auch in der Wirklichkeit, oder, wenn wir diese an ihren Ort gestellt sein lassen, in der Idee, dieses dreifache normale Leben vereiniget sein möge: in der Darstellung mußte es getrennt werden, und darum unvermeidlich das Ganze wie das Einzelne einen Anstrich von Einseitigkeit erlangen. Jedoch dieser Mangel trifft jede Lehre, weil keine auf einmal und in ihrem ganzen Umfange dem Schüler beigebracht werden kann. Ja, solche Einseitigkeit, oder, wenn man lieber will, solche stufenartige Aufeinanderfolge, ist der Lehre angemessen, und sogar nothwendig. Und so hört dieselbe auf ein Mangel zu sein: sie wird ein Bedürfniß. Wir haben das richtige Leben vielfältig einer Kunstschule verglichen; und die Art und Weise, nach welcher in einer solchen verfahren wird, rechtfertiget vollkommen unsere eigene Verfahrungs-Weise, vorausgesetzt daß sie naturgemäß ist in der vollen Bedeutung der menschlichen Natur. Und da ist denn nachgewiesen worden daß in einer Lehre vom richtigen Leben zuerst die Grundlage des Ganzen, nämlich unser physisches

Dasein und Wirken, in seiner Normalität gesichert sein muß, weil ohne diese das persönliche Leben, nach allen seinen Seiten und Beziehungen hin, sich durchaus zu keiner Normalität gestalten kann. Es ist ferner nachgewiesen worden daß der Gedanke und das Denkleben immerfort die Initiative des persönlichen Lebens ist, und daß ohne richtiges Denken, wenigstens mit Bewußtsein, auch nicht richtig gehandelt werden kann. Und was ist ein Handeln ohne Bewußtsein? Da aber unser Thun oder Lassen den Zustand unseres Gemüths bestimmt, ob derselbe ein Zustand des Wohl- oder Wehe-seins sein soll, so folgt, daß, was gewöhnlich im Leben den Impuls unseres Handelns giebt, nämlich unser Gemüth mit seinen Stimmungen, Neigungen, Affecten und Leidenschaften, gerade am allerwenigsten den Anfang in der Lehre des richtigen Lebens machen kann. Zwar scheint dieß der Heilsordnung, oder, was dasselbe ist, der Orthobiotik unserer heiligen Schriften zu widersprechen, als in denen überall das Gemüth, nämlich die Läuterung desselben, den Anfang macht. Aber dieser Widerspruch ist eben nur scheinbar. Denn wie wollte selbst die Kraft des Evangeliums auf ein abnormes Gemüthsleben einwirken und seine Läuterung hervorbringen, wenn sich nicht in jedem menschlichen Bewußtsein Etwas für die göttliche Mahnung empfängliches vorfände, wodurch erst auf das Gemüth eingewirkt werden kann. Dieses Etwas, man nenne es den von Gott gegebenen — also doch dem Menschen einwohnenden — heiligen Geist, oder den Geist der Wahrheit und des Rechts, den jeder Mensch — es versteht sich, ebenfalls als von Gott gegeben — seinem Bewußtsein eingeboren findet, oder man nenne es auch, als das diesen Geist Vernehmende, die Vernunft: wir bedürfen dieses Etwas, damit nur irgend ein sittlicher, ein religiöser, ein heiliger Eindruck auf unser Gemüth gemacht werden könne. Wir haben dieses Hohe und Heilige in uns das Princip des richtigen Lebens genannt, und dieses Princip eben so dem Denk- und That- als dem Gemüthsleben vorgesetzt: dem Denkleben als das Princip der Wahrheit, dem Thatleben als das Princip des Rechts, und dem Gemüthsleben als das Princip der Liebe. Ja, wir sind weiter gegangen, und haben dieses Princip, unabhängig von seiner dreifachen Verzweigung, oder vielmehr dieser vorausgehend, das Princip der Freiheit genannt, und in demselben das eigentliche Lebens-

Element des Geistes anerkannt, nicht blos nach dem Ausspruche unseres innersten Bewußtseins, sondern auch nach dem Ausspruche der heiligen Schrift: „wo der Geist ist, da ist Freiheit.“ Und in der That durchdringt und erfüllt das Princip der Freiheit die ganze heilige Schrift, wiefern sie die Aufbewahrerin der göttlichen Offenbarung, als Arznei gegen die Krankheit des ganzen menschlichen Geschlechts, gegen die Sünde, uns dargereicht ist: denn Sünde ist Knechtschaft. Durch das Princip der Freiheit also, welches unsere Orthobiotik beseelt, oder vielmehr begeistet, wie es die heilige Schrift selbst beseelt und begeistet, ist jener scheinbare Widerspruch aufgehoben: denn an dieses Princip im Menschen wendet sich zunächst eben so die heilige Schrift als unsere Orthobiotik. Nur kann die erstere ohne Umweg durch das Wort des Geistes auf das Gemüth einwirken, da sie dieses, vermöge des göttlich angefachten Glaubens, in ihrer Gewalt hat; unsere Orthobiotik aber vermag dieses nicht, sondern muß einen Umweg durch den Verstand und die ihm beizubringende Ueberzeugung nehmen. Und hier offenbart sich deutlich die göttliche Kraft und die menschliche Schwäche. Gott selbst hatte sich ein Volk des Glaubens erzogen, und durch den Glauben, welcher im Gemüthe wohnt, wirkte er auf sein Volk. Er erregte, belebte, befestigte diesen Glauben und seine Wirkung durch die Kraft der Wunder, deren höchstes die Menschwerdung des Gottes-Sohnes, sein Tod, und seine Auferstehung, und seine Erhebung von der Erde, dem Sitze der Schwere, in das Reich des Lichts und der Himmel ist. Durch den Glauben hat Christus seine Gemeine gegründet, und durch den Glauben erhält er sie, und bewahrt sie auf für sein Reich, für das Reich des Geistes und der Freiheit. Er selbst war und ist der Erlöser, der Befreier des Menschengeschlechts durch den Glauben. Wie nun aber, wer vom Glauben nichts wissen will? Schon Paulus sagt, er sei nicht Jedermann's Sache. Was ist da zu thun? nichts, als zu zeigen, oder, wenn man will, zu beweisen, daß der Christusglaube, wie das Tiefste menschlicher Demuth, so das Höchste menschlichen Aufschwunges ist. Aber wie dieß zeigen und beweisen? durch den Weg alles menschlichen Beweisens: durch den Verstand. Jedoch wir haben eine Stütze, einen Führer, bei diesem Geschäft gefunden: den Geist der Wahrheit selbst. Das Denken allein, ohne diesen Geist,

fördert nicht: es verwirrt; das Denkleben aber, vom Geist der Wahrheit geleitet, führt auch zur Wahrheit. Wahrheit ist Einheit; und Einheit bringt Frieden. Und so lenkt das Denkleben von selbst in das Leben des Herzens ein, wiewohl nicht ohne die nächste Bedingung des Herzensfriedens: das rechte Thun. Also nur für die, die nicht glauben, und nicht durch den Glauben selig werden wollen, ist diese hier vorgelegte Orthobiotik. Aber gerade Solche sind am meisten zum Denken aufgelegt. Ist es ihnen nun um ein richtiges Denkleben zu thun, und läßt sich das richtige Denkleben vom Thatleben nicht trennen, eben so wenig als das wahre Denken vom rechten Thun: so kommen sie von selbst, oder vielmehr unwillkührlich, auf den Weg, den uns die heilige Schrift vorzeichnet, als welche alle Schätze der Weisheit in sich enthält. Haben sie nun wahrhaft Philosophie, d. h. Liebe zur Weisheit, so werden sie auch am Ende zugestehen daß die höchste, d. h. die göttliche Weisheit sich dem einfältigen Kindersinne, oder was dasselbe ist, dem Glauben offenbart hat. Den Unmündigen ist das Reich Gottes gegeben; und wenn wir mündig geworden sind durch die Vernunft, — aber auch nur durch sie, — so stellt es sich uns als höchstes Ziel vor Augen: wieder zu werden wie die Kinder; nicht, wie der Apostel so ermunternd sagt, an Erkenntniß, sondern an Verdorbenheit. Dieß zu zeigen strebt nun die hier vorliegende Orthobiotik. Ihr Verfasser hat schon längst öffentlich beurkundet daß er die Wahrheit über Alles liebt. Aber eben darum ehrt er die heilige Schrift über Alles, weil sie das Wort der Wahrheit ist, und als Bürgschaft für sich selbst den großen Ausspruch thut: „die Wahrheit wird euch frei machen." Es giebt keinen Probierstein für die Wahrheit unseres Denkens, Thuns, und Empfindens, als die Freiheit, die uns in unserm Bewußtsein zu Theil wird. Diese Freiheit beseliget uns. Und welche höhere Gewißheit vom wahren Leben können wir erhalten, als die Seligkeit? Hiemit bekennt also Schreiber dieses offen daß ihm der Zustand und das Bewußtsein des freien Seins und Lebens die Versicherung der wahren, der richtigen Lebensführung ist. Immerfort tönt es ihm ins Ohr: „so ihr bleibet in meiner Lehre, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." Ist hier nicht der deutlichste Beweis gegeben daß es inhaltsschwere Worte sind, die der-

selbe Mund ausspricht: „die Worte, die ich rede, die sind Geist und Leben.“ Ja, wahrhaftig: ist etwas Geist und Leben, so ist es dieß, daß die Wahrheit frei macht. Und zu jener göttlichen Freiheitslehre Diejenigen, die am Glauben Schiffbruch erlitten haben, zurückzuführen, dahin strebt die Schrift die hier den Lesern vor Augen liegt. Ihr Verfasser hält, wie er ebenfalls öffentlich ausgesprochen hat, die Philosophie, als solche, als eine selbstständige, sich selbst erzeugende Wissenschaft, für nichts. Ihre Geschichte, die Geschichte des Sisyphus, zeugt für seine Ansicht. Aber er ehrt den denkenden Geist, wie er in dem Abschnitte vom Denkleben hinlänglich erwiesen hat. Nur will er sich nicht, durch irgend ein System, in die sogenannten spanischen Stiefeln einschnüren lassen. Auch freut es ihn, daß sich die vermessene Selbstherrschaft aufgeblasener Geister ihrem Ende naht. Er wagt nicht zu viel, wenn er behauptet daß die sogenannte Philosophie im Laufe der Jahre sich selbst, wie jener alte Kaiser, in den Sarg legen wird, um nie wieder aufzustehen: denn alles Weltliche, und folglich auch die Weisheit der Welt, ist vergänglich. Es gab eine Zeit, und eine sehr lebensreiche, wo man noch nichts von Philosophie wußte. Und so wird eine noch lebensreichere kommen, wo man nichts mehr von Philosophie weiß, außer der Geschichte ihres Aufkeimens und Wachsthums, ihrer Blüthe, und ihres Absterbens ohne Frucht, oder nur mit der Frucht der Einsicht daß die bloße Speculation nicht zu Gott führt. Die Geschichte ist eine treue Berichterstatterin. Wo ist der alte Völkergeist hingeschwunden? Wo regt sich noch der Geist des Mittelalters, außer als Gespenst? Und so wird es unserm neuesten Geiste ebenfalls ergehen, der gar keiner äußeren Gewalt bedarf um unterzugehen, sondern durch eigene Ohnmacht aufgerieben wird. Denn was ist wohl ohnmächtiger und erbärmlicher als die Gesammtheit der Tendenzen unseres jungen, angeblich weltrestaurirenden, Zeitalters? Jedoch wer dürfte es unternehmen den Beweis hievon vor dem oberflächlichen, schalen, aber dabei über Alles selbstgnügsamen Genius der Zeit zu führen? Inzwischen, sie fördern das Gute ohne es zu wissen, indem sie das Abgeschmackte, welches sie für das Vortrefflichste halten, in seiner vollen Nichtigkeit aufstellen. Ihr von eures Gleichen gefeierte Namen des Tages, ahnet ihr ganz und gar nicht daß ihr zu dem Geschlecht der Epheme-

ren gehört? Ja, ihr seid ein Zeichen der Zeit, die, eben so wie die Natur, keinen leeren Raum duldet. Von euch gilt jenes prophetische Wort: „eure Stätte soll euch wüste gelassen werden;" aber hoffentlich nur um etwas Besseres darinne anzupflanzen. Wie kommt aber der Verfasser der Orthobiotik, der so eben die Liebe über Alles empfohlen hat, zu dieser Bitterkeit, um nicht zu sagen, zu diesem Ingrimm? Die Antwort auf diese Frage ist ganz einfach diese: weil er die Wahrheit über Alles liebt. Die Wahrheit verträgt keine dünkelhafte Einbildung, keine Falschheit, keine Lüge. Und alles dieses findet der Verfasser dieser Schrift in dem Geiste der Zeit. Er ist sehr krank, dieser Geist, ohne es zu wissen. Und darum ist ihm nichts nöthiger in seinen Repräsentanten als eine Orthobiotik. Das junge Europa leidet eben an dem Fehler der Jugend: es kennt sich nicht. Darum muß man ihm zur Selbsterkenntniß verhelfen. Der Selbsterkenntniß, wie sie die heilige Schrift giebt, ist es längst entwachsen. Laßt also sehen, wie auf anderem Wege ihm diese Selbsterkenntniß einzuimpfen sei. Es rühmt sich der Vernunft. Nun wohl! Gesprochen sei vernünftig zu den Vernünftigen! Denn unvernünftig wollen sie doch wohl nicht sein. Es sei ihnen also zugerufen: lernt richtig leben, so werdet ihr auch richtig denken lernen. Und wiederum: lernt richtig denken, so werdet ihr auch richtig leben lernen. Beides aber ist ohne den Geist der Wahrheit nicht möglich. Der Geist der Wahrheit ist der Geist der Freiheit. Ihr liebt die Freiheit. Liebt ihr sie wirklich und aufrichtig, so müßt ihr die Wahrheit lieben, die euch zu ihr führt. Hört also die Stimme der Wahrheit. Sie spricht in eurem Bewußtsein, in eurem Gewissen. Wollt ihr nichts vom Gewissen hören, so seid ihr verloren. Aber das wollt ihr nicht sein. Das Leben fesselt euch. Nun, so lernt das Leben kennen, nicht aus euren Vergehungen gegen das Leben, sondern aus der Erfahrung des Lebens selbst. Aber zu dieser Erfahrung gehört ein richtiges Verfahren. Die Orthobiotik zeigt es euch, so gut sie es vermag: sie selbst ist aus Erfahrung hervorgegangen. Sie hat es blos mit Uebung zu thun. Wie wäre sie sonst eine Kunstschule? Die Kunst des richtigen Lebens ist nicht schwerer als andere Künste. Dieß ist ermuthigend. Allein keine Kunst, welche es immer sei, ist leicht; und nur der ist der Meister, der sich in ihr mit Freiheit bewegt. Hier

in unserer Kunst gilt es nun, nicht einen leblosen Stoff, sondern das Leben selbst mit Freiheit zu behandeln, im Leben als ein Freier dazustehen. Nun besteht das Leben aus Augenblicken. Jeder Augenblick also hat und bringt seine Aufgabe, und ruft dir zu: erhalte dich frei! Und so ist die Aufgabe eines ganzen Lebens in einen Augenblick zusammengedrängt. Wie gering also! Wie leicht ist ein Augenblick, mit der Fessel die er uns anlegen will, durch die Kraft der Freiheit in uns, d. h. durch den reinen, geist=erfüllten Willen, zu bewältigen! Allein die Aufgabe wiederholt sich auch jeden Augenblick. Und da heißt es denn: „lasset uns arbeiten und nicht müde werden!" Und hierinne liegt eben die Kunst: daß wir nicht ermatten, daß wir nicht schlafen, auch nicht träumen, sondern wachen, daß wir uns bei Bewußtsein, und zwar bei Bewußtsein unserer Aufgabe erhalten, daß wir diese nicht vergessen: denn gar zu leicht vergißt sich der beste Vorsatz im Leben. Du wirst zur Tafel eingeladen. Du vergissest dich im Essen und Trinken. Du bist nicht mehr frei. Oder umgekehrt: Du gedenkst des Maßes und der Schranke, und beschränkst dich selbst; und so bleibst du für alle Augenblicke der Selbstbeschränkung frei; und nicht bloß dieß, sondern je öfter du diesen Act wiederholst, desto mehr wächst dir die Kraft der Freiheit, desto leichter wird dir die Ueberwältigung der äusseren Hindernisse, desto mehr erweitert sich das Gebiet deiner Freiheit um dich her. Ein anderer Augenblick des Anspruchs an dich erscheint. Du wirst zur Thätigkeit in irgend einem Geschäft aufgefordert. Es ist drückend dieses Geschäft, es verlangt fortgesetzten Kraft=Aufwand. Die Trägheit übermannt dich, du lässest vor der Hand die Aufgabe liegen. Du bist nicht mehr frei: denn die Trägheit hält dich gebunden. Oder umgekehrt: du gebrauchst die Kraft des Anfangens, die in dir ist, von Augenblick zu Augenblick, und so fort bis zum Ende des Geschäfts. So bist du frei, und freust dich deiner Freiheit. Aber wieder ein anderer Augenblick der Uebung erscheint! Du wirst durch deine Umgebung zu übler Stimmung, zum Unwillen, zur Bitterkeit, ja, zum Zorn aufgeregt. Aber du vergönnst Allem was dich reizen könnte keinen Eingang bei dir und erhältst dich frei. Jedoch ein allzu ungebührliches Benehmen regt dich endlich auf. Aber du hältst deinen Unwillen an dich, und bändigest dich. Und so geht der böse Augenblick vorüber, und du bist

frei geblieben, als Sieger über dich selbst, um so mehr, je mehr du dich bemühst Unfreundlichkeit mit ungeheuchelter Freundlichkeit, und selbst Feindseligkeit mit Nachsicht und Wohlwollen zu vergelten. Der Lohn kommt augenblicklich: du fühlst dich größer, freier. Und wieder ein Augenblick tritt ein, wo dir eine gefährliche Lockung naht. Lässest du dich von ihr ziehen, so geräthst du auf unbestimmte Zeit in Knechtschaft. Aber du lässest durch den reinen Willen in dir, der jetzt zur Widerstandskraft wird, die schmeichelnd einladende Lockung nicht an dich kommen, und du erhältst dich frei. So wächst das Kapital deiner Freiheit mit jedem Einsatze von Kraft. Nicht lange, so kannst du mit deiner Thatkraft größere Hindernisse überwältigen, stärkere Angriffe zurückweisen, und der Kreis deiner Freiheit erweitert sich immer mehr. Und dieß alles in Folge dessen daß du dir Augenblick für Augenblick deine Freiheit bewahrtest. Auch ist es nach einiger Zeit sehr wohl fühlbar daß man freier geworden ist. Größeres Vertrauen, größerer Muth, stärkeres Kraftgefühl tritt ein, als es früher vorhanden war; eine regere, lebendigere Thätigkeit erfüllt das Leben; überhaupt ist ein festerer Stand für das Leben gewonnen, weil „Freiheit in jedem Augenblick" die Losung des Tages ist vom Morgen bis zum Abend. Kein Druck, keine Erdenschwere lastet auf dem Leben; darum erhebt es sich mit Leichtigkeit in die Region des Lichts und der Klarheit, und der Heiterkeit. Das Herz ist aus früherem Zwiespalte in innere Einheit, in den Frieden zurückgetreten, und es ist nahe daran auch ein fröhliches Herz zu werden, das keine Nahrung seiner Freude von außen bedarf. Somit ist der Grund zum richtigen Leben gelegt, auf dem nur weiter fortgebaut werden darf, immer durch dasselbe Verfahren, immer durch die forterhaltene Freiheit des Augenblicks, um das Fortschreiten zur Meisterschaft immer deutlicher gewahr zu werden, oder mit andern Worten, um sich immer freier, leichter, heiterer, kräftiger zu fühlen. Aber wie sehr ändert sich die Scene, wenn du das Beschwörungswort der bösen Dämonen, das Zauberwort „Freiheit" vergissest, das dich in deinem Lebenskreise unangetastet erhält; wenn du, statt in jedem Augenblicke dich selbst zu bestimmen, anfängst dich bestimmen zu lassen, und folglich in einen passiven Zustand geräthst. Schnell nimmt, wenn du so fortfährst, die Passivität zu, wie die Macht der Schwere eines fall-

enden Körpers; und nicht lange, so hast du alle Vortheile verloren, die du so mühsam errungen hattest. Das schöne Leben und Wirken im lichthellen Kreise der Freiheit ist dir verschwunden wie ein flüchtiger Traum, den du nicht in die Erinnerung zurückrufen kannst. Der Druck der Welt und des Lebens lastet von neuem auf dir; du bist eine Beute neuer Sorge, neuer Furcht, ja, auch neuer Begierde; der innere Zwiespalt erwacht wieder, der Zustand der Unzufriedenheit, des Mißmuths tritt wieder ein; du fühlst dich abgespannt, schlaff, zum energischen Wirken, zum kräftigen Widerstande untauglich; kurz, du fühlst dich unselig; und willst du nicht gänzlich sinken, so mußt du deine Arbeit wieder von vorn anfangen. Und wie schwer ist dieses: denn die Kraft der Freiheit, durch welche du dich aus deiner Passivität herausreißen solltest, ist in die Tiefe deines Inneren zurückgesunken und verschwunden, wie des Schatzgräbers Schatz, der durch die Zauberformel schon zu bedeutender Höhe heraufgestiegen war, aber plötzlich durch ein unvorsichtiges Wort des Beschwörers wieder in seine erste Tiefe hinabsinkt. Es ist, wie gesagt, schwer, daß der von Passivität Niedergedrückte die Kraft der Freiheit wieder aus der inneren Tiefe, in welche sie versunken ist, heraufziehe an das Licht des Bewußtseins, um die drückende Last von neuem zu entfernen: aber es ist nicht unmöglich. Ein Wollen, ein Anfangen, und die Kraft ist wieder da. Zwar ist Anfangs das Gefühl von ihrer wiederkehrenden Gegenwart schwach, wie das Lebensgefühl dessen, der aus einer Ohnmacht zu sich zurückkommt, und es bedarf der größten Anstrengung um sich des lastenden äußeren Drucks zu erwehren; aber gerade durch diese Anstrengung wächst sie, und sammelt sich aufs neue zu stärkerer Rückwirkung. So zeigt sie sich als ein unversiechbarer Lebensquell, nach dem nur gegraben werden muß, daß er wieder hervorspringe und das Leben erneue, erquicke, kräftige. Inzwischen ist nicht zu läugnen daß, je öfter diese gesammelte Kraft wieder vergeudet und zerstreut wird durch neuen Fall, durch neues Versinken in die Passivität, desto schwieriger es wird sie zurückzurufen, bis zuletzt sogar die Neigung hiezu im Menschen verschwindet und ihm die Ruhe der Trägheit, bei allem Druck der Passivität, erträglicher erscheint, als das lästige Gefühl der Anstrengung zu neuer Thätigkeit. Ist es so weit mit dem Menschen gekommen, dann ist es fast mehr als wahrscheinlich

daß er dem geistigen Tode anheimfalle: denn der Geist lebt nur in der Freiheit. Darum achte Jeder auf das große Wort des Meisters: „Wachet!“ was für jeden Menschen in der Welt gesagt ist: denn er fügt noch hinzu: „was ich euch sage, das sage ich Allen.“

Und so wären wir denn durch das einzige Wort „Wachet“ von neuem genöthiget unsern Blick zurückzuwenden auf das Muster und Beispiel eines vollkommenen Lebens, auf den Herrn und Meister. In seiner Person erblicken wir die vollendete Freiheit, die reine Geistigkeit im Leben dargestellt. Er ist der sichtbare Geist, der Gottmensch. Er ist unerreichbar, aber dennoch unser Muster, wie der Meister in der Kunst das Muster des Schülers ist. Das richtige Leben in allen seinen Richtungen und in deren vollkommener Harmonie, offenbart sich an ihm. Schreiber dieses hat es bereits an andern Orten ausgesprochen daß schon die Betrachtung dieser göttlichen Gestalt, wenn sie mit geistigem Blicke angestellt wird, ein Entzücken erzeugt, gegen welches aller Kunstgenuß der klassischen Werke aller Zeiten in nichts zerfließt. Des größten Kunstforschers unserer Zeit, des genialen Winkelmann Ideal, wie er sich dasselbe von den vollendetsten Bildwerken des klassischen Alterthums abstrahirt hat, ist die reine Schönheit, das vollkommene Ebenmaß aller Theile eines Ganzen, in welches sie als in reine Einheit zerfließen, so daß bei vollendeter Beschränkung des Ganzen doch nirgends eine Schranke hervortritt, sondern das Kunstwerk nur der Ausdruck allseitiger Freiheit zu sein scheint. Und was ist ein solches Ideal von Kunstwerk, wo der Geist und die Freiheit nur im todten Stoffe ausgeprägt erscheint, gegen das lebendige Ideal des Geistes und der Freiheit im Menschensohne! Hier ist, wenn man sich so ausdrücken darf, Kunstwerk und Künstler Eins. Sein eigenes Leben ist der Stoff, in welchem sich seine Künstlerweisheit und Künstlerkraft verherrlichet hat. Sein Leben ist die lebendige Erscheinung der reinen Schönheit: vollendete Selbstbeschränkung, und darum vollendete Freiheit. Wäre einem Winkelmann das geistige Auge für diese himmlische Schönheit geöffnet gewesen, er hätte das Studium der Antike fahren lassen, und hätte seinen tiefen Schönheitsblick der forschenden Betrachtung des Ideals der Menschheit zugewendet; ihn hätte in diesem lebendigen Gottes- Bilde aus jedem Zuge der Selbst-

beschränkung ein Strahl der göttlichen Freiheit angeblickt. Er hätte mit dem innigsten Entzücken bemerkt, wie dieses Leben aus Einem Gusse — wenn dieser grobsinnliche Ausdruck erlaubt ist — nur der Ausdruck der innersten Einheit göttlicher Kraft, göttlichen Lichts und göttlicher Liebe war. Er hätte diese Kraft erkannt in den heiligen Thaten des Göttlichen, dieses Licht in seinem heiligen Worte, dem Worte der Wahrheit, diese Liebe in seinem heiligen Dulden bis zum Tode am Kreuz. Er hätte erkannt daß diesem ganzen Leben der Charakter der Heiligkeit, folglich der vollkommenen Freiheit eingeprägt war, und daß folglich hier, und nur hier, die Schönheit zu finden war, deren Spuren sein tiefster Trieb verfolgte. Aber der reichbegabte Mann war in so fern arm, daß er nur fähig war die Schönheit sinnlich zu empfinden, nicht sie geistig zu erkennen. Die letztere Fähigkeit besaß einst Platon, aber ihm fehlte für sein geistiges Auge das lebendige Ideal, und er mußte sich an einem Schattenbilde begnügen. Uns aber ist es vergönnt zu sehen, was „viele Propheten und Könige" nicht sahen, obwohl die Sehnsucht darnach in ihrem Inneren brannte. Christus steht vor uns, wie er, immer Derselbe, immer die reine, unbefleckte Geistigkeit, die göttliche Freiheit behauptend, und keinen Augenblick seines Lebens in die Schlingen der Sünde, d. h. der Knechtschaft gerathend, die Welt und ihre Lockungen zurückweiset, ihre Verfolgungen, ihren Haß und ihre Bosheit ruhig-mild erträgt, dagegen aber alle Macht seines Willens nur zum Wohlthun, zum Helfen, zum Retten dessen was verloren war, anwendet. Wir sehen aber auch welche Kraft dieß ist. Es ist eine heilige, eine Gottes-Kraft, eine Kraft der Wunder, d. h. eine Kraft die der Natur gebietet, weil diese dem Geiste unterthan ist. Und Er sollte diese Kraft nicht besessen haben? und Wunder d.h. Thaten durch Gottes Kraft, sollten Unmöglichkeiten sein? In wem Gott leibt und lebt, der besitzt auch Gottes Kraft; und „bei Gott ist kein Ding unmöglich." Er wäre nicht der Heilige, als den ihn uns sein ganzer Wandel darstellt, wenn nicht ein Wort von ihm, ein Wink seiner Hand, im Nu die Kranken zu heilen, die Todten wiederzubeleben vermöchte. Ein kurzsichtiger, beschränkter Sinn macht ihn zum einsichtsvollen Arzte, oder auch zum Magnetiseur; ein gemeiner, niedriger Sinn macht ihn zum Betrüger; und die überkluge Weltweisheit macht das Wunder zur Mythe, und überhaupt

Ihn, dessen Leben und Wirken so klar und offen vor uns liegt, zur mythischen Person. Nun so läugnet lieber gar, gegen die laute und wahrhafte Stimme der Geschichte, daß Er einst, zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte, auf Erden wandelte, oder, wenn ihr auch zugebt daß er zur Zeit des Tiberius, und zu Jerusalem und in der Umgegend lebte, so läugnet daß er redete und handelte. Was wir aber von seinen Reden und Thaten durch die Evangelisten und Apostel wissen, das vereiniget sich auf wunderbare Weise zu Einem Bilde, zu dem Bilde des Heiligen in göttlicher Vollkommenheit. Wie hätten diese einfältigen Fischer ein solches Ideal aufstellen können, wenn sie es nicht vor Augen gehabt hätten? Abgesehen nun von der Kraft seines heiligen Willens, und lauschend auf sein Wort, was vernehmen wir? eine Weisheit, gegen welche aller Menschen Weisheit Thorheit ist: das reine Zeugniß der Wahrheit. „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Und: „Gott will daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." Und: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr das Himmelreich nicht erwerben." Und: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst." Und: „So ihr bleibet in meiner Lehre, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." Von solcher Beschaffenheit war jedes Wort das aus seinem Munde ging, so weit es seine schlichten, wahrhaftigen Schüler einfach und klar aufgezeichnet haben. Und sollten die Worte, die wir nicht mehr vernehmen, anders gewesen sein? Dann müßte der, in dessen Munde, laut dem Zeugniß Aller, nie ein Betrug erfunden wurde, heute Dieser und morgen ein Anderer gewesen sein, bald ein wahrhafter Mensch, und bald ein Heuchler und Lügner. Ihr Weisen aller Zeiten, wer von euch hat je von sich sagen können: „ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeuge." Und ihr Zweifler aller Zeiten, könnt ihr, wenn ihr aufrichtig seid, die Summe aller Wahrheiten bezweifeln, die er bald in Lehrworten, bald in Gleichnißreden aussprach? Darum aber, weil er die Wahrheit selbst war, haßte und strafte er auch die Lüge, und die Heuchelei, wo er sie traf. Werfen wir nun einen betrachtenden Blick auf seinen Geist, den Geist der Wahrheit, so müssen wir eingestehen: es war ein wahrhaft freier Geist; denn die Wahrheit

machte ihn frei. Er unterlag also nicht der Knechtschaft der Täuschungen, Irrthümer, Vorurtheile, oder irgend einer Art des Wahns. Gegen alle diese Auswüchse des menschlichen Verstandes war er verwahrt, sie hatten ihm nichts an, so wenig als die Finsterniß dem Lichte. Darum konnte er auch sagen: „ich bin das Licht der Welt.“ Er war also, wie in der heiligen Kraft seines Willens, so in der seines Geistes, ein vollkommen Freier. Er war es aber auch in der Kraft seines Gemüths, in seiner unendlichen Liebe. Die Liebe, wie sie in Christus war und herrschte, als der Impuls seines ganzen Lebens, diese Liebe ist, nach dem was wir früher dargethan, der höchste Act der Freiheit: denn sie ist der höchste Act der Selbstbeschränkung und Selbstverläugnung. Sie setzt die vollkommenste Freiheit des Gemüths voraus. Je gebundener das Gemüth ist, desto weniger ist es dieser Liebe fähig. Und liegt nicht dieses göttliche Gemüth offen vor uns da? Man möchte sagen: jeder Griffelzug seiner Darsteller zeichnet uns eine lebendige Bewegung der Liebe in seinem heiligen Herzen. Wer erkennt dieß nicht an? Wem wäre hierüber noch etwas Neues zu sagen? Aber eben diese Liebe in seinem ganzen Thatleben zu verfolgen, sie in allen ihren Aeusserungen aufzufassen, muß das Geschäft dessen sein, der den Menschensohn vollkommen kennen lernen will: denn aus ihr quillt uns der Quell des ewigen Lebens entgegen. Eben so wie er sagte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht,“ hätte er auch sagen können: meine Liebe vergehet nicht. Ja, in ihr lebt uns noch in diesem Augenblicke der Beweis daß der Menschensohn Gottes Sohn war: denn nur Gott kann lieben wie Christus liebte. Hier liegt für den Schüler in der Kunst des Lebens das tiefste Studium, ohne dessen Uebung er nie zum Ziele gelangen wird. Die Liebe ist der Probierstein der Freiheit. Der nenne sich nicht frei, der noch nicht lieben kann in Christus Sinne. Wir haben hinreichend von dieser Liebe gehandelt. In sie fließt alles wahre Denken und richtige Handeln zurück und zusammen. Wäre Christus, unser Meister, nicht erschienen, wir wären nicht blos alle noch Knechte, sondern wir könnten auch keine Freien werden: denn wir wüßten nichts von der Liebe. Das Geheimniß der Meisterschaft in der Kunst des Lebens wäre uns verschlossen geblieben. Nun ist es aber offenbar, und wir haben nur den Fuß-

tapfen des Meisters zu folgen, um auch für uns die göttliche Freiheit zu erreichen, so weit es für Menschen möglich ist. Soll noch ein Wort darüber gesagt werden daß Christus als ewiges Muster vor uns steht? Gewiß nicht. Aber es kann nicht genug gesagt werden daß wir als echte Schüler der Lebenskunst kein Auge vom Meister verwenden dürfen, daß wir immer aufmerksamer auf seine Rede, auf sein Thun, auf die innersten Triebfedern seines Herzens sein müssen. Aber hiezu gehört vor allen, nicht blos daß wir bereit sind ihn zu vernehmen und ihn zu beachten, sondern auch, und zunächst nach dieser Bereitwilligkeit, daß wir fähig und geschickt sind ihn zu verstehen. Und das ist das große Unglück aller Zeiten gewesen, seit das Christenthum sich in der Welt Bahn gemacht, daß der Meister so oft nicht nur nicht verstanden, sondern auch gröblich mißverstanden worden ist; ja, daß man nicht selten absichtlich und für selbstische Zwecke seinen Worten einen ganz andern Sinn untergelegt hat, als den sie wahrhaft und im Geiste des Meisters enthalten. Dadurch ist die Lehre vom ewigen Leben, die er verkündigte, sehr verunstaltet worden. Man hat auf den Grund, den Christus und die Apostel legten, ein ganz falsches Gebäude aufgerichtet. Wen dieses Gebäude gefangen hält, kann aus dem Labyrinthe desselben nicht wieder heraus, und sein Gesichtskreis, wie der Kreis seiner Thätigkeit ist auf eine beschwerliche Weise beengt und gehemmt. Es ist daher für den Freund der Wahrheit durchaus nothwendig das Gebiet menschlicher Mißverständnisse, Mißdeutungen, und falscher Satzungen zu meiden, und sich so fern als möglich von ihm zu halten, um unbefangenen Geistes die Stimme des Meisters, und aus ihr seinen Geist zu vernehmen. Auch Schreiber dieses unterzeichnet die Worte: „es ist in keinem Andern Heil als in Christo;“ aber auf welche Weise das Heil durch Christum an uns gelange, das will er zunächst nur aus seinem eigenen Munde vernehmen. Und so drängt er sich denn überall hin wo er Den sprechen hören kann, der da sagte: „Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.“ Er verfolgt den Meister mit seinen Schülern, wo Er zu diesen besonders redet, und dann überall hin, wo Er sich auch Andern mittheilt; er begleitet ihn bald in den Tempel, bald auf seine Wanderungen, bald in die Häuser seiner Gastfreunde, bald unter die lauschende und staunende Menge, jetzt an

einem Hügel, jetzt am Meeresufer; kurz, er begleitet ihn von seiner ersten öffentlichen Erscheinung an bis zu seinem Leidens- und Todes-Tage, und bis zu seiner Wiedererscheinung, nach der Auferstehung, unter seinen Jüngern, endlich bis zu seiner sichtbaren Aufgehobenheit zum Himmel. Er findet überall den ruhigen, sich selbst gleichen, seiner selbst und Gottes gewissen, ernst-milden, demüthig-erhabenen, liebreich-segnenden, trostreich-helfenden, göttlich-vergebenden Menschensohn, dessen einziges Tagewerk ist das Himmelreich zu verkündigen und die gesammte Menschheit in dieses Reich einzuladen, zu dem „Gastmahle des Königs, der seinem Sohne Hochzeit macht." Er hat nichts zu verkündigen von der Welt und dem Leben in dieser Welt. Gleichsam als sei das Irdische und Zeitliche schon vergangen, steht nur das ewige Leben, das in ihm ist, und das er den Seinigen verheißt, vor seinen Augen. Es ist der Gegenstand von jedem Worte seines Mundes, die Wahrheit die er auszusprechen hat, und zu deren Zeugniß er in die Welt gekommen ist. Welcher Mensch hat Aehnliches verkündiget, hat nur für diese Verkündigung gelebt, und ist für sie gestorben, aber auch wiedererstanden vom Tode? Keinem der Erdebewohner ist eine solche Botschaft an das Menschengeschlecht in den Sinn gekommen, aber auch Keiner hat sich als himmlischen Boten verbürgt wie Er, der durch sein heiliges Leben bewies, daß er aus dem Reiche des Geistes und der Freiheit kam. Aber Alle die, welche in dasselbe Reich verlangen, müssen aufhören Knechte zu sein, und Freie werden, aufhören dem Vergänglichen zu leben, und das Unvergängliche zu ihrem Ziele machen. Dieß ist seine Lehre, seine Vorschrift, seine Bedingung für das Gastmahl des ewigen Lebens. „Ein hochzeitlich Kleid," das Kleid der Freiheit, (Heiligkeit) sollen wir anziehen, und das der Knechtschaft (Sünde) ablegen. Erschrickt Jemand vor dem Worte Heiligkeit, so muß er auch vor dem Worte Freiheit erschrecken: denn beides ist, wie wir wissen, dasselbe. Die Menschen nun zu dem Leben in der Freiheit zu bilden, durch Unterricht, durch Beispiel, das war, nach jener Botschaft, das wesentliche Geschäft des Meisters. Die Menschen zu erlösen, sie zu Freien machen, das war der Zweck seiner Erscheinung, wie der Grund derselben die Mittheilung des ewigen Lebens war. Wie wird man aber erlöset oder zum Freien gemacht? Wie man zum Künstler gemacht

wird: nicht indem man das Werk des Meisters anstaunt, und seine Genialität verehrt, oder im blinden Glauben, ohne Einsicht und Ueberzeugung anerkennt, sondern indem man, nach dem Unterricht und Beispiel des Meisters selbst Hand anlegt um das Schöne allmählich auch hervorzubringen. Der falsch verstandene Begriff der Erlösung ist es, welcher gemacht hat daß so Viele die Hände in den Schooß legen, und nicht durch Arbeit und Thätigkeit, sondern durch Leidendlichkeit und den blinden Glauben daß fremde That für unsere eigene gelte, in das Reich der Freiheit gelangen wollen. Wir haben uns zum Theil bereits früher über den wahren Sinn des Ausdrucks: „sich das Verdienst Christi im Glauben aneignen," erklärt. Es muß jetzt nochmals und auf das bestimmteste wiederholt werden, daß hiedurch jene Leidendlichkeit zu rechtfertigen nur das gröbste Mißverständniß im Stande ist. Worinne besteht Christi Verdienst? darinne daß er sich zu uns herabgelassen hat mit seiner Lehre, (wozu auch sein Beispiel gehört) und mit der Bestätigung seiner Lehre durch seinen Tod und seine Auferstehung. Wie können und sollen wir uns nun dieses Verdienst aneignen oder zu dem unsern machen? auf keine andere Weise, als indem wir uns nach seiner Lehre und seinem Beispiele bilden: denn dieß ist eben mit dem Ausdrucke im Glauben genau bezeichnet, indem Christus selbst unter dem Glauben an ihn nichts anderes versteht, als die bereitwillige, zweifellose Anerkennung seiner Lehre als einer wahren, und die hieraus sich ergebende Befolgung derselben. Christus verlangt nicht mehr als jeder Meister einer Kunst. Wenn der Schüler diesem Verlangen nicht entspricht, so wird er auch nicht Künstler. Wir haben also gerade das Gegentheil zu thun von dem, wozu sich so Viele, selbst mit dem Bewußtsein eines inneren Widerspruchs, zwingen. Also keine Leidendlichkeit, sondern Thätigkeit! Unsere Erfahrung lehrt uns daß alle Passivität das Leben tödtet; wie könnte sie gerade in diesem Falle uns das Leben gewinnen? Also Thätigkeit, um uns nach der Lehre und dem Beispiel, ja, nach dem Gebot des Meisters, frei zu machen, weil wir nur als Freie in sein Reich eingehen können. Die mancherlei Studien und Arbeiten nun zu diesem Behuf, nach dem richtig verstandenen Meisterworte, hat unsere Orthobiotik, nach dem besten Vermögen ihres Verfassers, aufgestellt; und letzterer ist ganz

beruhiget hinsichtlich alles dessen, was man darüber äussern wird: denn die Probe der Wahrheit liegt in Jedermann's Händen. Dem Verfasser ist Christuslehre Freiheitslehre; und am Schlusse dieses Buchs kann er nun sein kleines Geheimniß — wenn es eines war — verrathen, nämlich daß er durch diese Orthobiotik wesentlich und positiv nichts anderes bezweckte als einen Beitrag zum richtigen Verständniß des Höchsten und Besten was die Menschheit für die Leitung zu ihrer Bestimmung besitzt. Nochmals, Christuslehre: Freiheitslehre! Dieser Begriff, klar und gründlich aufgefaßt, sprengt alle Fesseln die wir uns selbst in geistiger Beziehung angelegt haben; er beruhiget uns, er ermuthiget uns, er macht uns heiter und fröhlich. Und dieß ist das sicherste Zeichen daß wir die Wahrheit ergriffen haben. Daher auch der freudige Zuruf des Apostels an Die, welche die Wahrheit besitzen: „Seid allezeit fröhlich!"

Staats-
Bibliothek
Bambergs

Des Verfassers übrige Schriften.

Grundzüge der Naturlehre des menschlichen Organismus. Leipzig, 1807. (Solbrig.)

Beiträge zur Krankheitslehre. Gotha. 1810. b. Perthes.

Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens, oder der Seelenstörungen. 2 Bde. 1818. Lpz. b. F. C. W. Vogel.

Lehrbuch der Anthropologie. 1822. Lpz. b. F. C. W. Vogel. (2te verm. und verb. Aufl. 1831.)

Lehrbuch der Seelengesundheitskunde. 2 Bde. 1823. Lpz. b. F. C. W. Vogel.

Ueber die Wahrheit. 1824. Lpz. b. Hartmann.

Anweisung für angehende Irrenärzte zu richtiger Behandlung ihrer Kranken. Lpz. 1825. b. F. C. W. Vogel.

Anti-Organon, oder das Irrige der Hahnemann'schen Lehre im Organon der Heilkunst. Lpz. 1825. b. Hartmann.

System der psychisch-gerichtlichen Medizin. Lpz. 1825. b. Hartmann.

Die Psychologie als Selbsterkenntnißlehre. Lpz. 1827. b. F. C. W. Vogel.

Ueber die Hypothese der Materie und ihren Einfluß auf Wissenschaft und Leben. Lpz. 1828. b. Hartmann.

Von den Grundfehlern der Erziehung und ihren Folgen. Lpz. 1828. b. F. C. W. Vogel.

Pisteodicee, oder Resultate freier Forschung über Geschichte, Philosophie, und Glauben. Lpz. 1829. b. F. C. W. Vogel.

Der Schlüssel zu Himmel und Hölle im Menschen, oder: Ueber moralische Kraft und Passivität. Lpz. 1829. b. Lehnhold.

Geschichte und Kritik des Mysticismus aller bekannten Völker und Zeiten. Lpz. 1830. b. Hartmann.

Grundzüge der Criminalpsychologie. Berlin, 1833. b. Dümmler.

Die Lüge. Lpz. 1834. b. Friedr. Fleischer.

Unterricht in zweckmäßiger Selbstbehandlung bei beginnenden Seelenkrankheiten. Lpz. 1834. b. F. C. W. Vogel.

Ueber Erziehung und Selbstbildung. Lpz. 1837. b. C. Cnobloch.

(Pseudonym): Gesammelte Blätter von Treumund Wellentreter. 4 Bde. 1818—1827. (1. 2. 3. Bd, b. Gleditsch. 4. b. Hartmann.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinroth, Johann Christian August

Orthobiotik oder die Lehre vom richtigen Leben

Leipzig 1839
Bamberg, Staatsbibliothek -- Hyg.o.41
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11699098-5